



*Fritz-Reuter-Denkmal in Stavanger*

**Denkt daran,**

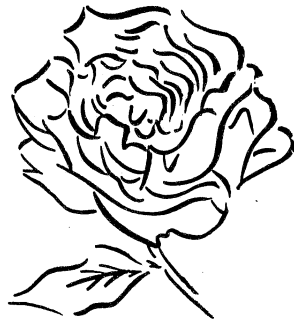
**daß wir 400 Exemplare kostenlos an  
diejenigen Freunde schicken, die nicht  
zahlen können, sich aber uns ganz  
besonders verbunden fühlen!**



*Dörchlüchting-Denkmal in Neubrandenburg*

# Das Carolinum

*Blätter für Kultur und Heimat*



Fritz Reuter \*7. 11. 1810

---

26. Jg. - Nr. 32

Göttingen

Winter-  
Halbjahr 1960

**Alle Rechte vorbehalten**  
Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten

Im Auftrage der Carolinerschaft herausgegeben  
von  
Oberstudiendirektor a. D. Gustav Piehler  
Göttingen, Guldenhagen 19

Druck: Buchdruckerei und Graphische Werkstätten  
Gebrüder Wurm K. G., Göttingen

## VORWORT

Wir wußten um die Verpflichtung, ein Sonderheft zum 150. Geburtstag des größten mecklenburgischen Dichters, Fritz Reuter, herauszugeben, da das „Carolinum“ die einzige mecklenburgische historisch-literarische Zeitschrift ist, deren Mitarbeiter in allen Gebieten deutscher Zunge wohnen. Uns fehlten jedoch die Mittel, und so waren wir gezwungen, im jetzt erscheinenden Winterheft den großen Sohn Mecklenburgs, dessen Werke in fast alle Kultursprachen übersetzt wurden, zu ehren.

Den 7. November 1960 wollen wir als eine Mahnung betrachten, Fritz Reuter und die niederdeutsche Sprache mehr als bisher zu würdigen. Das schwere Schicksal Reuters sollte in ihm den großen niederdeutschen Humoristen wecken, der Millionen von Menschen durch seine Werke in ihrem Lebenskampf stärkte, sie aus den Fesseln und den Niederungen des Daseins erlöste und auch heute noch in der dumpfen, hektischen Hast der Nachkriegszeit zur inneren Befreiung führen will. — Das *Niederdeutsche oder Plattdeutsche* aber ist *nicht*, wie viele glauben, ein *Dialekt* gleich dem Rheinischen oder Sächsischen, sondern eine eigene Sprache, die, wie das Englische, auf einer anderen Entwicklungsstufe des Germanischen steht als das Hochdeutsche und an mehreren deutschen Universitäten, so in Rostock, Kiel, Hamburg, Münster und Göttingen, ihre eigene Professur mit besonderem Seminar besitzt. Die *niederdeutsche Sprachgrenze* verläuft nach der Aufnahme von 1880, die im ganzen heute noch gültig ist, in folgender Linie: Kempen, Krefeld, Remscheid, Gummersbach, zwischen Sauerland und Rothaargebirge, Edertalsperre, Kassel, Friedland bei Göttingen, Bad Sachsa, Aschersleben, Kalbe südlich Magdeburg, zwischen Wittenberg und Frankfurt an der Oder, mit einem Bogen nördlich Berlin, Landsberg a. d. Warthe, Bromberg, Südgrenze von Ostpreußen. Das *Niederdeutsche* umfaßt also ein *großes Sprachgebiet*. Seine Pflege sollte vor allem den Mecklenburgern am Herzen liegen.

So möge dies Heft hinausgehen mit dem Wunsche, daß Fritz Reuter stärker in aller Herzen wach wird und daß es manchen wieder zu Fritz Reuter und der niederdeutschen Quelle des Humors hinführt, die er schon vergessen oder verloren glaubte.

*Der Herausgeber*

## Aus: FRITZ REUTER

von Friedrich Griese,

Verlag Cotta, Stuttgart 1938, 23.— 27. Tausend.

Diese Sammlung (der *Läuschen und Rimels*) half nicht nur dem Dichter, sie hatte auch ihre Bedeutung für den Menschen Fritz Reuter. Der Kampf, der hinter ihm lag, die Mißhandlung einer Jugend bis in das reife Mannesalter hinein, unfruchtbar und sinnlos ihrer ganzen Art nach, mußte überwunden werden, ehe die eigentliche Arbeit begann, und da dieser Kampf menschlich nicht zu überwinden war, konnte es nur vom Dichter aus durch das Werk geschehen.

„Wäre Reuter jünger gewesen, dann läge für uns heute der Beginn dieser Überwindung vielleicht in einem Buche wie „Kein Hüsung“ vor. Wahrscheinlich hätte aber ein Werk dieser Art die notwendige Befreiung gar nicht bringen können, des Stoffes wegen nicht und wegen der ebenfalls sinnlosen und unfruchtbareren Ausrichtung der zu schildernden Welt. So mußte der Beginn des Werkes wohl mit einem Buche wie „Läuschen und Rimels“ gemacht werden, im Sinne der geistigen Führung, die dem Schaffenden unsichtbar die Wege weist, notwendig und heilsam, wie uns Spätergeborenen scheinen will.

Was ging vor, als Reuter diese Gedichte schrieb, eines nach dem andern, fast pausenlos und anschließend ohne inneren Zusammenhang mit dem, was er als Mensch in der zurückliegenden schrecklichen Zeit erlebt hatte? Was ging vor, als er nach Geschichten stöberte, Freunde darum anging, das Gefundene in Verse umgoß, auf der Suche nach neuem Stoff war, um auch diesen wieder in Reime zu bringen? Er handelt, als ob gar nichts anderes mehr für ihn vorhanden wäre, nichts anderes als das eine: kurze Geschichten in Gedichtform niederzuschreiben.

Es wird für uns gut sein, wenn wir uns überwinden können, in diesen Versen doch mehr zu sehen als gereimte kleine Nichtigkeiten. Der Wille zur Erkenntnis der letzten Gründe jedes dichterischen Schaffens muß es uns möglich machen, uns an das zu halten, was vorhanden ist, und da handelt es sich in der von Reuter geschilderten Welt um das mecklenburgische Bauerntum seiner Zeit. Es war nicht nur so, wie es uns bei dem Dichter erscheint, es war auch so, aber doch nicht in seinem Kern, nicht in seiner wehesten und nicht in seiner fröhlichsten Stunde, also nicht dort, wohin der Dichter immer zu gehen hat, wenn er sich zu seinem Volk begibt.

Was also ging in Wirklichkeit vor, als Reuter diese Geschichte schrieb? Es ging das eine vor, daß er es nötig hatte, sich mit diesem herben und schweren Stoff, einem sehr traurigen Kapitel der deutschen bäuerlichen Geschichte, in die Zone des oftmals lauten und groben, des ungezügelten, endlosen Lachens zu begeben. Unzweifelhaft wurde dem Dichter dieses Lachen erleichtert, weil er es ja deutlich aus der von ihm aufgesuchten Welt herauschallen hörte. Es war keine dumpfe, hörige Welt, oder doch nur äußerlich, in Wirklichkeit waren die Menschen in ihr klug und überlegen und findig

genug, sie hatten nur zu wenig Raum, um ihre Überlegenheit und Findigkeit ansetzen zu können und sich auswirken zu lassen, sie hatten zu wenig Zeit, zu karge Möglichkeiten. Wenn es uns möglich ist, mit dieser von Reuter geschilderten Welt zugleich deren geschichtlichen Bestand zu sehen, den damaligen bäuerlichen Lebenskreis, dann ist der Weg von den Gedichten Reuters zu den Bauernbildern Pieter Brueghels bestimmt kürzer als zu jedem Schriftsteller, der vor oder gleichzeitig mit ihm schon Verse aus dem ländlichen Leben geschrieben hatte.

Für den Dichter aber war dieses ungehemmte, schonungslose Gelächter, das er niemals wieder aufgesucht hat, weil er es nicht wieder nötig hatte, das Lachen der Befreiung, der Überwindung seelisch schwerster und fast untragbarer Jahre. So gesehen, handelt es sich in diesen gereimten Erzählungen um die dem Dichter zu Beginn seines Werkes gewährte innere Lösung der Dinge, die menschlich nicht lösbar gewesen waren. Nach all den Jahren der Zerstörung, der inneren Unsicherheit war es der Beginn zum Aufbau, noch nicht die Untermauerung des Gewölbes, aber das Bereiten der Baustelle, die Säuberung des Grundes, der das Gewölbe tragen sollte.

Als das geschehen war, konnte der Dichter an das Werk gehen und schaffen, was ihm vorbehalten war. Freilich war die Zeit für seine Arbeit kurz bemessen, allzu kurz, er kannte seinen Körper, der ihm von allerlei Entbehrungen und Schädigungen und eigenen Verwüstungen deutlich genug sprach. Er hatte nicht Zeit genug, seine Sprache im Geist der Mundart, in der er dichtete, immer echt und klar und einfach zu machen wie den Gesang sommerlicher Äcker. Er arbeitete anders, er warf hinaus, zuweilen Schwaches und Ungeklärtes und sprachlich Unreines, aber er konnte nicht anders, und er bewegte ja viele, viele Herzen. Er begründete auch, daß er nicht konnte oder wollte, aber er sagte doch nicht das Letzte: daß er ein Mann der Eile, der Hast war, mochte es manchem auch anders erscheinen, der Mann, der keine Zeit hatte, weil sein Arbeitstag nur kurz war.“ (Aus der Einführung des Verfassers zu: Reuters Werke, Bibliographisches Institut, Leipzig.) — —

Das Buch „*Ut mine Festungstid*“ ist in vielfacher Beziehung ein schonungsloses Buch, nicht nur in der Kennzeichnung von Personen und Zuständen, die diese sieben fruchtlosen schrecklichen Jahre verschuldet haben, es ist auch schonungslos gegen den Dichter selbst. Man braucht dabei unter manchem andern nur an die kurze Bemerkung zu denken, die auf den unseligen Hang Fritz Reuters zielt: „Un dat Bir was en gauden Fründ von mi von Jena her un stünn mi bi, dat wüßt ick.“ Diese anklägerische Seite des Buches ist jedoch nicht sein Wesentliches, sie ist zwar über das Ganze verteilt, aber es sind doch immer nur wenige Sätze, die bekunden, wie schwer die Last dieser Zeit einmal dem gewesen ist, der hinterher von ihr berichtet. Gerade die Art nun, die jene dumpfen, grollenden Hinweise mit dem ebenso sicheren wie durchgehends leidenschaftslosen Ton des Erzählers abdeckt, deutet dahin, wo das Besondere und Einmalige dieses Buches liegt.

„Ick satt up minen Strohsack allein, wo lang<sup>7</sup>, weit ick nich; wat ick an desen Abend dacht hew, weit ich ok nich. Ick wakte von en Slätelklimpern



up — dorvon wakt jeder Gefangen up, un set hei ok dusend Johr —, üm mi was dat Nacht; ick hadd woll lang' so seten.“

„Mi was hüt morgen ganz anners tau Sinn as gistern Abend; eine Nacht ruhigen Slap makt en annern Minschen: dortau schinte de Sünn in min Finster, un mine Gardinen wiren taum Glück nich so dicht, dat sei den Strahl nich up mi fallen leten. Ick künn nah'n Dur henseihn, dor kemen Kutschen rinne tau führen un Postwagens un Markwagens, ok en Likenwagen führte rute — dat hadd ick sid virtehalw Johr nich mihr seihn — mi kem allens schön vör, ok de Likenwagen.“

„Ick set'te mi also dal un schrew en schrewen Breiw an den Ollen, dat dat Weglophen mi sihr taudränglich sin würd, dat ick dat ungeheuer fin infädeln würd, dat ick en poor richtige Mitkollegen dortau hadd, un dat uns kein Deuwel wedder krigen süll; ick för min Part wull denn nah Sweden gahn, wull dor Landmann spelen, mi in Schonen en Gaud, wenn't mäglich, 'ne lütte Grafschaft köpen un wull denn ümmer af un an heimlich nah Meckelnborg räwer kamen un em en beten besäuken; un tau all dese Herrlichkeit hürte wider nicks tau as en poor hunnert Daler Geld, de süll hei dortau hergewen, dat anner besorgte ick denn nahsten.“

„Min oll Vader was kamen un hadd mi besöcht; hei was desülwige olle gaude Vader von vordem; äwer in de säben Johr wiren mit mine Hoffnungen ok sine verdrögt; hei hadd sick gewennt, mi so antauseihn as ick mi sülwst ansach — as en Unglück; hei hadd sick vör de Taukunft en annern Tausnitt makt, un ick stunn nich mihr vöran in sin Rekenexempel.“

Es kommt zur Erklärung der Wirkung des Buches hinzu, daß es mehr als alle andern Bücher des Dichters ein Erlebnisbericht ist. Als solches handelt es von dem Sieg des Willens und der unzerstörbaren Kräfte des Gemüts über die andringende äußere Not. Und von hier aus zeigt sich die „Festungstid“ nicht nur als ein Buch deutlich norddeutscher Prägung, es ist darüber hinaus auch immer eines der Erziehung und Erhebung im allgemein deutschen Sinne gewesen. — —

Der Titel des Werkes „*Ut mine Stromtid*“ zeigt an, daß es sich nach dem Willen des Dichters auch in ihm um einen Erlebnisbericht handelt, aber er ist es in anderem Sinne als die „Festungstid“. Wohl beruht auch dieses Buch auf Erfahrungen und Erlebnissen, die dem Dichter geworden sind, sie sind ihm jedoch nur Anregung, Ausgangspunkt gewesen.

Am Schluß des dritten Bandes nennt er selbst Art und Ziel seines Werkes.

„Un nu mag woll noch männigein mit de Frag' kamen: Wo liggt denn Pümpelhagen und Gürlitz un Rexow? — Je, up de Landkort wardt ji sei vergewes säuken, un doch liggen sei in unsern dütschen Vaderlan'n, un ick will hoffen, sei sünd mihr as einmal tau finnen. — Allentwegent, wo en Eddelmann wahnt, de sick nich mihr dücht as sine Mitmischen un in den nidrigsten von sine Arbeitslüd' sinen Mitbrauder erkennt un sülwst mit arbeiten deiht — dor liggt Pümpelhagen. — Allentwegent, wo en Preister predigt, de nich in sinen Äwermaud verlangt, dat alle Minschen dat glöwen sälen, wat hei glöwt, de keinen Unnerscheid makt tüschen arm un rik, de nich blot predigt — ne! — ok mit Rat un Daht in de Bucht springt, wenn't

gellt — dor liggt Gürnitz. — Allentwegent, wo de Börger wirkt un schafft, de den Drang in sick fäult, in Weiten un Känen wider tau kamen, un den dat Ganze mihr gellt as sin eigene Geldgewinn, dor liggt Rexow. — Un allentwegent, wo dese drei dörch de Leiw' von säute Frugens un de Hoffnung up frische, fröhliche Kinner tausamen verbunnen sünd, dor liggen ok de drei Dörper tausamen.“

Es ist oftmals darauf hingewiesen worden, daß auch derjenige, der mit ländlichen Verhältnissen nicht vertraut sei, das Buch doch mit vollkommener Anteilnahme lese. Das liegt daran, daß es Reuter gelungen ist, die Welt dieser Menschen ganz auszuschöpfen und dadurch auch dem Nichtkenner so lebendig zu machen, als ob er soeben gerade darin eingetreten sei. Was ihn wie jeden andern das Buch aber nicht nur mit Anteilnahme, sondern auch mit tief innerer Befriedigung lesen läßt, hat darin seinen Grund, daß der Dichter den Menschen unseres Volkes, deren Tage „mit harter und ernster Arbeit erfüllt und durch die Strahlen der Kunst nur spärlich verschönt werden, das, was sie haben — die Familie, das Hauswesen, die Arbeit — verklärt wie kein anderer. Hunderttausende haben durch ihn das Bewußtsein erhalten, wie tüchtig und brav ihre Existenz ist, wie viel Wärme, Liebe und Poesie auch in ihrem mühevollen Leben zum Tage kommt. Sie alle sind durch ihn freier, reicher und glücklicher geworden.“

Wenn wir die „Stromtid“ darüber hinaus als Kunstwerk werten wollen, dann darf gesagt werden, daß es Reuter gelungen ist, etwas zu schaffen, was immer das Kennzeichen jeder großen Dichtung war: echt in den einzelnen Teilen und in seiner Gesamtheit geschlossen. — —

Niemals hat sich Fritz Reuter in seinem Werk innerlich und äußerlich dem Lande fremd gemacht, dem er von Geburt und Lebensgang her zugehörte. Demnach war er ein Heimatdichter. Da es ihm aber gegeben war, den von ihm zum Leben gerufenen Menschen, trotz deren heimatlicher und zeitgeschichtlicher Gebundenheit, das Gesicht des größeren Stammes zu geben, so ist er ein deutscher Dichter. In diesem Gesicht konnte er zugleich die Züge des ewigen Menschengesichts erkennen und nachzeichnen, und so ist er einer der Großen der Weltliteratur geworden.

Daß es ihm möglich war, hinter den tragischen Vorfällen zeitlichen Geschehens den überzeitlichen Sinn zu erkennen, der die Schwere des Einzelalles löst, damit seine Tragik aufhebt und das düstere Antlitz ins Licht rückt, macht ihn zum Humoristen.

# Über Fritz Reuter - Der Stammbaum

von Irmgard Unger-Brückner

	Seite
I. Das Profil Reuters (Abb. 1)	8
II. Der Stammbaum der Familie von Fritz Reuter (Abb. 2)	10
III. Die Familienuhr und das Uhrhaarband, Weihnachten 1839 (Abb. 3)	16
IV. Gedicht von Ernst Boll, Weihnachten 1860 (?)	18
V. Die Spickgans von Kappheim, Weihnachten 1863	19
VI. Der Puter (Kuhnhahn) für Bismarck, Weihnachten 1866	21
VII. Fritz Reuter in Neuseeland (1868) und in Japan (1959) (Abb. 4)	24
VIII. Fritz - Reuter - Stammtisch im Ratskeller zu Neubrandenburg (Abb. 5)	27

## I.

### Das Profil Fritz Reuters



*Scherenschnitt von Bernhard Reinhold*

Der 150jährige Geburtstag Fritz Reuters verpflichtet uns, dieses bedeutenden deutschen Dichters dankbar zu gedenken, der am 7. November 1810 in Stavenhagen, unweit von *Neubrandenburg*, geboren wurde. Hier hat er in sieben Jahren (1856—1863) seine bemerkenswertesten Dichtungen verfaßt oder begonnen. In dieser Stadt erwarb er sich Freunde, die ihn zu seinen Werken anregten und vor allem auch am Stammtisch im Ratskeller in heiteren, humoristischen Gesprächen den Dichter Fritz Reuter erweckten. Er hatte die Gabe eines wirklichen Humors. So hat Fritz Reuter den schwe-

ren und trüben Jahren der „Franzosenzeit“ und seiner „Festungzeit“ durch seinen tröstenden und die Tragik tötenden Humor den Ärger und den Haß genommen, dies auch, obgleich ihm durch die „Festungzeit“ körperlich schwerer Schaden erwuchs, an dem er sein Leben lang zu leiden gehabt hat. Er behielt doch seine menschenfreundliche hochherzige Denkungsart. Und dies auch seinem Vater gegenüber, der ihn nicht zu verstehen vermochte. Diese Umkehrung des Tragischen ins Humorvolle, gepaart mit seiner menschlichen Herzlichkeit, aber brachte ihm nicht nur die Sympathie seiner Landsleute, der Plattdeutschen, in deren Sprache er schrieb, sondern ebenso auch den Beifall der Süddeutschen, der Holländer, wie der ganzen Welt, die ihn wegen seines eigenartigen Humors hoch schätzen. — Zu den Freunden in Neubrandenburg gehörten meine Verwandten, der Arzt des Dichters, mein Großvater, der spätere Medizinalrat Ludwig Brückner (1814—1902), und „die Bollen“, wie sich Fritz Reuter ausdrückte, Pastor Franz Bollen und sein Bruder „Onkel Ernst“. Diese engen Beziehungen sind auch heute noch nicht vergessen, und ich freue mich, hierdurch auch meinerseits einen kleinen Beitrag zu Ehren des Gedächtnisses Fritz Reuters beisteuern zu dürfen.

Als der Historienmaler Bernhard Reinhold (1824—1892) sich am 11. VIII. 1858 mit Luise, der Tochter des damaligen Bürgermeisters von Neubrandenburg Friedrich Brückner (1801—1883), des Bruders meines Großvaters, verheiratete, hat Fritz Reuter hierfür ein Polterabendgedicht (Marktszene) verfaßt.<sup>1)</sup> Diese Gelegenheit hat sich der Maler nicht entgehen lassen, für sich einen Scherenschnitt vom Kopfe Fritz Reuters anzufertigen. Dieses Bild habe ich, nebst einem Bericht über weitere freundschaftliche Berührungen von Fritz Reuter mit meiner Familie, veröffentlicht,<sup>2)</sup> und möchte es hier nochmals wiedergeben wegen der besonderen Eigenart der Darstellung. Diese Silhouette bildet eine vollkommene Ergänzung zu den übrigen, meist von der Vorderseite aufgenommenen Porträts des Dichters, bei denen der große Vollbart die Gesichtszüge meist stark überdeckt und verwischt. Reinhold, als vorzüglicher Porträtmaler, war bestrebt, das Charakteristische dieses interessanten Dichterkopfes besonders hervorzuheben, dadurch, daß er den Hals unterm Kinn sehen ließ, indem er den Vollbart gleichsam nach vornhin kehrte. Das Haar hinten am Nacken ist gestutzt. Der sehr hohe Schädel des Genies ist hier im Profil stärker herausgearbeitet, als bei den übrigen Porträts.<sup>3)</sup>

1) K. Th. Gaedertz, Reutertage III, S. 111 ff.

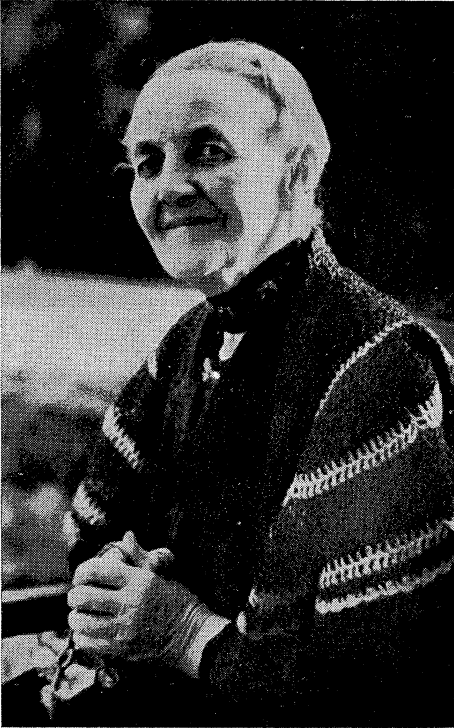
2) Irmgard Brückner, Brückneriana im Niederdeutschen Neubrandenburg, Brückneriana I, Neubrandenburg, 1940, Selbstverlag, Titelbild, und S. 15—26.

3) Ein anderer, mir bekannter Scherenschnitt findet sich vorn auf dem roten Einbanddeckel zum „Fritz-Reuter-Gedenkbuch, 1810—1910“, Wismar, Hinstorff, 1910, herausgegeben von Paul Wernicke. — Es ist aber ein höchst ungeschicktes, verschwommenes, aufwärts schauendes Profil durch Betonung der Haarmasse, ein krasses Gegenstück zum Scheerenschnitt von Bernhard Reinhold. Dieser Künstler verstand es eben besser, das Bedeutende der geistigen Gestalt und den Gehalt des genialen Kopfes eines Dichters zu erkennen und darzustellen.

Professor Wilhelm Seelmann, einer der besten Kenner Fritz Reuters, hat mir seinerzeit seine vollkommene Zustimmung zu der Charakterisierung dieses Scherenschnittes schriftlich geäußert, die er als vorzüglich bezeichnete.

## II

### *Der Stammbaum der Familie von Fritz Reuter*



Frau Ella Brockmann, der Großnichte Fritz Reuters, der verständnisvollen Hüterin seines Erbes, meiner lieben Tante, zur Vollendung ihres 89jährigen Lebensjahres, am 22. 10. 1960, aus Anlaß des 150jährigen Geburtstages ihres Großonkels in Dankbarkeit gewidmet  
von Irmgard Unger-Brückner

*Ella Brockmann geb. Bade, Witwe des  
Gymnasialprofessors Julius Brockmann,  
Neubrandenburg*

Soviel mir bekannt, ist der erste und bis jetzt letzte Stammbaum der Familie von Fritz Reuter im Jahre 1879 von Friedrich Latendorf<sup>4)</sup> sorgfältig aufgestellt und veröffentlicht worden, also vor 81 Jahren.

Daher erscheint es geboten, den Stammbaum, soweit möglich, ergänzt, mit bestimmter Numerierung; nochmals wiederzugeben. Hierfür kam insbesondere das ausgezeichnete Buch von Gustav Willgeroth<sup>5)</sup> in Betracht, sowie die Biographien in den Publikationen der Werke Fritz Reuters von Gaedertz-Neumann, von Wilhelm Seelmann, sowie von Willbrandt.

Die Grundlagen des Stammbaums bei Latendorf waren: 1) Eigene Tradition mit Pastor August Reuter (2a, 3). — 2) Ein Gesangbuch vom Jahre 1741, versehen mit

<sup>4)</sup> Friedrich Latendorf, Zur Erinnerung an Fritz Reuter, verschollene Gedichte, nebst volkstümlichen und wissenschaftlichen Reuter-Studien, Poesneck, Carl Latendorf, 1879, S. 11 und 12, mit Kommentar, S. 13—25. —

<sup>5)</sup> Gustav Willgeroth, Die Mecklenburg-Schwerinschen Pfarren, Wismar, 3 Bände, 1924—1925, Selbstverlag. — Willgeroth hat den Stammbaum bei Latendorf nicht verwertet. Dieser blieb also der Grundstock an sich.

Notizen des *Stammvaters* der Familie *Johann Friedrich Reuter*, der deshalb nicht numeriert ist, über seine sämtlichen 6 Söhne. — Im Gesangbuch wurde die Chronik fortgesetzt von Pastor *Gottlieb Reuter* (2e) bis März 1848, da er im Mai emeritiert wurde. — 3) Stammbaum des Pastors *Carl Reuter* in *Jabel* (2a, 1) vgl. *Latendorf*, S. 21. — 4) Kirchenbücher. — 5) Das Nekrologium des *Schweriner* Gymnasiums (*Latendorf*, S. 23). — Hierzu kommt 6) ein Brief der Ahnfrau *Eva Christine Lehmann* an ihre Tochter *Marie*, Gattin des Pastors *Joachim Reuter*, in *Conow* (2), mit dem Geschenk eines *Tauftuches* <sup>6)</sup> aus dunkelviolettem Seidenbrokat, teils mit Goldspitzen umgeben (0,90 : 0,42 m groß), aus *Pritzwalk*, den 23. 11. 1774, nach *Demen*, dem damaligen Amtssitz des Pastors, seit dem 5. 12. 1773, gerichtet mit einem Glückwunsch zur Geburt des ersten Enkels, *Friedrich Reuter*, des späteren Rektors in *Dömitz* (2a), dessen Geburtstag nur annähernd durch diesen Brief bekannt wurde.

Der erweiterte Stammbaum erstreckt sich bis auf die Familie von Frau *Ella Brockmann*, geborene *Bade*, (2a, 2, a, 1) Tochter von *Eleonore Reuter*, (2a, 2, a), der Lieblingsnichte von *Fritz Reuter* (2b, 2). *Ella Brockmann* ist die Erbin von *Ida Reuter* (2a, 2, d). Sie steht jetzt im 89. Lebensjahre und ich verdanke ihr insbesondere die erfreuliche Gelegenheit, einige, noch unveröffentlichte, interessante, auf *Fritz Reuter* bezügliche wertvolle Dokumente hier bekannt zu geben.

#### *Stammbaum der Familie Fritz Reuter*

(Nach *Friedrich Latendorf*, Zur Erinnerung an *Fritz Reuter*, 1879, S. 11 und 12, sowie mit Ergänzungen aus neuerer Zeit) <sup>7)</sup>

*Stammvater:*  
*Johann Friedrich Reuter*, Cantor und zweiter Lehrer in *Pritzwalk* von vor 1743 bis nach 1752, gestorben zu *Pritzwalk*, vor 1774

= *Eva Christine Lehmann*, geboren ??, lebte am 17. V. 1780 in *Pritzwalk*, gest. 15. XI. 1784 in *Pritzwalk*. — Ihre Mutter: ?? *Lehmann*, geborene??, lebte noch am 13. bzw. 16. XI. 1752 in *Pritzwalk*  
 7 Kinder:

(1) *Carl Friedrich Reuter*  
 Soldat, gest. 20. II. 1780 in *Demen* bei seinem Bruder (2) ohne Nachkommen

(2) *Joachim Friedrich Reuter*  
 gest. 31. XII. 1799, *Conow*  
 Pastor in *Demen* und *Conow*  
 geb. 21. IV. 1745, *Pritzwalk*

= *Catharine Maria Fanter*, Goldschmiedstochter, geb. *Parchim*, 11. III. 1750, wohnte seit 1812 bei ihrem Bruder *Jakob Christian Fanter* in *Parchim* (gest. 12. V. 1825), in *Parchim*, gest. 15. VII. 1826  
 Nachkommen: 6 Söhne (2a—2f)

<sup>6)</sup> Im Besitz von *Ella Brockmann*, veröffentlicht in der *Gartenlaube*, August 1928. *Vermehren*, F. Reuters *Tauftuch*: Meckl. Mon. Heft XI, 1935, 585.

<sup>7)</sup> Der Stammvater, *Johann Friedrich Reuter* hat hier *keine Nummer* erhalten, dagegen seine sämtlichen Nachkommen, und zwar so, daß man den Vorfahren an der ersten Nummer erkennen kann, die aus den 7 Kindern des Stammvaters erwachsen sind. Danach ist nur der zweite Sohn, ein *Zwilling*, also Nr. 2, mit seinen 6 Söhnen zur Erhaltung des Stammbaums tätig gewesen. Im folgenden sind die genannten Abkömmlinge stets mit ihren von mir im Stammbaum eingesetzten Nummern, in Klammern, angeführt worden. Die Frau ist durch „=“ mit dem Manne verknüpft, und nicht extra numeriert worden.

(3) *Johann Friedrich Reuter*  
geb. 21. IV. 1745, *Pitzwalk*  
gest. 20. I. 1782, *Wittenburg*  
Pastor daselbst

= *Johanna Caroline Marbach*,  
gest. 11. IV. 1780, *Wittenburg*  
Nachkommen: 2 Söhne (3a, 3b)

(4) *Christine Friederike Reuter*  
geb. 15. V. 1747, *Pritzwalk*  
gest. 25. II. 1752, daselbst

(5) *Georg Friedrich Reuter*  
geb. 23. II. 1749, *Pritzwalk*  
ausgewandert, eventuell nach *Genf(?)*  
vgl. (6), war Kaufmann(?)

(6) *Gottlieb Friedrich Reuter*  
geb. 29. XII. 1750, *Pritzwalk*  
ausgewandert, vgl. (5)

(7) *Catharina Elisabeth Reuter*  
geb. 13. XI. 1752, *Pritzwalk*  
lebte noch 1780 zusammen mit ihrer  
Mutter *Eva Lehmann*, in *Pritzwalk*

= zweimal verheiratet in *Pritzwalk*,  
zuletzt mit ?? *Schickedanz*

(2a) *Peter Paschen Friedrich Reuter*  
geb. 24. X. 1774, *Demen (Dehmen)*  
seit 1800 Rektor in *Dömitz*,  
gest. *Parchim*, 30. VI. 1814  
Nachkommen: (2a, 1—4)

= *Catharine Marie Elisabeth Trapp(è)*,  
Zinngießmeisterstochter in *Dömitz*,  
gest. *Dömitz*, 2. XII. 1851

(2a, 1) *Johann Carl Jakob Reuter*,  
geb. *Dömitz*, 21. V. 1806,  
gest. 30. III. 1860, *Jabel*,  
Pastor daselbst und in *Hohen Wangelin*

= *Charlotte Friederike Marie Reuter*,  
geb. *Jabel*, 5. VI. 1814,  
gest. 25. X. 1883, *Jabel*, vgl. (2f, 2)

(2a, 2) *Ernst Carl Adolf Reuter*,  
geb. 12. XI. 1807, *Dömitz*,  
gest. 24. IV. 1856 *Stavenhagen*,  
Brauereibesitzer, dort.  
*Pflegebruder* von *Fritz Reuter*

= *Ernestine Sophie Reuter*,  
geb. 15. I. 1814, *Stavenhagen*,  
gest. 29. IV. 1901, daselbst  
*Schwester* von *Fritz Reuter*  
vgl. (2b, 4)

(2a, 3) *August Friedr. Heinrich Reuter*,  
geb. 20. I. 1810, *Dömitz*,  
gest. 4. XI. 1888 in *Doberan*,  
Pastor in *Tessin*  
*Pflegebruder* von *Fritz Reuter*

= *Charlotte Willebrandt*,  
geb. 18. IX. 1819,  
gest. 26. XII. 1893, *Doberan*

(2a, 4) *Dorothea (Doris)*  
*Marie Sophie Reuter*,  
geb. 4. VIII. 1812, *Dömitz*,

= Kantor *Hundt*, gest. 1891

(2b) *Georg Johann Jakob*  
*Friedrich Reuter*,  
geb. *Demen*, 26. VII. 1776,  
gest. 22. III. 1845, *Stavenhagen*,  
Bürgermeister  
*Vater* von *Fritz Reuter*

= *Johanna (Hanna) Luise*  
*Sophie Oelpcke*,  
geb. *Tribsees*, 25. VIII. 1787,  
gest. *Stavenhagen*, 19. V. 1826  
*Mutter* von *Fritz Reuter*  
Ihre Schwester:  
*Christiane Oelpcke*,  
geb. *Tribsees*, 17. V. 1781,  
gest. *Tessin*, 24. IX. 1856  
*Pflegemutter* von *Fritz Reuter*

- Nachkommen: (2b, 1—4)
- (2b, 1) Elisabeth Henriette, Johanna, = Friedrich *Jenning*,  
*Lisette Reuter*, Dr. jur. Amtsverwalter in *Schwaan*,  
geb. *Stavenhagen*, 11. III. 1809, gest. 1862  
gest. *Güstrow*, 3. X. 1865,
- (2b, 2) Heinrich Ludwig Christian = *Luise* Charlotte Marie *Kuntze*,  
*Friedrich Reuter*, der *Dichter*, verh. am 16. VI. 1851 *Roggenstorf*,  
geb. 7. XI. 1810, *Stavenhagen*, geb. 9. X. 1817, Grevesmühlen,  
gest. 12. VII. 1874, *Eisenach* gest. 9. VI. 1894, *Eisenach*
- (2b, 3) Friedrich Ludwig August Ernst *Reuter*,  
geb. 6. I. 1812, *Stavenhagen*, gest. 27. XI. 1813, daselbst
- (2b, 4) Ernestine *Sophie Reuter*, = Vgl. (2a, 2)  
geb. 15. I. 1814, *Stavenhagen*, gest. daselbst, 29. IV. 1901
- (2c) Johann Christian David Heinrich *Reuter*,  
geb. *Demen*, 8. VI. 1778, gest. *Conow*, 16. III. 1812  
Handlungsdiener
- (2d) *Joachim* Friedrich *Reuter*,  
geb. *Demen*, 25. IV. 1780, gest. Neujahr 1796, erschlagen in *Neu-*  
*mühl* bei *Schwerin*(?)
- (2e) *Gottlieb* Samuel Friedr. *Reuter*, = *Luise* Gottliebe Christine *Rätzig*,  
geb. *Demen*, 9. IX. 1781, geb. *Groß-Laasch*, 3. XI. 1785,  
gest. *Schwerin*, 14. I. 1853, gest. *Schwerin*, 28. III. 1857  
Pastor in *Pokrent*
- (2e, 1) *Luise* Sophie Marie *Reuter*, = Heinrich *Gesenius*, Ratskellermeister  
geb. *Pokrent*, 8. IX. 1812 in *Schwerin*, gest. 28. V. 1877  
gest. . . . ?
- (2e, 2) Johann Albrecht = Marie *Schmidt*, geb. *Waren*, 4. V. 1817,  
*Theodor Reuter*, gest. 5. V. 1854  
geb. *Pokrent*, 24. XII. 1813, = Conradine *Bauch*, geb. *Ueltzen*,  
gest. 30. V. 1864, geb. 19. IX. 1818, in *Uelzen (Han.)*,  
Pastor in *Jördenstorf* gest. 12. IV. 1904, *Güstrow*
- (2e, 3) Karl Johann Friedrich = *Luise* *Tarnow*, geb. *Rossov*,  
*Hermann Reuter*, 15. III. 1826,  
geb. 20. VIII. 1815, *Pokrent*, gest. 19. II. 1897, *Neustadt*  
gest. 24. III. 1887, Pastor in *Brenz*
- (2e, 4) Joch. Friedrich August *Reuter*, = Auguste *Peters*  
geb. *Pokrent*, 29. III. 1817, Farmer in *Nordamerika*,  
gest. 27. V. 1862
- (2e, 5) Johann Heinr. *Wilhelm Reuter*, = *Wilhelmine Langhoff*  
geb. 15. V. 1820, *Pokrent*, Gutsbesitzer zu *Lave*,  
gest. 25. II. 1857



(2e, 6) Georg Friedrich August  
*Eduard Reuter*,  
geb. *Pokrent*, 22. XI. 1824,  
Farmer in *Nordamerika*,  
gest. nach 1860

(2f) *Ernst Friedrich Reuter*,  
geb. *Dehmen*, 25. XII. 1783,  
gest. 24. XII. 1852, *Stavenhagen*,  
Pastor in *Jabel*

(2f, 1) *Bertha Reuter*,  
geb. *Jabel*, 30. IV. 1813  
gest. *Perleberg*, als Witwe?

(2f, 2) *Charlotte Friederike  
Marie Reuter*,  
geb. *Jabel*, 5. VI. 1814,  
gest. 25. X. 1883, *Jabel*

(2f, 3) *Caroline Johanna Reuter*,  
geb. *Jabel*, 2. X. 1815,  
gest. 7. VI. 1867, *Stavenhagen*,  
Unverheiratet

(2f, 4) *Ida Reuter*,  
geb. *Kloster Malchow*, 7. I. 1817,  
gest. 31. V. 1853, *Buntzlau*

(2f, 5) *Magdalene Philippine Marie  
Elisabeth Reuter*,  
geb. *Jabel*, 2. VII. 1819,  
lebt noch 1865 in *Stavenhagen*,  
Unverheiratet, gest. daselbst

(2f, 6) *Friedrich Ernst Reuter*,  
geb. 23. IV. 1821, *Jabel*,  
gest. 11. IV. 1822,  
Zwilling mit (2f, 7)

(2f, 7) *Luise Johanne Reuter*,  
geb. 23. IV. 1821, *Jabel*,  
Zwilling mit (2f, 6)  
gest. *Droyssig* September 1862

(2f, 8) *Ernestine Friederike Christiane  
Sophie Reuter*, geb. 4. VII. 1827

(3a) *Johann Heinrich Friedrich Reuter*  
geb. *Wittenburg*, 29. VII. 1778,  
gest. *Beelitz*, bei *Potsdam*, Justizrat,  
21. I. 1837

(3b) *Johann Philipp Gabriel Reuter*,  
geb. 19. III. 1780, *Wittenburg*,  
gest. 18. I. 1808,  
Hofgerichtsprediger in *Berlin*,  
Unverheiratet

= *Sophie Ida Friederike Engel*,  
geb. *Malchow*, 13. II. 1790,  
gest. *Stavenhagen*, 20. II. 1863

= *Otto Classe*, Pastor in *Rosenhagen*,  
*Prignitz*, gest. 1860

= vgl. (2a, 1) *Carl Reuter* in *Jabel*

= *Wilhelm Stolzenburg*,  
gest. 12. VIII. 1866,  
wiederverheiratet mit Pastorwitwe  
*Dorothea Stürmer*, geb. *Heubner* (1856)  
Schulrat, gest. 12. VIII. 1866

= *Rudolph Crusius*,  
Hilfsprediger in *Fehrbellin*, gest. 1855

= *Carl Heinrich Johann Vermehren*,  
Geheimer Justizrat in *Güstrow*

= *Eva Henriette Magdalena Koch*,  
gest. 18. V. 1832, *Beelitz*, ohne Kinder

(2a, 2, a) Georg Reuter,  
geb. *Stavenhagen* ?. XII. 1840,  
gest. 14. VII. 1846 *Stavenhagen*

(2a, 2, b) Marie Reuter,  
geb. 10. XII. 1842, *Stavenhagen*,  
gest. 8. I. 1920

(2a, 2, c) Emma Reuter,  
geb. *Stavenhagen*, 9. XI. 1843,  
gest. 10. VII. 1844, *Stavenhagen*

(2a, 2, d) Eleonore Reuter,  
geb. 31. XII. 1846, *Stavenhagen*,  
gest. 27. VI. 1917, *Neubrandenburg*

(2a, 2, e) Ernst Reuter,  
geb. 22. VII. 1848, *Stavenhagen*,  
gest. 31. III. 1884

(2a, 2, f) Ida Reuter,  
geb. 31. XII. 1849, *Stavenhagen*,  
gest. 28. IV. 1940, *Neubrandenburg*  
Unverheiratet

(2a, 2, g) August Reuter,  
geb. *Stavenhagen*, 2. XI. 1853,  
gest. in *Amerika*?

(2a, 2, a, 1) Ella Bade,  
geb. *Kleeth*, 22. X. 1871,  
z. Z. *Braunschweig*, *Juliusstraße 31g*

(2a, 2, a, 1, a) Gertrud Brockmann,  
geb. *Neubrandenburg*, 30. III. 1896,  
*Braunschweig*, *Juliusstraße 31g*

(2a, 2, a, 1, a, 1) Hans Jürgen  
*Lauterbach-Emden*,  
geb. *Neubrandenburg*, 20. V. 1919

(2s, 2, a, 1, a, 2) Ilse Renate *Launburg*,  
geb. *Rohstock*, 30. IV. 1928

(2a, 3, a) Anna Reuter,  
geb. 15. I. 1848, *Tessin*,  
gest. 16. IV. 1919, *Rostock*

(2a, 3, b) August Reuter,  
geb. 29. I. 1851, *Tessin*,  
gest. *Breesen*, 27. II. 1920

(2a, 3, c) Wilhelm Reuter,  
geb. 2. XII. 1852, *Tessin*,  
gest. 22. II. 1900, Pastor in *Röbel*  
(*Neustadt*), unverheiratet

(2a, 3, d) Ludwig Friedrich Carl Reuter  
geb. *Tessin*, 1. II. 1855,  
gest.? Pastor in *Breesen*, unverheiratet

= Ludwig *Vollgold*, geb. 6. VII. 1839,  
gestorben ??

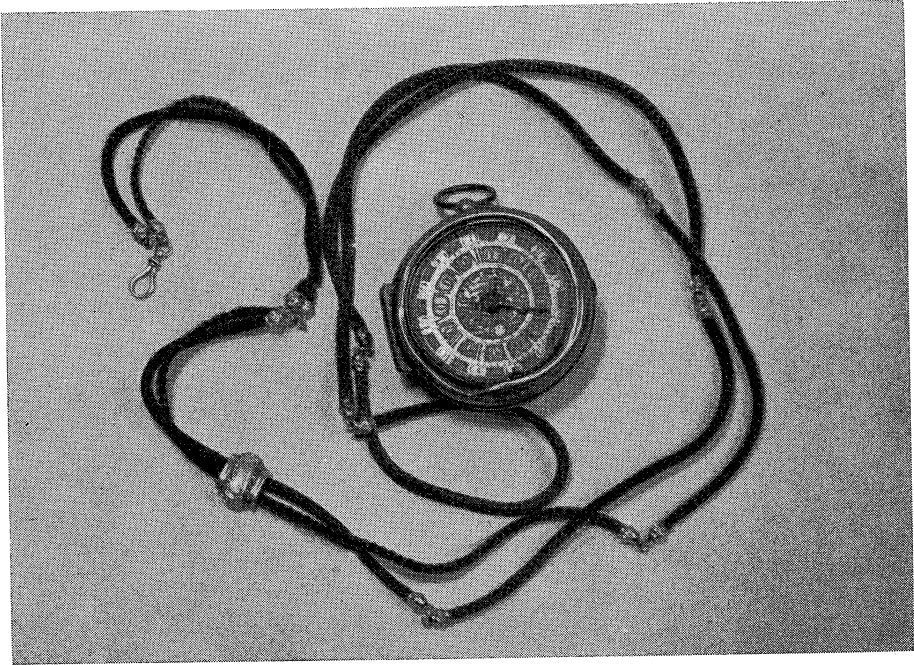
= August *Bade*,  
geb. 25. III. 1834, *Voigtshagen*,  
gest. *Kleeth* bei *Stavenhagen*,  
24. VI. 1903

= Julius *Brockmann*,  
geb. 12. XII. 1857, *Nehringen*  
(*Grimmen*), Professor am *Gymnasium*,  
gest. 25. II. 1924, *Neubrandenburg*

= Julius *Lauterbach-Emden*,  
geb. 24. XI. 1877,  
gest. *Sonderburg* 1937

= Otto *Launburg*,  
geb. *Gadebusch*, 13. II. 1891,  
*Braunschweig*, *Juliusstraße 31g*

= Johannes C. Ferdinand *Hurtzig*,  
geb. 31. X. 1837, *Osten (Hannover)*,  
gest. 15. X. 1878, Pastor in *Kieth*



*Die Familienuhr und das Uhrhaarband, Weihnachten 1839*

Im Besitz von Frau Ella Brockmann befindet sich die Uhr und ein Uhrhaarband von Fritz Reuter, die, nach dem Tode des Dichters, von seiner Frau Luise Reuter der jüngsten Tochter der Halbschwester Sophie, Ida Reuter, geschenkt,<sup>8)</sup> und 1940, von dieser, an Frau Brockmann vererbt worden waren. Das Uhrband war aus den Haaren der beiden Halbschwester Reuters geflochten, von Lisette und Sophie.<sup>9)</sup>

In seinem Briefe aus der Festung Dömitz, vom 14. I. 1840, bedankte sich der Dichter sehr warm für dieses großartige Geschenk bei Sophie: Nach einem Scherzgedicht und der scherzhaften Verulkung seiner Schwester, fährt er fort:

„Da jedoch dies Schreiben auch mit für Vater gilt und für die ernste Lisette, so muß ich den scherzenden Ton fallen lassen und einen ernsteren annehmen. Fürs erste meinen innigsten Dank für die Weihnachtsgeschenke, namentlich für die Uhr und das Uhrband, beide Teile haben hier außerordentliche Bewunderung erregt. Die gute Tante (Frau Rektorin Reuter, geb. Elisabeth Trapp) hat mir einen Schlafrock und einen Tannenbaum geschenkt und von Bülovs habe ich eine Julklappe erhalten, worin ein Theetopf, Milchguß, Theebrett und eine hübsche Tasse enthalten waren. Du siehst also, mein Weihnachtsfest ist glänzender abgelaufen, als das Eure.“

<sup>8)</sup> Franz Engel, Briefe II, S. 151, Anm. zum Briefe vom 14. I. 1940.

<sup>9)</sup> Weltzien, Briefe, S. 219, Anm. zu demselben Briefe.



*Allee im Schlossgarten in Neustrelitz*



*Die Marienkirche in Friedland/Meckl.*

Dieser Brief zeigt, daß es sich hier um ein ganz außergewöhnliches Geschenk der Uhr seitens des Vaters und des Uhrhaarbandes, seitens der beiden Halbschwestern, Lisette und Sophie, handeln muß, wozu sie, alle drei, besondere Ursache gehabt haben. Denn sie waren Ende August 1839 eigens zusammen nach Dömitz gekommen:<sup>10)</sup> Besonders der Vater hatte seine Gründe für diesen Besuch.

Er hatte die Absicht, bereits Anfang August nach Dömitz zu kommen; stattdessen aber schickte er seinem Sohne einen langen Brief mit allerlei Fragen betreffs des juristischen bzw. landwirtschaftlichen Studiums, d. h. der Vater wünschte, seinen Sohn als seinen Nachfolger, also als Jurist, sich auszubilden, und äußerte seine Besorgnis wegen dessen Neigung zur Landwirtschaft. Der Dichter beantwortete diesen Brief ausführlich aus Dömitz, den 11. VIII. 1839<sup>11)</sup> und beginnt: „Lieber Vater! Statt Deiner eigenen Person hast Du mir einen langen Brief gesendet . . .“ Die Antwort läßt nun seine Hinneigung zur Landwirtschaft deutlich erkennen.

In diesem Punkte glaubte nun der Vater Bescheid zu wissen, was ihm natürlich nicht behagen konnte. Hierzu kam aber ein ungemein praktischer Grund, der den Bürgermeister veranlaßte, diese Reise mit seinen beiden Töchtern nach Dömitz zu seinem Sohne zu unternehmen:<sup>12)</sup>

Der Vater hatte seinem Pflugesohne Ernst Reuter, dem Sohne des Rektors, seine Brauerei in Stavenhagen, die bayrisches Bier braute, überwiesen, und Sophie, eine der beiden Halbschwestern oder außerehelichen Töchter des Bürgermeisters, wollte den Ernst heiraten, konnte dies aber erst dann, wenn der einzige eheliche Nachkomme, seine Zustimmung zur Heirat gegeben hatte, nämlich Fritz Reuter selbst. Dadurch auch erhielt diese nunmehr ehelich gewordene Tochter das gesetzliche Erbrecht, im Sinne der Erhaltung des väterlichen Lebenswerkes. Denn auch durch die Antwort des Sohnes auf seinen „langen Brief“ hatte es der Bürgermeister aufgegeben, in dem Sohn den Träger seines eigenen Lebenswerkes zu sehen, und so handelte der Vater sachlich und rücksichtslos, und er legte schon gleich nach den ersten Augenblicken des Wiedersehens seinem Sohne, Fritz Reuter, in Dömitz das fertige Schriftstück zur Unterschrift vor. Er unterzeichnete, wohl ohne sich der Tragweite seiner Erklärung bewußt zu sein; dies ist um so wahrscheinlicher, als er nun bereits sieben Jahre als Gefangener seelisch und körperlich heruntergekommen war, so daß ihn sein Vater sogar „als Trinker“ später in seinem Testament anprangerte, ihn außerdem, im Falle seiner Heirat, enterbte. Schon damals muß der Bürgermeister es aufgegeben haben, seinen Sohn als einen vernünftigen Menschen anzusehen. Denn als Fritz Reuter, nach seiner Entlassung, in Heidelberg als Student versagte, was auch als Folge der Festungshaft, die ihn ruiniert hat, anzusehen ist,

<sup>10)</sup> Seelmann, Reuter, Werke I, S. 25 f.

<sup>11)</sup> Engel, Briefe II, S. 129 f. — Weltzien, Briefe, S. 202 ff.

<sup>12)</sup> Vgl. hierzu Seelmann, Werke, I, S. 25 f., und vor allem: Friedrich Griesse, Fritz Reuter, Die Dichter der Deutschen, Cotta, Stuttgart, 1938. S. 26 f.

da hat ihn der Vater durch einen städtischen Beamten wie einen Verrückten, öffentlich als „gemütskrank“, nach *Stavenhagen* abführen lassen.<sup>13)</sup>

Man versteht nun den hervorragenden Dank, den der Bürgermeister durch die Uhr seinem ihm willfährig gewesenen Sohne zu Weihnachten 1839 darbrachte, und die Freude der Töchter *Sophie* und der *Lisette*, die erst jetzt anerkannt waren als ehelich und heiratsfähig und erbberechtigt. *Fritz Reuter* wurde also durch diese Handlung des eigenen Vaters allmählich vor ein völliges Nichts gestellt. Andernfalls aber hätte er wohl ein bequemes Leben führen können. So aber mußte er um seine Existenz kämpfen. Und dies weckte seine Kräfte. Und seine eiserne Energie, unterstützt von seinem Genie und auch von Freunden und von seiner Frau *Luise*, ließ ihn aus der Not heraus zum Dichter werden, der seinen Ruhm und seine Existenz sich selber erwerben konnte. „Mich hat die Not zum Dichter gemacht“, sagte *Fritz Reuter* von sich selbst.<sup>14)</sup>

Die Uhr und das Uhrhaarband gebe ich nach einer Beschreibung, die ich Frau *Ella Brockmann* und ihrer Tochter Frau *Gertrud Launburg* verdanke: Die aus englischem Silber gearbeitete Uhr hat einen Durchmesser von 0,05 m; ihre Rückseite ist stark gewölbt. Sie stammt aus *London* und trägt die Jahreszahl 1715, so daß sie wahrscheinlich ein altes Erbstück der Familie, ein Geschenk des Vaters ist.

Die Uhrkette ist eine Damenuhrkette, aus geflochtenen Haaren, in neun Teilen, die alle mit kleinen Goldverzierungen verbunden sind. Nur zwei Teile sind aus dunklem, braunen Haar geflochten, das der Tradition nach der *Sophie Reuter* gehört. Das andre Haar ist heller, also dunkelblond, und es stammt von *Lisette*, der älteren Schwester *Fritz Reuters*. Die Länge des Uhrhaarbandes beträgt 1,55 m. Sie wurde um den Hals getragen. Ein goldener Schieber ist an der Kette befestigt, der die Initialen LR und SR nebeneinander trägt. Das Uhrhaarband stammt also erst von den beiden Schwestern *Lisette* und *Sophie*. Die Inschrift bestätigt ausdrücklich, daß es sich um ein Geschenk dieser Geschwister des Dichters handelt, im Einklang mit seinem Briefe.

#### IV

#### *Gedicht von Ernst Boll*

(Weihnachten 1860?)

Zu den engsten Freunden *Fritz Reuters* gehörte sein „Unkel *Irnst*“, *Ernst Boll* (21. IX. 1817—20. I. 1868), der bahnbrechende Geschichtsschreiber und Naturforscher von *Mecklenburg*; <sup>15)</sup> er gab dem Dichter die Anregung zu

<sup>13)</sup> Vgl. *Griese*, *Fritz Reuter*, S. 28 („gemütskrank“), S. 32 (Enterbung) s. *Gustav Raatz*, *Wahrheit und Dichtung in Reuters Werken*, 1895, *Wismar Hinstorff*, S. 52 ff. und das Bild des Bürgermeisters: S. 56, hart und verbissen, nach einer Zeichnung von *Fritz Reuter* selbst, als Steindruck.

<sup>14)</sup> *Paul Warncke*, *Fritz Reuter und die bildende Kunst: Fritz Reuter*, *Gedenkbuch zum 100. Geburtstage*, *Wismar, Hinstorff*, 1910, S. 114.

<sup>15)</sup> Das eiserne Grabkreuz von *Ernst Boll* wurde um 1956 auf dem „Alten Friedhof“ als Schrott verwendet, während die beiden andern Kreuze seines Bruders,

„Kein Hüsung“, dessen erste Vorlesung um Michaelis 1856 von Fritz Reuter vor Freunden in Neubrandenburg selbst gehalten wurde;<sup>17)</sup> es behandelte das frühere „Bauernlegen“ in Mecklenburg<sup>18)</sup> und der Dichter hielt es für sein bestes Werk, das dann 1857 erschien.

Ernst Boll war nun, auch als Verwandter, mit meinem Großvater, der auch den Dichter ärztlich betreute, eng befreundet. Und so hat der Medizinalrat dem gelehrten Schriftsteller einmal ein prächtiges Tintenfaß für seine wissenschaftlichen Arbeiten verehrt und der Beschenkte bedankte sich in einem, noch unveröffentlichtem Gedicht, in dem er besonders der Freundschaft und der ärztlichen Fürsorge gedenkt, die ihm, dem Gelehrten, der unter ständiger Kränklichkeit zu leiden hatte, von dem freundlichen Spender des Tintenfassess immer zuteil wurde. Das Gedicht in zwölf Zeilen lautet:

„Nicht brauch ich lange drauf zu sinnen  
Was mit dem neuen Tintenfaß  
ich nun zuerst wohl kann beginnen.  
Die Feder tauch ich in das Naß,  
Dem Freunde danke ich, dem treuen,  
der stets mich sucht zu erfreuen.  
Du hast zur Seite mir gestanden  
in vielen schweren, trüben Stunden!  
Da schlangen fester sich die Banden  
der Freundschaft, die uns stets verbunden.  
Laß treu uns an einander halten  
Wie auch das Schicksal möge walten!“

Die Zeit dieses wertvollen Geschenkes, das ein Weihnachtsgeschenk sein dürfte, habe ich nicht ermitteln können. Um 1860, als Ernst Boll bereits wissenschaftlichen Ruf besaß, dürfte das Gedicht entstanden sein.

## V

### *Die Spickgans von Kappheim zu Weihnachten 1863*

Ein Brief vom 7. I. 1864 aus Eisenach von Fritz Reuter an seinen Freund Viktor Siemerling, in dem der Dichter diesen um 600 Taler anborgen möchte, jedoch ohne den Grund hierfür, seine Reise nach Konstantinopel, anzugeben, ist bisher in seinen Schlussworten noch nicht veröffentlicht,<sup>19)</sup> auch das Datum ist noch unbekannt geblieben.

---

des Chronisten von Neubrandenburg, Franz Boll, sowie seiner Gattin, die ebenfalls dem Denkmalschutz unterstellt waren, heute noch stehen blieben.

<sup>17)</sup> A. Römer, Fritz Reuter, Berlin, 1896, S. 168 und 161 f.

<sup>18)</sup> Ernst Boll, Geschichte Mecklenburgs I, Neubrandenburg, 1855, II, II, 1856, S. 463—613 = Kapitel 62, von Franz Boll verfaßt.

<sup>19)</sup> Von K. Th. Gaedertz, Reutertage I, S. 112 f. auch ohne das Datum veröffentlicht, daher bei Weltzien, Briefe, 535 mit „Anfang 1864“ datiert.



Beides aber ist wichtig, da somit erst der rechte Anschluß zum Briefe des Dichters an Herrn Kappheim in Neubrandenburg vom 6. I. 1864 gefunden werden konnte.<sup>20)</sup>

Die Schlußworte lauten:

„Grüße alle, vorzüglich die Bollen. Ich würde bald schreiben, jetzt habe ich aber keine Zeit.

Mit herzlicher Freundschaft

Dein Fritz Reuter.

Eisenach, 7. Januar 1864.

Antworte sobald als möglich. Das beifolgende Paket sende gefälligst an den Zeugschmidt Herrn Kappheim und laß ihm sagen, der Brief läge darin. Dieser Brief lautete (nach Weltzien):

„Eisenach, 6. Januar 1864

Aber mein lieber alter langjähriger Freund, was machen Sie für „Stückschens“? Aus einem hingeworfenen Scherz machen Sie gleich bitteren Ernst? Doch nein! so bitter war dieser Ernst nicht, dazu schmeckt er zu gut. — Ein Holsteiner, der Schriftsteller Ludwig Walesrode,<sup>21)</sup> und ein Mecklenburger, unser alter Ludwig Reinhard,<sup>22)</sup> haben den Vogel mit verzehren helfen,

Und als wir so saßen  
Und aßen,  
Da haben wir den Geber hochleben lassen  
In gutem Wein,  
Und die Frau und das freundliche Töchterlein,  
Die schlossen wir in das Hoch mit ein;  
Die Spickgans kam zur rechten Stund'  
Und sie bekam uns auch gesund;  
Mit vielem Dank Ihr

Freund Fritz Reuter.

Das erste Weihnachtsfest in Eisenach, 1863, konnte von dem Dichter in höchst opulenter Weise gefeiert werden, da ihm aus aller Welt reiche Weihnachtsgaben, besonders an Naturalien, gesendet wurden, wie ein Brief Reuters an seinen Freund Ludwig Reinhard, aus Eisenach, vom 22. XII. 1863 zeigt, in dem er ihn einlädt und den Mund durch die Aufzählung der guten Dinge wäbzig macht. Ich gebe hier den Anfang des Schreibens mit der Aufzählung der guten Dinge, voran die Spickgänse, unter denen sich

---

<sup>20)</sup> Weltzien, Briefe, S. 528, auch bei Willi Finger-Hain, Fritz Reuter, ein Anekdotenbuch, 1957, S. 152, vgl. 233 (etwas verändert!). vgl. A. Römer, Heiteres und Weiteres, 1905, S. 107 ff. — A. Andrae, Zu Fritz Reuters Läschen und Olle Kamellen; Zeitschrift für deutschen Unterricht XXIII, 1909, S. 762 f.

<sup>21)</sup> Aus Gotha

<sup>22)</sup> Aus Koburg

auch diejenige von Kappheim befindet. Die besondere Freude kann Reuter natürlich nur in seinem geliebten Platt ausdrücken:<sup>23)</sup>

„Lurwig!

Sös Spickgäus', drei Mettwüst, un drei Ossentungen, vier Bratwüst, fiw-  
untwintig Pund Hambörganer Rokfleisch un denn noch all dat Anner; denn  
noch so velen Kauken, dat Du dormit öwer den Bolzer Meßhof en drögen  
Stig leggen kannst; einen groten Pumpnickel, 'ne Kist mit Grabow'-  
schen Win un mit Mulderjahn (= Malaga), un so velen Brannwin, dat en  
Hund dorin swemmen kann, — is Di dat vielleicht nich gaud genau?<sup>24)</sup> . . .

Es ist für uns interessant, auch im einzelnen die verschiedenen Weih-  
nachtsgeschenke an Delikatessen für die Familie Reuter kennenzulernen  
und uns mit ihr an diesem „Reichtumsglanz“, wie der Dichter es im Briefe  
an Peters vom 15. I. 1864 meint, zu sonnen und zu freuen. Die Spickgans  
des Herrn Kappheim aber scheint besonders außerordentlich gewesen zu  
sein, da sie ein Extragedicht als Dank erlangte.

Kappheim war in Neubrandenburg zur Zeit Reuters ein „Zeug-  
schmidt“, d. h. ein Handwerker, der Einzelmetalle, wie Messer, herstellte,  
später es zum Maschinenbauer gebracht hat.<sup>24)</sup> Er wohnte wahrscheinlich  
schon, wie seine Tochter, Friederike Kappheim,<sup>25)</sup> die sich mit  
einem p schrieb, in der Badstüber Straße 9, wo sie noch 1919 als Rentiere  
lebte. Außerdem war Kappheim ein Studiengenosse von Reuter aus  
seiner Jenaer Universitätszeit. Über sein weiters Schicksal, Tod von Vater  
und Tochter, konnte ich nichts erfahren, da das Register des „Alten Fried-  
hofes“ in Neubrandenburg nicht mehr vorhanden sein soll.

## VI

### *Der Kuhnahn (Puter) für Bismarck, Weihnachten 1867*

In den Papieren meines Großvaters fand ich die eigenhändige Abschrift  
eines Gedichtes, das Fritz Reuter über einen fetten Kuhnahn ge-

---

<sup>23)</sup> Gaedertz, Reutertage III, 1901, S. 140. Weltzien, Briefe, S. 526 f.  
Als Ergänzung möchte ich noch auf den Brief Reuters an Fritz Peters,  
vom 15. I. 1864 hinweisen, in dem er die Gothaer Zungenwurst, die Leipziger  
und Lübecker Torten als Weihnachtsgeschenke anführt und sich bei Peters  
für dessen reiche Sendung an Spickgans und Lungwurst bedankt, und  
diese Stelle schließt: „Na, Gott laß es keinem missen, der das Seine an uns getan hat,  
auch dem Bremer nicht, dem braven Unbekannten, der mir 200 Stück extra Zi-  
garren schickte, auch dem Zeugschmidt Kappheim nicht, der mir eine Spickgans  
schickte.“ Weltzien, Briefe, S. 533. — Willi Finger, Fritz Reuter und Fritz  
Peters, Wismar, Hinstorff, 1935, S. 66.

<sup>24)</sup> W. Finger-Hain, Anekdotenbuch, 1957, S. 123, 231. — A. Römer,  
Heiteres S. 111.

<sup>25)</sup> Adreßbuch Neubrandenburg, 1918/19, S. 22.

macht hat, und das nach der Ermittlung von K. Th. Gaedertz<sup>26)</sup> anonym dem Fürsten Bismarck als Weihnachtsgeschenk durch den Gutsbesitzer Hermann Funck<sup>27)</sup> in Weidenvorwerk bei Bentschen nebst einem fetten Kuhnahn übersandt wurde. Der Brief, den der Spender an Fritz Reuter gesandt hat, mit der Bitte um ein Gedicht, ist z. T. von Gaedertz nur einmal veröffentlicht, und ich wiederhole den Text, da er zur Erklärung notwendig ist. Die Beziehungen von Funck zu Reuter verdanke ich erst meiner Verwandten Loli Kugel, geborene Funck, und sie beruhten darauf, daß Hermann Funck mit der Tochter des Apothekers Dr. Karl Friedrich Grischow in Stavenhagen verheiratet war,<sup>28)</sup> der als Kurator des Testaments des Vaters von Fritz Reuter wirkte. Auch diese von Gaedertz nicht berührten Beziehungen sind also neu.

Das Gedicht ist ferner von dem Dichter in strelitzischem Platt geschrieben, während Gaedertz es in schwerinsches Platt umgeschrieben hat. Auch deshalb verdient diese Form des Gedichtes eine Veröffentlichung. Die letzten Verse findet man bisher nur bei Gaedertz und in dem Gedicht in meinem Besitze, das von Reuter meinem Großvater übersandt wurde. Die beiden dort genannten „Burßen“ sind natürlich Fritz Reuter und Hermann Funck, beide nur 8 Monate im Alter voneinander getrennt.<sup>29)</sup> Der Zusatz ist aber wichtig, so daß Dichter und der Kuhnahnsender, wenigstens incognito erwähnt sind. Bismarck hat jedoch niemals die Urheber der lukullischen Überraschung entdeckt.<sup>30)</sup> Und daß beide dem Fürsten Bismarck etwas ganz Vortreffliches als Weihnachtsgeschenk geben wollten, zeigt eine Briefstelle des Dichters an Fritz Peters aus Eisenach, vom 21. IX. 1863:

„Grüße auch Loeper (Schwiegersohn von Peters) und gib Dütsmann (Gutsinspektor in Bollentin bei Peters) in meinem Namen die

---

<sup>26)</sup> Karl Theodor Gaedertz, Fürst Bismarck und Fritz Reuter, Ein Gedenkblatt, Hinstorff, Wismar, 1898, S. 15 ff. — In seinem Aufsatz „Fürst Bismarck und Fritz Reuter“ (S. 189—199) seines Buches „Was ich am Wege fand“ (1901) hat Gaedertz den Kuhnahn nicht erwähnt.

<sup>27)</sup> Hermann Funck, geb. Groß-Schönfeld, 24. VI. 1811, gest. Weidenvorwerk, 21. I. 1892, heiratete Wilhelmine Grischow, geb. 6. IX. 1820, in Stavenhagen; gest. 17. XI. 1885 in Weidenvorwerk.

<sup>28)</sup> Dr. Grischow hatte die Apotheke in Stavenhagen von 1814 bis 1862. Er wurde Dr. phil. hc. Rostock 1830. Vgl. Fritz Klose, Zu Hause bei Fritz Reuter, 1956, S. 32 f. Danach hatte sein Vater von 1790—1798 (als er starb) die Apotheke inne; da Grischow, 1793 geboren, als Nachfolger noch nicht in Frage kam, pachtete der Apotheker August Friedrich Herse die Apotheke bis 1814, also der bekannte „Onkel Herse“.

<sup>29)</sup> Adolf Wilbrandt, Werke, Nachgelassene Schriften, XIV, 1875, S. 86. — Wilhelm Seelmann, Fritz Reuter, Werke, VII, S. 491 f. haben den letzten Vers nicht.

<sup>30)</sup> Gaedertz, Fürst Bismarck, a. a. O. S. 15, Anm.

ernstlichste Versicherung, daß Kuhnbraten doch der beste Braten ist.<sup>31)</sup>

Das Gedicht Reuters bezieht sich auf Napoleon III. und seine feindselige Gesinnung gegen Deutschland. Das Datum des Briefes von Hermann Funck wird von Gaedertz als 4. XI. 1867 angegeben. Es muß sich also auch um einen Glückwunsch handeln zum 7. November, dem Geburtstag Reuters, wovon allerdings Gaedertz nichts mitteilt. Seelmann (Werke VII, S. 491, Anm. 1) meint nun, daß es sich beim Gedicht um die luxemburgische Frage handle, wobei ein Krieg zwischen Frankreich und Deutschland drohe. Dies ist aber ausgeschlossen, wenn es sich um ein Weihnachtsgeschenk von 1867 handelt, weil diese Frage durch die von Bismarck angeregte Konferenz der Großmächte in London am 11. V. 1867 bereits geregelt war, so daß Napoleons Absicht, Luxemburg durch Kauf von Holland an sich zu bringen, vereitelt worden war.<sup>32)</sup> Daher wird Reuters Gedicht nur allgemein auf Napoleons Feindseligkeit gerichtet gewesen sein. Der Begleitbrief von Reuter zum Gedicht des Kuhnbraten ist bisher nicht bekannt geworden.

Der von Gaedertz mitgeteilte Teil des Briefes von Hermann Funck, vom 4. XI. 1867 aus Weidenvormerk lautet: „Wie Ihnen wohl bekannt, hat unser vortrefflicher Graf Bismarck sich unserer Provinz aufs wärmste angenommen, und so fühle ich denn das dringende Bedürfnis, ihm in irgend einer Weise meine Erkenntlichkeit zu bezeugen; zwar hat dies für eine so unbedeutende Persönlichkeit einem so großen Manne gegenüber seine Schwierigkeit. Bin nun nach vielem Hin- und Hersinnen auf den Gedanken gekommen, einen recht stattlichen Puter für selbigen zu nudeln und zum Weihnachtsfest geschlachtet ihm zu schicken. Das möchte soweit auch wohl gut sein, wenn ich nur verstünde, ihm durch ein hübsches plattdeutsches Gedicht die Würze zu geben; und so möchte ich Sie schon ersuchen, ein solches gütigst anzufertigen. Da ich von meinem alten Justizrath Schultze hörte, daß Sie ebenfalls für Bismarck schwärmen, so hege ich die Hoffnung, daß Sie diesen meinen Wunsch erfüllen. Es ist wohl anzunehmen, daß Bismarck den Verfasser sogleich herausfühlen wird; jedoch schadet dies ja nicht, da ich mich als Absender natürlich nicht namhaft machen wollte und überall die Kiste nach einer anderen Poststation zu befördern gedenke. Scheint Ihnen dies nun passend, und erlaubt es Ihre Zeit, ein Gedichtchen zu machen, so geben Sie mir gefälligst Nachricht, ob icht weiter nudeln soll!“

Das Gedicht in der mir zur Verfügung stehenden Abschrift von Luise Reuter selbst hat die Überschrift:

„An den Grafen Bismarck, as em en Kuhnbraten ut de Provinz Posen presentirt würd,“

---

<sup>31)</sup> Weltzien, Briefe S. 499f. vollständig erst bei Willi Finger, Fritz Reuter und Fritz Peters, Wismar, Hinstorff, 1935, S. 63, und Anm. 92.

<sup>32)</sup> Reuter erwähnt die „Luxemburger Frage“ in seinem Briefe an Eberthy aus Liebenstein, am 11. IV. 1867: Weltzien, Briefe, S. 684.

As he up sin twei Beenen  
Up mienen Hof spatziert,  
Dunn süll en Jeder meenen  
En Franzmann wir dat Diert.

Grad as de Franzmann bullert  
Üm unsern Dütschen Rhien,  
So hett hei rümmer kullert,  
As wier de Welt all sien.

Krus plust hei sich tau Höchten  
Und trampelt mit de Been,  
Mit Jeden wull hei fechten,  
Dei em man schef ansehn.

Un Dickdauhn was sin Lewen  
Schlog stolz sin Rad so rund;  
Doch Murjahn müßt sick geben  
Unt was en ollen Hund.<sup>33)</sup>

Nu is vörbi sin Prahlen:  
Doch Franzmann prahlt noch fett,  
Den wat sick Einer halen  
De Thän tumm Bieten hett!

Du hest's, und warst nich lieden  
Den Franzmann siene Nück';  
Dat sünd jitzt anner Tieden  
Unt hätt en annern Schick.

Un lat die dat nich beeden,  
Brock em wat in de Supp,  
Un bliwt hei unbescheiden,  
Denn frett em up!  
Von twei olle Burßen, de wünschen Die hüt  
To Kuhnshahn un Franzmann den besten Appetit.“

## VII

### *Fritz Reuters „Ut de Franzosentid“ in Neuseeland (Weihnachten 1867) und Fritz Reuter in Japan*

Bei seinem Abschied von Neubrandenburg (19. VI. 1863) wurde Fritz Reuter mit Fackelzug, Musik und Ansprache durch meinen Vater, damals Primus der Primaner, Ludwig Brückner, festlich gefeiert<sup>34)</sup>

<sup>33)</sup> Wilbrandt hat hier die Variante „en dollen Hund“.

<sup>34)</sup> Irmgard Brückner, Brückneriana I, 1940, S. 17 f. — Wilhelm Greiner, Fritz Reuters Eisenacher Zeit, Eisenach, Jacobi, 1924, S. 9.

und einer der ersten Briefe,<sup>35)</sup> aus seiner Schweizerhauswohnung des Bau-  
rats Dittmar in Eisenach, galt meinem Großvater, dem Medizinalrat  
Ludwig Brückner, den ich noch besitze, und in dem Reuter von der  
„Krullschen Familie“ spricht, womit die Verwandten Boll,  
Brückner und Kummer mit eingeschlossen sind.<sup>36)</sup> Von diesen sind  
Angehörige der Familien Krull und Kummer 1858, 1864, 1868 und 1872  
nach Neuseeland gegangen, als Kaufleute in Merinowolle und Farmer mit  
Merinoschafen, in einer eigenen Farm Kummerstein. Fritz Reuter  
schreibt nun in diesem Briefe zum Schluß:

„Mein lieber, guter Doctor! . . . .

Den ersten aus der Krullschen Familie erwarten wir mit Freude,  
es wird wohl Ihr Ludwig sein; er solle, sagen Sie ihm, mit Sack und Pack  
in das Hotel Reuter einrücken und soll hier bei uns einer recht herzlichen  
Aufnahme gewiß sein.

Diesen Brief habe ich vorläufig auch an meinen alten Pastor und Onkel  
Ernst geschrieben. Sie teilen den Inhalt wohl freundlichst mit.

Mit meinen freundlichsten Grüßen schließe ich als Ihr und der Ihrigen  
freundschaftlichster

Fritz Reuter

Eisenach 31. August 1863“

Man erkennt hieraus die enge Verbundenheit des Dichters gerade mit  
seinem Arzte, der ihn in Neubrandenburg ständig betreute, ebenso auch  
mit seinem Sohne Ludwig, meinem Vater, der dem Dichter die Abschieds-  
rede gehalten hatte.

Dieselbe Verbundenheit mit der Krullschen Familie aber hielt  
auch mein Vater aufrecht, und so möchte ich hiermit einen Brief von Fritz  
Krull an meinen Vater im Auszug veröffentlichen, in dem nicht nur die  
Geschichte der Neubrandenburger Kolonie in Neuseeland kurz  
behandelt ist, sondern insbesondere auch auf das Interesse hingewiesen ist,  
das Fritz Reuters Werke auch in der übrigen Welt, vornehmlich in der  
englischen, gefunden haben. Sein Werk „Ut de Franzosentid“ wurde  
damals, zu Weihnachten 1867, im Buchhandel angeboten, „ins Eng-  
lische übersetzt“ oder besser gesagt überarbeitet, unter dem Titel „In the  
Year 13“,<sup>37)</sup> 1867, von Ch. L. Lewes.

Fritz Krull an Dr. Ludwig Brückner (später Geh. Sanitätsrat):

Krull & Co. Merchants, Wellington, New Zealand, 12. I. 1868

„. . . 3 Jahre sind es jetzt, seitdem ich wieder von Europa zurück  
und 9 Jahre, seitdem ich hier zuerst landete . . . Jedenfalls habe ich keine

---

<sup>35)</sup> Eisenach, 31. VIII. 1863. — nicht bei Weltzien, Briefe; nur bei  
Gaedertz Nord und Süd LIII, Nr. 159, S. 329. 331.

<sup>36)</sup> Pastor Franz Boll heiratete Auguste Krull, Medizinalrat  
Brückner heiratete Luise Krull und Hermann Krull heiratete Anna  
Kummer.

<sup>37)</sup> Vgl. A. Döhn, Ein amerikanischer Brief aus Thüringen: Gartenlaube  
1868, S. 109—111, behandelt die Eindrücke über Fritz Reuter, die B. Taylor  
in der amerikanischen „New York Tribune“ veröffentlicht hatte.

Ursache zu bereuen, Europa verlassen zu haben . . . Mitte nächsten Monats können wir nun auch schon für Wilhelm Kummer und Familie (Amalie Kummer) aussehen . . . Franz Kummer ist bei mir im Geschäft, während Gustav Kummer im Innern es sich gewaltig sauer werden läßt.

Fritz Reuters ‚Ut de ‚Franzositid‘ sah ich heute in einem Buchhändlerladen, ins Englische übersetzt unter dem Namen ‚In the Year 13‘. Wie die Werke doch herumkommen. Fritz Krull.“

Durch diese, treu an ihrer Heimat festhaltende Neubrandenburger Kolonie erhielten die Verehrer Fritz Reuters umgehend die wertvolle Nachricht von der wachsenden Berühmtheit Ihres Mitbürgers, der in Neubrandenburg seine bedeutendsten Werke verfaßt hatte. Die Neuseeländer hatten Gelegenheit, sich bereits zu Weihnachten 1867 eins der eindrucksvollsten Werke Fritz Reuters zu verschaffen. Darum mag es interessant sein, ein wenig die Entwicklung dieser mecklenburgischen Kolonie in Neuseeland zu verfolgen, soweit sie uns aus den Briefen der Krullschen Familie bekannt ist.

Friedrich August Krull, geboren 1836 in Neubrandenburg, fuhr am 18. IX. 1858 von London mit dem schwedischen Segelschiff Aequator ab und er landete, nach einer viermonatigen Fahrt, am 20. I. 1859 in Wellington, an der Südspitze der nördlichen Insel, die insgesamt wie der italienische Stiefel, aber von der Südinsel getrennt, antipodisch von Mecklenburg gelegen ist. In Wangannui war er später als kaiserlich deutscher Konsul so erfolgreich tätig, daß ihm die Neubrandenburger eine kalligraphische Dankadresse stifteten,<sup>38)</sup> als Fritz Krull! Dieser schrieb Briefe über die Kultur und die Wirtschaft von Neuseeland, das erst 1840 durch Weiße besiedelt wurde, an Ernst Boll, der sie veröffentlichte (Archiv Freunde der Naturgesch. Meckl. 1860), wertvoll über die Maoris, die Eingeborenen, die, als Kannibalen, sich selbst ausrotteten, bis man dies verhinderte, indem man Vieh, besonders Schafe, einführte, so daß sie anderes Fleisch zur Nahrung erhielten. Aus Briefen meines Vaters an meinen Großvater, den Medizinalrat Brückner, die ich hier kurz in Klammern anführe, läßt sich die Einwanderung der Neubrandenburger nach Neuseeland festlegen: Wilhelm Kummer, der sich 1864 mit Amalie Buttermann verlobte, dem „Kopmann“ im Hause von der Christelschwester „Dörchläuchtings“) (Ernst Ahlers: Meckl.-Strl. Heimatblätter VI, S. 52, 1930), ging im Februar 1868 hinüber (Brief 18, VI. 1864). Franz und Gustav Kummer waren 1864 nach Neuseeland gegangen und dort im Handelsgeschäft von Fritz Krull tätig. Paul Kummer war im Dezember 1870 vor Paris (St. Denis) (Brief 31. XII. 1870 aus Schwerin) und ist 1872 hinübergegangen. Mit seinen Töchtern Marie (geb. 1874) und Berta Kummer (geb. 1886) stehe ich noch heute in angeregtem, freundschaftlichem, verwandtschaftlichem Briefwechsel.

<sup>38)</sup> Ahlers, Topogr. Skizzen Vorzeit Neubrandenburg, 1876, S. 136 f.

Erst neuerdings, 1959, ist auch die Dichtkunst Fritz Reuters in Japan an der Universität in Osaka mit besonderem Interesse bekanntgeworden. Durch Übersetzungen und durch ein plattdeutsch-japanisches



Wörterbuch hat Professor Kakuya Watanabe begonnen, seine Landsleute für den eigenartigen Humor unseres mecklenburgischen Dichters zu interessieren. \*) Frau Ella Brockmann danke ich ein Bild dieses japanischen Reuter-Interessenten.

### VIII

*Fritz Reuter-Stammtisch im Ratskeller zu Neubrandenburg  
Ölgemälde von Wilhelm Bahr 1899*

Im Reuter-Museum in Neubrandenburg, das sich im Palais befand, hing bis Ende April 1945, wo es verbrannte, das Ölgemälde mit dem Stammtisch von Fritz Reuter und seinen Freunden, mit der Signatur „Bahr 99“. Es hatte die Bezeichnung „Ick will Jug vertellen“, als einen Ausspruch des Dichters. Hier sind im ganzen 12 Personen dargestellt, unter denen sich die bemerkenswertesten Freunde des Dichters befinden. Da dieses Bild nicht sehr bekannt ist, so halte ich es für geeignet, es hier nochmals wiederzugeben, und die dargestellten Personen, wie sie noch 1940 durch den damaligen Ober Poschetzki bestätigt wurden, ebenso auch vom Ratskellerwirt Otto Sattler:

\*) Prof. Watanabe, der vor etwa anderthalb Jahren die Universität Göttingen besuchte, hat auch eine „Inführung in Plattdötsch“ auf Japanisch geschrieben.

(Die Schr.)





Neubrandenburg,  
Reuter am Stammtisch.

12.

Von rechts nach links sind es folgende Personen:

1. Rechts, der dem Beschauer den Rücken wendet und den Stammtisch überblickt, soll Onkel Bräsigt sein. Auf dem Sofa sitzen:
2. Pastor Franz Boll, mit langer Pfeife
3. Dr. Viktor Siemerling
4. Justizrat Ludwig Schröder, Treptow
5. Gutsbesitzer Wilhelm Hilgendorff
6. Frau Wirtin Ahlers, oberhalb des Kopfes von Hilgendorff
7. Fritz Reuter, sitzend, an der Schmalseite des ovalen Tisches
8. Rittmeister Blümcke auf Mühlenhagen mit Käppi, stehend
9. Ratskellermeister Ahlers, ebenfalls stehend
10. Oberförster Träbert, Golchen, sitzend
11. Oberamtmann Schönermarck, Kessin, sitzend
12. Unbekannt, da er dem Beschauer den Rücken kehrt, sitzend.

Man besitzt von diesen, mit Reuter befreundeten Personen, gute Bilder, teils in Zeichnungen, teils auch in Photographie. Ich nenne die mir bekannten Bilder und behalte die Numerierung bei. Die Nummern 1, 6, 7 und 12 übergehe ich hierbei. K. Th. Gaedertz, Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen I, II, III, Wismar, Hinstorff, 1897 ff. hat diese Bilder systematisch gesammelt und veröffentlicht. Ich zitiere ihn abgekürzt als „Reutertage“.

2. Zeichnung von Schloepke: Reutertage 3, I 3, 1899, S. 60, r.
3. desgleichen, a. a. O. S. 64, links
4. Zeichnung von Ludwig Pietsch, a. a. O. S. 40; S. 44 (Photo); a. a. O. II, 1897, Tf. S. 104, Zeichnung von Kreyher: Nr. 5

5. Zeichnung von Kreyher: Reutertage II, S. 104 (Tafel): Nr. 2 — Gaedertz, Reuterstudien, S. 196
8. desgleichen: Reutertage II, S. 104, Nr. 6 (Kreyher)
9. Zeichnung von Schloepke: Reutertage I, S. 64, rechts
10. Zeichnung von Kreyher: Reutertage II, S. 104, Nr. 7
11. desgleichen Nr. 2

Das Gemälde ist wiedergegeben bei Werner Siebold, Unser Fritzing, S. 11. Gemäß der Unterschrift des Malers „Bahr 99“ dürfte es sich um einen Maler Bahr handeln, der das Gemälde im Jahre 1899 angefertigt hat. Im „Künstler-Lexikon“ von Thieme-Becker steht er nicht. Aber zur Zeit Reuters gab es in Neubrandenburg einen Maler Wilhelm Bahr, der in der Reiferstraße Nr. 164, zeitweise eine Bezeichnung der „Krämerstraße“, wohnte, und der in den Jahren 1843 bis 1848 und später zahlreiche Porträts von meinen Verwandten gemalt hat.

Zur Zeit Fritz Reuters legte er sich auch auf die Photographie und der Dichter freundete sich mit ihm an, nannte ihn mit dem Kosenamen „Malabar“ und er erwähnt ihn mehrmals in seinen Briefen um 1864 aus Eisenach an Siemerling und an Pietsch.<sup>39)</sup> Auch Ahlers<sup>40)</sup> erzählt, daß Fritz Reuter beim Abschied (1863) von ihm als Schüler eine Photographie zu haben wünschte, die der „Malabar“ von ihm genommen haben würde. Es ist möglich, daß derselbe Wilhelm Bahr auch noch zuletzt den „Reuter-Stammtisch“ gemalt hat, der für uns eine wertvolle Erinnerung an den Wirkungskreis unseres Dichters bleiben wird, als er hier in Neubrandenburg seinen Aufstieg zum ruhmvollen Dichter gewann.

---

## Die Bedeutung der Gebrüder Boll in Fritz Reuters Leben und Werk

von Annalise Wagner

Was die Gebrüder Grimm verband und sie Großes für die Geschichte der deutschen Sprache und Literatur leisten ließ, das verband auch die Gebrüder Boll in Neubrandenburg. Um die Mecklenburgische Geschichte und Kultur haben sich Franz und Ernst Boll sehr verdient gemacht und jeder Heimatforscher greift noch heute zu ihren Werken. Daß sie auch literarisch interessiert waren, ist vielen Lesern in bezug auf Fritz Reuter weniger bekannt. Die fruchtbarsten und auch glücklichsten Jahre in Reuters Leben sind die sieben Neubrandenburger Jahre gewesen.

Schon in Treptow versuchte Reuter neben der Tätigkeit als „Turnreuter“ und den Privatstunden in Rechnen, Latein und Zeichnen, die Stunde für zwei

---

<sup>39)</sup> Brief vom 30. I. 1864: Weltzien, Briefe, S. 538, an Pietsch, a. a. O. S. 550, vgl. Gaedertz, Reuter-Reliquien, S. 144.

<sup>40)</sup> Ernst Ahlers, Persönliche Erinnerungen an Gestalten der Reuterzeit, Meckl. Strel. Heimathefte VI, S. 57.

Groschen, sich durch Läuschen un Rimels und deren Selbstherausgabe ein Zubrot zu schaffen. Da dies gut anliefe und leichteren Verdienst versprach, entschloß er sich für einen Milieuwechsel und dachte in der regeren Vorderstadt Neubrandenburg schneller aus der Misere herauszukommen.

Die Honoratioren der Stadt, Apotheker Siemerling, Bürgermeister Brückner, die Pastoren Boll u. a. nahmen Herrn Reuter freundlich auf, und der Stammtisch im Ratskeller sowie in der goldenen Kugel wurde zur Quelle der Freude und des geistigen Austausches. Ganz besonders aber war es die Bollsche Familie, die dem Reuterschen Ehepaar mit herzlicher Zuneigung entgegenkam. Pastor Franz Boll (geb. 1805) war besonders für die Geschichte des Landes Stargard und der Stadt Neubrandenburg interessiert, während sein 12 Jahre jüngerer Bruder Ernst für die Geschichte beider Mecklenburg und auch für Geologie und andere naturwissenschaftlichen Zweige aufgeschlossen war. Beide waren Theologen, aber Ernst konnte wegen seines Lungenleidens seinen Beruf als Pastor nicht ausüben. Er lebte beim Bruder als Gelehrter und gab Privatstunden. „Unkel Ernst“, wie er von Reuters genannt wurde, wurde Duzfreund und stand dem Dichter mit seinen großen Kenntnissen bei seinen literarischen Arbeiten oft zur Seite.

E. M. Arndts „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern“ stand eines Tages im Mittelpunkt des Gespräches zwischen Bolls und Reuter. Ernst erzählte von der sehr ähnlichen Arbeit, die er diesbezüglich über Meckl. Zustände geschrieben hatte. (Bd. II, S. 608 der Geschichte Mecklenburgs.) Reuter hatte schon bei Arndts Lektüre geäußert, daß der Stoff ihn zur literarischen Auswertung reize. Bolls Ausarbeitung der Meckl. Zustände nötigte Reuter geradezu, dieses Problem literarisch anzupacken. Es kam zur Realisierung von Kein Hüsung und Reuter ging mit Boll ans Gerüstbauen und an die Ausarbeitung der klaren Perspektive. Auch bei der Franzosentid und Stromtid, Urgeschichte v. Meckl. und Dörchläuchting wurden Bolls mit zu Rate gezogen.

Reuters literarischer Ruhm stieg. Klaus Groth meinte, das Feld allein zu beherrschen und nahm Kenntnis von dem neuen mecklenburgischen Humoristen. 1858 griff er zur Feder und wettete in den „Briefen über Hoch- und Plattdeutsch“ über Reuters Läuschen un Rimels. Reuter und Franz Boll schlugen die Angriffe gemeinsam energisch ab. Robert Prutz und Julian Schmidt (der sehr kritische) würdigten den großen Humoristen an hervorragender Stelle. Die Not ums tägliche Brot war vorbei, ebenfalls das leidige Stundengeben. Der Selbstverleger fand einen Verleger und Freund Carl Hinstorff, und durch diesen Auftrieb liefen die besten Arbeiten aus der Feder des mehr und mehr anerkannten mecklenburgischen Dichters. Leider blieb die Gesundheit Reuters durch Arbeit und Stammtischrunde nicht die beste. Eine Kaltwasserkur in Bad Elgersburg hatte großen Erfolg, doch das Zurückfallen in alte Lebensweise hob die Erholung bald wieder auf. Milieuveränderung für etwa 1—2 Jahre war das beste, Thüringen-Eisenach wurde gewählt.

Im Sommer 1863 wurde ergreifender Abschied von Bolls genommen. „Tröstet euch, alte Freunde, ik kam wedder, min leiw Pastor! Du min Unkel

Irnst, ik kam ja wedder!“ Das waren die Abschiedsworte des geliebten Freundes. Kein Wunder, daß ein lebhafter Briefwechsel Eisenach — Neubrandenburg einsetzte. Im Abschiedsjahr war Reuter noch zum Ehrendoktor von der Universität Rostock ernannt. Einige Wochen später wurde auch Ernst Boll für seine zweibändige Geschichte Mecklenburgs von der Universität Greifswald mit dem Ehrendoktor der Philosophie ausgezeichnet. Diese Geschichte Mecklenburgs hatte er 1855/56 im Selbstverlag herausgegeben.

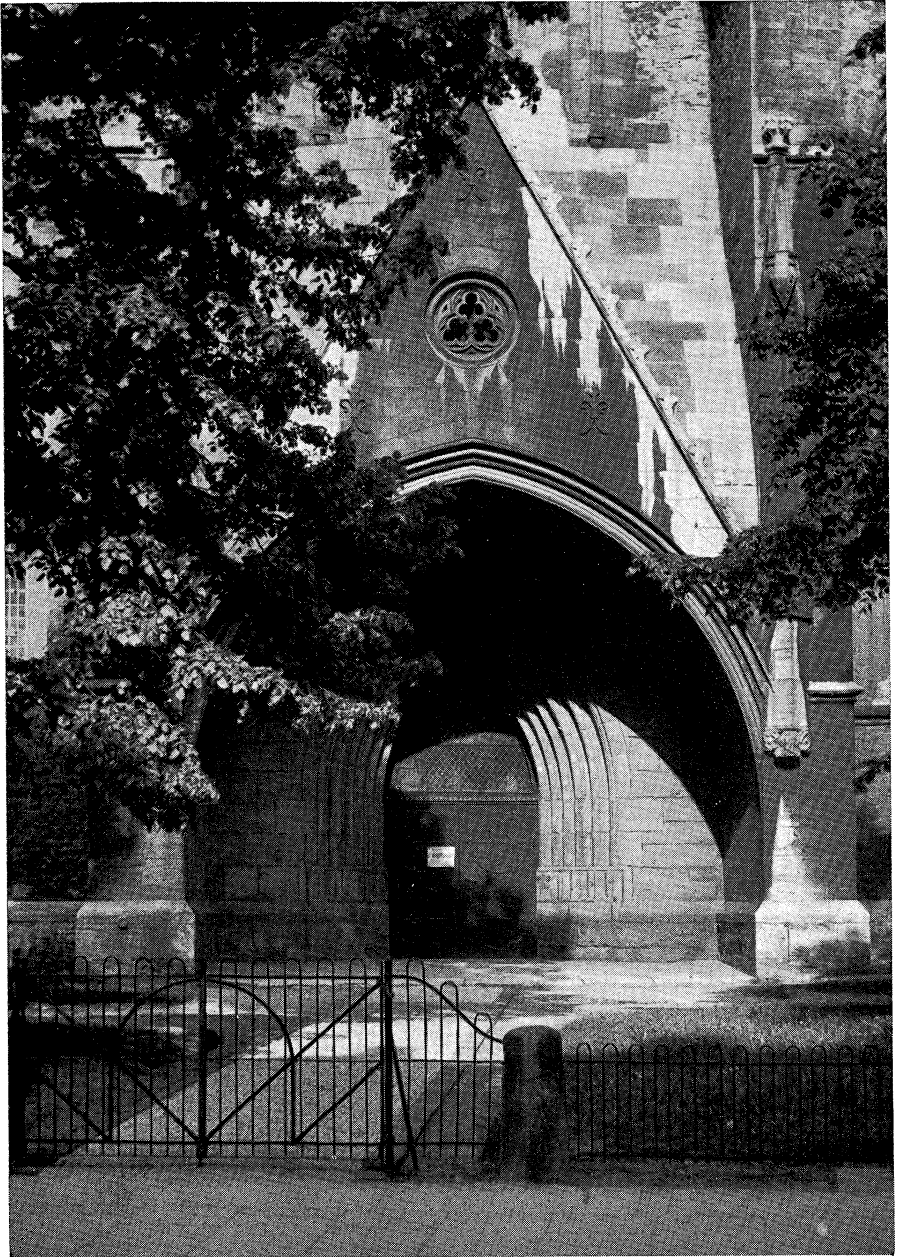


*Das Rathaus in Neubrandenburg (1945 zerstört)  
(davor das Dörchläuchting-Denkmal)*

Ein neuerer Chronist von Neubrandenburg hat diesen Vorabend des Reisetages genau geschildert. Die oberen Klassen des Gymnasiums traten zum Fackelzug an, der Primus Brückner hielt die Abschiedsrede und am nächsten Reisetage wurde Dr. Reuter ein Album mit 100 Fotos der Neubrandenburger Freunde überreicht. Überall wo die Post passierte, streckten sich ihm erhobene Hände und klangen ihm Lebewohlrufe entgegen. Der Schwager blies extra für das Ehepaar Reuter „Morgen muß ich fort von hier...“ — In allen Briefen Reuters klingt ein Heimweh nach Neubrandenburg, nach Mecklenburg durch. Das Pläneschmieden lindert es, ein Besuch oder auch baldige Rückkehr werden beschlossen. „Unkel Irnst“ wird zum 55. Geburtstag Reuters eingeladen. Er ist jedoch zu schwächlich, eine so weite Reise mit den Strapazen zu leisten. „Wann kommen die Bollen“? heißt es immer wieder in Reuters Briefen.



*Aufgang zum Rathaus in Göttingen*



*Portal der St. Jacobikirche in Göttingen*

Ernst sendet zum Trost einen Vierzeiler:

„November sei die schlechteste Zeit im Jahr?  
Dies ist, Dein Wort in Ehren, doch kaum wahr,  
entsprießt ihm uns in Dir, mein lieber Reuter,  
trotz Schnee und Eis, noch eins der besten Kräuter!“

Leider ist vom Briefwechsel Boll — Reuter außer einigen wenigen in Gaedertz, Reuter-Studien, niedergelegten Schreiben kaum etwas veröffentlicht, vielleicht auch nie etwas ins Archiv gelangt, so daß wir keinen authentischen Einblick in den weiteren literarischen Austausch haben.

Wieder kramte Reuter die schon in Neubrandenburg begonnene „Urgeschichte von Mecklenburg“ aus, an der Ernst Boll nicht nur lebhaften Anteil nahm, auf die er auch viel mit Reuter gesprächsweise Einfluß nahm und die ihm manches Faktenwissen vermittelte. 1865 kam endlich im Januar/Februar der lang ersehnte Freund zu Besuch nach Neubrandenburg. Er war mit seiner Frau bei Bolls Gast. Alle waren in Hochstimmung über den endlich wahrgemachten Besuch. Der Sommer und Herbst wurde wieder für eine Kaltwasserkur am Rhein vorgesehen und zum Weihnachtsfest ging es nach Siedenbollentin, auf das Gut seines lieben Fritz Peters.

Dann kam der Krieg von 1866 (zwischen Preußen und Österreich) für den sich Reuter als Vorkämpfer für Deutschlands Einheit tatkräftig interessierte, (Appelle, Sammlungen, Samariterdienste) und Ernst Boll war sein erster Bundesgenosse dabei. Als der Herbst mit hoffnungsvollen Nachrichten vorüber war, ging es in Eisenach, am Fuße der Wartburg, ans Bauen. Endlich schafften sich Reuters eine eigne Hüsung. Bei Bolls war inzwischen traurige Zeit eingekehrt. Alle lagen schwer mit Typhus darnieder. Wochenlanges schweres Krankenlager der ganzen Familie verhinderte jede Korrespondenz. Ernst Boll erholte sich nicht mehr und starb an Lungenentzündung. Er, der einsame Gelehrte, der in Reuter den einzigen Menschen gefunden hatte, der zu ihm gehörte, war durch die fünfjährige Trennung anfälliger und stiller geworden und der Epidemie ohne jede Widerstandskraft ausgesetzt.

„Onkel Ernst ist nicht mehr, der gute prächtige Mensch!“ schrieb Reuter dem Pastor Franz Boll. Zum nächsten Weihnachtsfest eilte Reuter zum Grabe seines Freundes. Es war sein letzter Besuch in Mecklenburg.

„Wir haben beide viel an ihm verloren, der hier unter der weißen Schneedecke schläft“, sagte er zu Franz Boll, der ihn begleitet hatte. Ernst Boll hat Reuter als Mensch und Heimatforscher viel gegeben. Die Vorrede in der „Urgeschichte von Mecklenburg“ spricht es klar aus, was er von ihm hielt: Ernst, ut de Hand gew ick de Urgeschicht nich, öwer rük mal doran, ob sei echt is! — „Ja, de Geruch is echt“ läßt er den Historiker antworten und damit spricht er dem helfenden Forscher und Freund ein Lob aus.

Noch einige Zeit in Eisenach setzte er die Arbeit an der Urgeschichte, der politischen Satire, fort. Vieles strich er, schrieb er neu, bis ernsthafte Bedenken und bürgerliche Vorsicht ihn nötigten, die Arbeit endgültig ganz beiseite zu legen und sich der Karikatur seines Dörchläuchting zuzuwenden.

Gaedertz, der große Reuterbiograph, behauptet, daß Reuter, als er den Dörchläuchting in Eisenach schrieb, mancherlei Mithilfe dabei von Bolls erfuhr. Tatsache ist, daß Bolls gegen diese Karikatur Adolf Friedrich IV. waren, obwohl sie echte Demokraten waren. Historische Unwahrheiten aber lehnten sie ab und sie haben das dem Freund auch unverhohlen gesagt. Auch die andern Charaktere seien oft schlecht getroffen, sie fanden es unverantwortlich, daß Reuter die Arbeit in die Öffentlichkeit gab. Hier wirkte sich das Getrenntsein schon sehr negativ auf den Dichter und Menschen Reuter aus. Ganz besonders fehlte ihm Ernst Boll mit seiner helfenden Kritik. Franz hatte nicht mehr den Einfluß auf ihn wie in Neubrandenburg.

Es wäre eine dankbare Aufgabe für einen Heimatforscher und Reuterkenner, sich einmal der Beziehungen Reuter — Boll gründlich anzunehmen, um die Lücke in beider Leben wahrheitsgemäß auszufüllen. Ganz besonders bezieht sich das auf das Leben von Dr. Ernst Boll.

---

## Fritz Reuter als Student der Rechte

Von Carl Meltz

Heinrich Ludwig Christian Friedrich (Fritz) Reuter wird am 7. November 1810 in der kleinen mecklenburgischen Landstadt Stavenhagen geboren. Der strenge Vater Georg Johann Friedrich Reuter, nach seinem juristischen Studium in Rostock zunächst Amtsauditor in Grabow, geht 1805 in gleicher Eigenschaft nach Stavenhagen und wirkt dort von 1808 bis zu seinem Tode im Jahre 1845 als Bürgermeister, daneben auch noch als Stadtrichter und Amtsregistrator. Er ist ein fähiger Jurist, Verwaltungsfachmann, Beamter und darüber hinaus ein tüchtiger Landwirt und Unternehmer (z. B. Gründer der ersten mecklenburgischen Lagerbierbrauerei). Die ihn bei seinen vielseitigen Betätigungen begleitenden Erfolge schaffen nicht nur einen gutgefühten Wohlstand, sondern steigern auch seine angeborene Sicherheit zur Selbstherrlichkeit, die das Verhältnis zu seinem Sohn bestimmt.

Fritz Reuter, der einzige Sohn des Bürgermeisters — ein weiterer Sohn stirbt im Kindesalter, und zwei außereheliche Töchter leben im väterlichen Hause —, soll wie der Vater Jurist werden. Dem zeichnerisch begabten Sohne ist dieser Gedanke unbehaglich. Doch beugt er sich dem starken väterlichen Willen und bezieht leicht lustlos als studiosus juris, nahezu 21 Jahre alt, im Wintersemester 1831/32 die mecklenburgische Landesuniversität Rostock.

Man kann nicht behaupten, daß Fritz Reuter, dem Schulzwang glücklich entronnen, die akademische Freiheit in übervollen Zügen genießt. Wie schon während der Gymnasialzeit in Friedland und Parchim, findet der energische Bürgermeister wieder Wege, seinen studierenden filius beaufsichtigen und unter Kontrolle halten zu lassen, was keineswegs große Begeisterung bei dem Studiosus auslöst. Gemessen an der väterlichen Aufsicht und Kontrolle hätte man ein eifrigeres Studium erwarten dürfen, als Fritz Reuter es betreibt.



Die nur mäßig überzeugend in Briefen an den Vater öfters erwähnten Krankheiten muten wie vorbeugende Entschuldigungen an. Dabei ehrt es den jungen Studenten, daß er in seinem Brief vom 29. 2. 1832 die Frage nach der ratio legis aufwirft. Alles sei, wie er dunkel empfinde, sehr vernünftig durchdacht und beruhe auf einem philosophischen Grunde. Das wünsche er zu begreifen und nicht nur juristische Lehrsätze auswendig zu lernen.

Damit nennt Fritz Reuter vielleicht unbewußt, aber erstaunlich klar das, was den guten Juristen vom schlechten Juristen oder Paragraphenreiter unterscheidet. Die Rechtsgelehrtheit ist nicht die trockene Wissenschaft, als die sie immer wieder verschrieen wird. Sie öffnet sich ihrem Jünger allerdings erst, wenn nach intensivem und ernstem Bemühen die äußere Schale der nüchternen gesetzlichen Bestimmungen durchstoßen ist und der lebendige innere Kern hervortritt.

Als sonderlich ertragreich kann das erste Reutersche und einzige Rostocker Studiensemester nicht gelten. Im Sommersemester 1832 läßt der Bürgermeister seinen Fritz nach Jena gehen. Der anfangs löbliche Studieneifer hält angesichts des ungeliebten Jurastudiums nicht allzu lange an. Daraus allein kann man Reuter kaum einen ernsten Vorwurf machen. Der durch die Gymnasialzeit überbeanspruchte Geist braucht zunächst eine erholsame Ruhepause. Zudem soll es auch heute noch vorkommen, daß auf väterliche Veranlassung ein Studium oder nichtakademischer Beruf ergriffen wird ohne Rücksicht auf Neigung, Begabung und Fähigkeiten mit allen sich daraus ergebenden Folgen.

Zu Jena genießt Fritz Reuter akademische Freiheit und Lebensfreude in vollen Zügen. Er gedenkt dessen im reifen Mannesalter noch mit jugendlicher Begeisterung. Die ergreifende Abschiedsszene zwischen Hanne Nüte und dem Pastor setzt Jena und dem Burschentum ein bleibendes Denkmal in der deutschen Literaturgeschichte.

Fritz Reuter wird alsbald Mitglied der Burschenschaft, einer 1815 in Jena aus der nationalen Begeisterungswelle der Befreiungskriege geborenen und schnell auf Deutschlands Hohen Schulen weitverbreiteten studentischen Bewegung mit dem Wahlspruch „Gott, Ehre, Freiheit, Vaterland“. Zwar wird die Deutsche Burschenschaft schon 1819 auf Metternichs Betreiben verboten. „Die unheilvollen Karlsbader Beschlüsse vom September 1819 versuchten, die Universitäten in Ketten zu legen und die deutschen Einheits- und Freiheitsideen einer feuertrunkenen und auch zum letzten Gang bereiten Jugend mit Knüppeln totzuschlagen. Der Versuch hat, ohne den Gedanken aufhalten zu können, viel Elend über die Jugend gebracht“ (Gustav Herbig, rector magnificus, in: Die Fünfhundertjahrfeier der Universität Rostock 1419—1919, Amtlicher Bericht, S. 61, Selbstverlag der Univerität).

In Jena hält Goethe im Einvernehmen mit seinem Landesfürsten und voller Verständnis für das studentisch begeisterte Feuer echter deutscher Gesinnung seine schützende Hand über seine „lieben jungen Brauseköpfe“. In Rostock erwirbt sich der Vizekanzler der Universität von Both vergleichbare Verdienste.

Die freie akademische Luft in Jena sowie die Ziele und Ideale der Deutschen Burschenschaft, von denen nur die Beseitigung der unseligen deutschen

Kleinstaaterei (von Napoleon im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 hoffnungsvoll begonnen) und die Schaffung eines einheitlichen freien Reiches aller Menschen deutscher Zunge genannt seien, zogen den jungen aufgeschlossenen Studenten in ihren Bann. Das kannte er aus seiner mecklenburgischen Heimat nicht, wo nach Paragraph 1 alles beim alten bleibt.

Bei allem Idealismus erkennt Reuter aber doch nüchtern den gerade damals zu weitgehenden Überschwang der Jenaer Studenten. Er scheidet deshalb, wobei allerdings auch persönliche Gründe mitsprechen, aus der Burschenschaft am 22. 1. 1833 wieder aus. Jedenfalls dürfen wir ihm glauben, daß er sich von den politischen Umtrieben und Tumulten der Jenenser Studenten ferngehalten und sie mißbilligt hat. Man hatte Reuter aber mehr auf der Straße und in Kneipen — Bier-Reuter — als im Kolleg gesehen. Auch hatte er als Zuschauer an einem Pistolenduell zwischen zwei Studenten teilgenommen, von denen der eine schwer verletzt wurde. So kommt es zum consilium abeundi noch während des Wintersemesters 1832/33. Das Sommersemester 1833 verbringt Reuter, wenig glücklich, in seiner Vaterstadt Stavenhagen.

Aufgrund der Jenaer Tumulte und des Frankfurter Wachensturmes vom April 1833 wird am 30. Juni 1833 eine Zentraluntersuchungskommission mit dem Ziele eingesetzt, sämtliche Burschenschafter zur Rechenschaft zu ziehen. Bei dieser Sachlage ist es nicht zu begreifen, daß der sonst so lebenskluge Bürgermeister von Stavenhagen seinen Sohn zur Fortsetzung des Universitätsstudiums anstatt nach Rostock oder dem damals dänischen Kiel wieder südlich reisen läßt. Berlin und Leipzig lehnen die Einschreibung ab. Obwohl Fritz Reuter inzwischen die Verhaftung mehrerer Burschenschafter bekannt geworden ist, hält er sich auf der Rückreise in die Heimat unbekümmert und unvorsichtigerweise — man kann dieses Verhalten auch mit seinem guten Gewissen erklären — wieder einige Tage in Berlin auf.

Dort wird er am 31. Oktober 1833 verhaftet. Am 15. 9. 1834 findet vor dem als Staatsgerichtshof fungierenden Kammergericht die Schlußverhandlung statt. Das erst vom 14. 8. 1836 datierende Urteil verhängt die Todesstrafe wegen Teilnahme an einer hochverräterischen burschenschaftlichen Verbindung (also wegen versuchten Hochverrats oder Teilnahme an einem hochverräterischen Komplott) und wegen Majestätsbeleidigung. Das erst zwei Jahre nach der Schlußverhandlung gefällte Todesurteil ersetzt den Schuldbeweis kühn durch eine unbewiesene Schuldvermutung. Es ist selbst unter Berücksichtigung der scharfen Normen gegen Demagogen ein Fehlurteil und typischer Akt politischer Justiz, wie wir sie aus unserer jüngeren Vergangenheit noch peinlich in Erinnerung haben. Das Todesurteil wird dem Verurteilten am 28. 1. 1837 nach zuvoriger Bekanntgabe der gnadenweise in eine dreißigjährige Festungshaft umgewandelten Todesstrafe eröffnet und Ende Mai auch die schriftliche Urteilsbegründung.

Reuter treibt während seiner siebenjährigen Festungszeit juristische Studien. Sie können jedoch weder als intensiv noch als fruchtbar gelten. Bei seiner Freilassung (25. 8. 1840) steht der Bürgermeistersohn im 30. Lebens-

jahr. Er ist jetzt für eine Fortsetzung des Studiums reichlich alt und außerdem körperlich wie seelisch durch die sachlich ungerechtfertigte und mit Recht als Unrecht empfundene Freiheitsentziehung zermürbt.

Gleichwohl versucht Reuter es ungeachtet aller Bedenken — fast könnte man sagen aus Verzweiflung — noch einmal mit dem Studium der Rechte. Tübingen lehnt seine Einschreibung ab. So geht er im Wintersemester 1840/41 nach Heidelberg und verläßt die Musenstadt im Sommersemester 1841 vorzeitig. Damit ist sein Studium endgültig gescheitert. Und es bedeutet nur eine wehmütige und späte Genugtuung, daß die Landesuniversität Rostock dem inzwischen zu weltweitem Dichterruhm Emporgestiegenen im Jahre 1863 die Würde eines Doktors der Philosophie ehrenhalber verleiht. Gerechtfertigt steht der Dr. phil. h. c. da, als mit der Bismarckschen Reichsschöpfung 1871 wenigstens ein Teil der als Student mit jugendlichem Feuer verfochtenen Ideale Wirklichkeit wird, für die er einst mit seinem Leben hatte büßen sollen.

Die Tragik über seinem Studium mit allen ihren verhängnisvollen Folgen für sein späteres Leben beleuchtet der Dichter selbst am treffendsten im 3. Kapitel seiner „Festungstid“. Dort heißt es beim Vergleich mit einem gleichfalls zum Tode verurteilten Raubmörder: „Wir hatten beide greuliche Verbrechen begangen, er hatte ein paar Menschen umgebracht, und ich hatte auf einer deutschen Universität am hellichten Tage die deutschen Farben — schwarz-rot-gold — getragen.“

Wer sich näher mit Recht und Politik auf Reuters Lebensweg sowie mit Recht und Staat in seiner Dichtung befassen möchte, der greife zu Eugen Wohlhaupters „Dichterjuristen“. Er findet dort in dem 1957 zu Tübingen im Verlag J. C. H. Mohr (Paul Siebeck) erschienenen dritten Bande auf Seite 18—80 eine ausgezeichnete Darstellung.

---

## Der Reuter-Rezitor Karl Kraepelin

„Ich bin die erste Kohlmeise, wir wollen sehen,  
ob nicht Nachtigallen folgen!“

Diese Worte Klaus Groths über sich und sein Werk sollen hier auf den ersten Reuter-Rezitor Karl Kraepelin, Neustrelitz, übertragen werden. Seiner und seines Milieus, des Sonnabendvereins, der den ersten Schauplatz und die Geburtsstätte zu Reuters Ruhm bildete, soll hier gedacht werden.

1848, nach der gescheiterten bürgerlichen Revolution, an der sich u. a. auch bekannte Demokraten von Neu- und Altstrelitz beteiligten, schloß das damalige Hoftheater auf Wunsch der Bürger für zehn Jahre seine Pforten. Karl Kraepelin war noch kein Jahrzehnt in Neustrelitz an der Bühne beschäftigt (zuerst als „letzter“ Chorist und für kleine Partien) und hatte nur ein kleines Einkommen. Jedoch war er durch seine Wendigkeit und vielseitige Begabung ein unentbehrliches Mitglied des Ensembles geworden.

Um nun das sonst so rege kulturelle Leben in der Stadt nicht einschlafen zu lassen, entschlossen sich einige der Theatermitglieder, da ihre kleine Pension nicht für ihren Lebensunterhalt ausreichte, Vortragsabende zu veranstalten. Sie gründeten mit einigen geistig aufgeschlossenen Bürgern den sogenannten Sonnabendverein (1849).

Eines der aktivsten Mitglieder und Mitbegründer war Karl Kraepelin (geb. 1817 zu Wittenburg). Auch er war durch die Schließung des Theaters brotlos geworden und stellte sich auf Rezitation und Musikunterricht ein, um seine Frau und drei Kinder durchzubringen.

Anfangs widmete er sich ganz seinen Shakespeare-Vorlesungen. Im Sonnabendverein, dessen Programme er zum größten Teil bestritt, ließ er auch die heitere Muse zu Wort kommen. Daneben wurde auch das Volks- sowie das Kunstlied von ihm gepflegt. Mit Klaus Groths Quickbornliedern und Gedichten begann es, und mit Reuters Läuschen un Rimels, de Reis nah Belligen, Hanne Nüte, Franzosentid u. a. ging es weiter.

Interessant ist die Feststellung, daß Kraepelin sich seine Quickbornverse sozusagen frisch aus der Druckerpresse holte, denn sie erschienen als Buch doch erst 1852. Es war damals etwas ganz Kühnes, plattdeutsche Gedichte vorzutragen, denn die plattdeutsche Sprache wurde von dem „guten“ Publikum damals nicht ernst genommen. Ebenso frisch aus der Druckerpresse landeten 1853 die Läuschen un Rimels, die Reuter im Selbstverlag in seiner Treptower Zeit erscheinen ließ und die in den ersten sieben Jahren drei Auflagen erlebten. Mit den späteren Werken Reuters ging es nicht anders; sobald etwas herauskam, setzte sich Kraepelin dafür ein. Später, als er Reuters „gode Fründ Korl“ war, bekam er die Manuskripte schon vor Erscheinen zugesandt, und er trug sie sozusagen aus der Handschrift vor, so war es mit „Hanne Nüte“.

Eines Tages hatte der Sonnabendverein auf Wunsch des Mitgliedes Dr. Peters, Reuter und den Maler Schöpke zu einem Vortragsabend eingeladen. Es sollten eigentlich die Läuschen zum Vortrag kommen, es war aber bekanntgeworden, daß der Dichter eine soeben beendete Arbeit in der Rocktasche habe, und die zahlreichen Gäste bestürmten ihn, daraus vorzulesen. Es war „Hanne Nüte“. Reuter war ein schlechter Leser seiner Arbeiten, trotzdem war es ein Erfolg — besonders als er zu später Nachtstunde bei geselligem Beisammensein aus dem Stegreif einen langen Trinkspruch in Versen zum besten gab. Am nächsten Morgen um 10 Uhr trafen Reuter und Kraepelin bei Dr. Peters zusammen, um das ganze neue Opus vorzulesen, schon am Abend vorher hatten sie Freundschaft geschlossen. Es wurde bis 2 Uhr ohne Pause gelesen, aber nur anfangs von Reuter, dann übernahm Kraepelin die Rolle, und zwar zu so überraschender und ergreifender Begeisterung aller, daß bei des Dichters spontaner Umarmung nach der Lesung immer wieder die Worte „dat hew ik nich schrewen, dat is tau schön, Korl“ hörbar wurden.

Die Lesung Hanne Nüte wurde dann auch im Sonnabendverein und in den Nachbarstädten wiederholt, immer mit großem Erfolg. Sie lag Kraepelin besonders gut, und Reuter war über die Verbreitung seiner Arbeiten durch

diesen vortrefflichen Apostel sehr glücklich. Am 28. 2. 1861 schreibt er seinem Freund: „Korl, geliebter! Wenn die Million voll ist, die du mit dem Vorlesen des Hanne Nüte verdienen wirst, kannst du es mir gelegentlich sagen lassen. Ich werde mich dann melden und bin überzeugt, du gibst mir dann ein „bitschen“ ab. So lange wollen wir uns beide an der ideellen Freude über den guten Erfolg genügen lassen. Im übrigen bin ich dir freundschaftlichst gewogen, lies also und streiche, streiche und lies, lies Deine Streiche, meine Streiche, ich bin mit allem durchaus zufrieden. Es würde mir sogar sehr angenehm sein, wenn du tüchtig darin herumstrichest, ich würde dann eine wirklich ersprießliche Kritik haben, die ein großes Publikum mittelbar durch dich übte. Das gestrichene Exemplar leihst du mir dann wohl einmal. Also tüchtig darauf los. Du weißt ja, ich bin kein empfindlicher Hans Narr.“

Es ist selbstverständlich für einen Rezitator, daß er nie das ungekürzte Werk eines Dichters, sofern es sich dabei um ein ganzes Buch handelt, zum Vortrag bringen kann. Geschickte Kürzungen sind notwendig und die hat Kraepelin auch bei Reuter anwenden müssen. Diese Striche sind in dem Brief gemeint.

So bildete sich durch die Vorlesungen Kraepelins in kurzer Zeit im Strelitzer Land eine treue feste Reutergemeinde. Immer wieder aber kamen Aufmunterungen aus Freundeskreisen Reuters und Kraepelins, sich mit den Rezitationen aus der engeren Heimat herauszuwagen. Eines Tages entschloß sich dann der etwas zaghafte und schwerfällige Kraepelin auch. Reuter hatte ihm ein tüchtiges Empfehlungsschreiben an die Hamburger Freunde mitgegeben. (Dr. Wex, Dr. Dörr, Maler Spekter, Dichter Strodtsmann, Dr. Marcus u. v. a.) Nun konnte die Reise in die große Hansestadt angetreten werden. Hamburg wurde 1863 der erste unbeschreibliche Erfolg, zuerst wurde vor 40, am nächsten Tage vor 100 geladenen Gästen gelesen, am dritten vor noch mehr. Dann wurde das Altonaer Stadttheater gemietet. Ausverkauftes Haus. Der große Wörmersche Saal war am 5. Abend wieder voll besetzt. So ging es 12 Tage hintereinander. Ein Siegeszug Reuters und Kraepelins ohnegleichen. Jetzt war Kraepelins Zukunft gesichert. Die zwei hochbegabten Söhne konnten studieren. (Der Sohn Karl wurde Naturwissenschaftler, später Professor und Direktor am naturhistorischen Museum in Hamburg und erfolgreicher Schriftsteller auf verwandtem Gebiet ... Er starb 1915. Der Sohn Emil wurde Arzt und Psychiater von Weltruf in München. Er starb 1926.)

Kraepelin setzte nun seine Reisen fort. Jetzt hatte er Mut gefaßt. Mehrere Abende vor je 300—400 Hörern zu sprechen, das lohnte sich. Zuerst fuhr er nach Rostock. Es sollten dort auch dreimal vier Abende stattfinden. Als der erste Zyklus von vier Abenden mit beispiellosem Erfolg vorüber war, traf Kraepelin beinah der Schlag, als der Polizeichef der Stadt ihm weitere Vorträge verbot. Der Theaterintendant habe sich beschwert, da die Abende seinem Hause schon großen Abbruch getan hätten. Kraepelin mußte Rostock verlassen. Er ließ sich aber nicht entmutigen, er fuhr nach Stettin und wieder nach Hamburg, dann nach Dresden, Leipzig, Braunschweig, Magdeburg, vor allem aber reiste er die ganze Nord- und Ostseeküste ab, dort wo das plattdeutsche

Idiom noch gesprochen wurde. Zwischendurch las er auch in Neustrelitz. Z. B. meldete die Neustrelitzer Zeitung 1864, daß der Künstler an 4 Abenden die drei Teile der Stromtid im Schützenhaus abends von 7½—9½ Uhr zum Eintrittspreis von 8 Schilling für 4 Abende lesen würde.

Überall große Erfolge, Jahr um Jahr. Von 1873—81 liegen Aufzeichnungen über die Städtebesuche in Deutschland vor. Es sind durchschnittlich 25—30 Städte aller Länder in Deutschland, am Rhein, in Ostpreußen, Sachsen, Holstein und Westfalen u. s. w., in denen er für Reuters Werk gekämpft hat. Oft blieb er 8—14 Tage in einer Stadt, da mehrere Zyklen von ihm gelesen wurden. Und eines Tages (1873) ging er über den großen Teich, nach New York, um dort in der deutschen Gesellschaft Reuter einzuführen. So erreichte er dann für seinen lieben Reuter die Millionenzahl. Aber er hatte sich zu viel zugemutet, und in den letzten Lebensjahren stellte sich ein ernsthaftes Nieren- und Herzleiden ein.

Kraepelin hat die entscheidende Bresche für Reuters Popularität geschlagen. In Neustrelitz wurde der erste Versuch begonnen, und zwar in dem Milieu des Sonnabendvereins, im alten Schützenhaus, Zierkerstraße. Reuter hat dies Milieu wiederholt aufgesucht, wenn ihn die Freunde riefen, er fühlte sich dort wohl und empfing manche Anregung.

Sehen wir uns dieses Milieu etwas näher an. Dieser Sonnabendverein ist eine Art Anhängsel der Reserve-Vereinskasse gewesen. Sie hatte dieselben Grundsätze der Gemeinsamkeit und Brüderlichkeit in ihren Statuten wie der Sonnabendverein. D. h. materielle Hilfe allen notleidenden Mitgliedern und evtl. deren Angehörigen zu gewähren. Die Mittel wurden durch freiwillige Beiträge und Schenkungen der Mitglieder sowie durch Einnahmen aus Veranstaltungen aufgebracht. Es wurden neben Schenkungen auch halbjährliche kleine Darlehn den Mitgliedern gewährt. Diese Tochtergesellschaft der Reservevereinskasse tagte jeden Sonnabend-Abend von 8½—11 Uhr im Schützenhaus. Sie hatte den Zweck:

„Durch Weckung und Anregung des Sinnes für das Gute, Wahre und Schöne zur Entwicklung und Hebung des geistigen, sittlichen und geselligen Lebens unter seinen Mitgliedern beizutragen.“ Die Verfolgung besonderer kirchlicher und politischer Zwecke blieb dem Verein als solchem fremd. Sein Symbol war eine Lyra, durchschlungen von einem blauen Band. Es wurden regelmäßig Vorträge aus den Gebieten der Wissenschaft und Kunst gehalten. Es waren Pflicht- und freiwillige Vorträge. D. h. jedes ordentliche Mitglied war zum Vortraghalten verpflichtet. Es ging alphabetisch nach dem Namen. Das außerordentliche Mitglied war nur ein teilnehmendes, kein selbst mitwirkendes.

„Zur Mitgliedschaft ist jeder unbescholtene Mann, wenn er das 18. Lebensjahr erreicht hat, zulässig.“ Die edle Weiblichkeit war nach diesem Paragraphen also von der Mitgliedschaft ausgeschlossen. Ihr traute man vor 100 Jahren noch keine geistige Reproduktivität noch Aufnahmefähigkeit zu. Allerdings durften die Herren der Schöpfung ihre Damen zu den Gesellschafts-

abenden und Festveranstaltungen mitbringen. Das Eintrittsgeld betrug für alle Mitglieder einen Taler (= 3.—) und der Monatsbeitrag 8 Bl (Schilling).

Der Sonnabendverein verfügte über eine ansehnliche Bibliothek, die aus wertvollen Büchern, Zeitschriften und Musikalien bestand. Jedes Mitglied konnte sich Noten und Bücher entleihen und die Zeitschriften zirkulierten regelmäßig. Von Zeit zu Zeit fanden auch Fest- und Gesellschaftsabende statt, an denen Sonderprogramme geboten wurden oder ein fröhlicher Tanz Mitglieder und zahlreiche Gäste vereinte.

Die Vorlesungen dramatischer Dichtungen wurden mit verteilten Rollen vorgenommen und jeder Leser hatte sich dazu vorzubereiten.

Es liegen zwei handgeschriebene Programme des Sonnabendvereins vor. Ein Mozartabend und ein Gesellschaftsabend mit 25 Vortragsnummern. Das Niveau dieser völlig verschiedenen Abende war ein gutes. An Musik wurde Chopin, Beethoven, Liszt, Mozart u. a. geboten. Natürlich kamen auch Lokal-komponisten der Zeit zu Gehör, wie Charles Voß, von Oertzen, D. Zander, H. Riefstahl u. a. Bei jeder Veranstaltung wirkten Berufskünstler des Theaters oder auswärtige Künstler mit. Kraepelin mit seiner schönen Baritonstimme trat nicht nur als Rezitator, sondern auch als Liedsänger auf. Der Sonnabendverein hatte so recht die kulturelle Führung und Betreuung der Bürger übernommen und leistete daneben den in Not geratenen Mitgliedern noch praktische Hilfe.

Karl Kraepelin las fast alle Werke Reuters, und seine größten Erfolge hatte er mit Hanne Nüte und de Reis nah Konstantinopel. Er hatte sich allmählich eine immer größere Routine im Vortrag zugelegt, so ließ er die verschiedenen Personen immer mit anderer Stimme und Gebärde zu Worte kommen, z. B. Pomuchelskopp in der Stromtid kam mit Stockschnupfen zu Worte.

Daß er Reuters Ruhm zum großen Teil mitbegründet hat, gab er als bescheidener Künstler nie zu. Er antwortete darauf mit Schillers Worten: Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun.

Kraepelin blieb seinem Dichterfreund Reuter bis zuletzt treu und umgekehrt war es nicht anders. Auch in Eisenach hat er ihn aufgesucht und ihm dort „de Reis nah Konstantinopel“ vorgetragen. Reuter soll dabei Tränen gelacht haben, denn für so komisch hatte er seine Personen, besonders „Fru Scha-nette Groterjahn“ gar nicht gehalten.

1877 zog Kraepelin nach Potsdam, um einen etwas ruhigeren Lebensabend zu beginnen. Doch die Winter waren wieder mit großen Reisen und Vorträgen ausgefüllt. Erst in den letzten 2—3 Jahren seines Lebens mußte er wegen seines Herzleidens die geliebte von ihm so ernst genommene Kunst aufgeben. 1882 starb er.

Karl Kraepelin ist im Laufe der letzten 75 Jahre manche Kohlmeise als Reuterrezitator gefolgt, sei es Palleske, Gloede, Sternberg, Warnke oder andere. Aber Nachtigallen waren darunter nicht, die war er selbst. Nach Sternberg, dem Friedländer Sohn, ist es sehr still mit den Reuterabenden geworden. Eine „Nachtigall“ hörten wir nicht wieder schlagen.

*Annalise Wagner*

# Chronik der Stadt Burg Stargard und ihrer Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte

von Paul Steinmann

## IV.

*Vom Güstrower Erbfolgestreit (1695 ff.) und von der Errichtung  
des Herzogtums Mecklenburg-Strelitz im Jahre 1701 bis zum Tod  
von Adolf Friedrich IV. (1794) — „Dörchläuchting“*

Das Herzogtum Mecklenburg-Strelitz hat sich nicht organisch entwickelt, sondern ist ein künstliches Gebilde. Das zeigt schon seine Zusammensetzung aus zwei verschiedenartigen, weit von einander liegenden Teilen, dem Lande Stargard und dem Fürstentum, ehemaligen Bistum, Ratzeburg.

Mecklenburg-Strelitz ist das Produkt eines Kompromisses, eine Schöpfung des Hamburger Vergleichs vom 8. März 1701: Das Ergebnis von langjährigen Verhandlungen, die um die Schlichtung des von Legenden umrankten Güstrower Erbfolgestreits<sup>1)</sup> geführt wurden. Akut war dieser dadurch geworden, daß der letzte Herzog von Mecklenburg-Güstrow, Gustav Adolf, im Jahre 1695, verstarb, ohne männliche Erben zu hinterlassen. Seine Schatten hatte der Streit aber schon vorausgeworfen.

Eigentlich hätte es nicht zur Errichtung des Herzogtums Mecklenburg-Strelitz kommen können. Durch Herzog Johann Albrecht I. war in seinem Testament vom Jahre 1573 bzw. vermittelt der kaiserlichen Bestätigung von 1547 für alle seine Nachkommen die Primogenitur und die Unteilbarkeit des Landes festgelegt worden, „damit dies Fürstliche Hauß Meckelnburg wiederumb desto mehr in Zunehmen und Aufsteigen gebracht werde“. Johann Albrecht hatte also die mittelalterliche, privatrechtliche Auffassung von dem Charakter der Territorien (Herrschaften) aufgegeben. Nach dieser stand den männlichen Angehörigen des Fürstenhauses ein Recht auf Erbteilung des Landes zu, das als ihr väterliches Erbgut (patrimonium) galt. „Aus Erfahrung“ hatte aber Johann Albrecht, wie er in seinem Testament hervorhebt, „gelernt, daß durch kein ander Mittel die Herrschaften in größeren Abfall, Verringerung, Unvermögen und Abgang gerathen, als durch die vielfältige Zerstückung und Zerreißung“. So trug der Herzog den neuzeitlichen Prinzipien Rechnung, daß das Land ein unteilbares, öffentlich rechtliches Gebilde, ein Staat, sei.

Aber Johann Albrechts I. Enkel, Adolf Friedrich I. und Johann Albrecht II., sahen in einer Hauptlandesteilung den einzigen Weg, ihren ewigen Meinungsverschiedenheiten ein Ende zu bereiten und aus ihrer ererbten schweren Schuldenlast herauszukommen. So war denn nach langwierigen Verhandlungen der Erbteilungsvertrag vom 3. März 1621 zustande gekommen, durch den

<sup>1)</sup> H. Witte: Mecklenburgische Geschichte, II., 1913, S. 233—244. O. Vitense: Geschichte Mecklenburgs, 1920, S. 240—244. C. A. Endler: Die Geschichte des Landes Mecklenburg-Strelitz (1701—1933), 1935, S. 11—13. — Über die zeitgenössischen Rechtsgutachten von Fakultäten und Juristen, Streitschriften und Publikationen sowie über die älteren und neueren speziellen Darstellungen bei: Klüver (1737), Franck (1756), Boll (1856), von Buchwald (1893), Wagner (1902, 1903) Winkler (1926) und Müller (1927) vgl. Heeß: Geschichtliche Bibliographie von Mecklenburg, I., 1944, Nr. 139, (4157), 3001, 3023, 3290, 4136—4156, 4158—4160.



Mecklenburg-Güstrow gespalten wurde (vgl. Nr. 31, S. 49). Bemerkenswert ist, daß 1621 weitere Landesteilungen ausdrücklich verboten wurden. Der Seniorchef des mecklenburgischen Fürstenhauses, Adolf Friedrich I. von Mecklenburg-Schwerin, der als erster den Vertrag von 1621 unterzeichnet und besiegelt hatte, war aber in seinen letzten Lebensjahren selbst dem aufgestellten Postulat untreu geworden! In seinem Testament vom Jahre 1654 hatte er bestimmt, daß nach seinem Tod das Land Mecklenburg-Schwerin unter seine drei ältesten Söhne geteilt werden sollte: Christian sollte das Kernland Mecklenburg-Schwerin, die beiden jüngeren Brüder die Fürstentümer Ratzeburg und Schwerin erhalten. Den Grund hierfür kann man nur in dem höchst unerquicklichen Verhältnis suchen, das zwischen dem heftigen Vater und seinem störrischen ältesten Sohn bestand. Auch hegte der Vater ein nur zu berechtigtes Mißtrauen, ob Christian in finanzieller Hinsicht genügend für seine Brüder sorgen würde.

Jedoch wurde nach Adolf Friedrichs I. Tod (1658) dessen Teilungsplan nicht verwirklicht. Christian erreichte es, daß in Wien seine Belehnung (1659 sich auch auf die Fürstentümer Ratzeburg und Schwerin erstreckte. Die jüngeren Brüder bemühten sich zwar, in deren Besitz zu gelangen, schließlich verzichteten sie aber gegen Abfindungsgelder auf ihre Ansprüche. Dieser Verzicht erstreckte sich aber nicht auf die Ansprüche des jüngsten der Brüder, des noch minderjährigen Herzogs Adolf Friedrich II., des nachmaligen Herzogs von Mecklenburg-Strelitz. Dieser war im Jahre 1658, fast acht Monate nach dem Tod seines Vaters Adolf Friedrich I., geboren. Im Jahre 1684 hatte er sich mit der ältesten Tochter des Herzogs Gustav Adolf von Mecklenburg-Güstrow verheiratet. Von seinem Schwiegervater erhielt er als Heiratsgut seiner Gemahlin und zu seinem Unterhalt die Ämter Strelitz, Wanzka und Feldberg. Herzog Christian (Louis) <sup>2)</sup> verlieh ihm 1687 dazu das Amt Mirow, die ehemalige Johanniterkomturei, zum Nießbrauch; das Schloß zu Strelitz war Adolf Friedrichs II. Residenz. Aber auf Grund des Testaments seines Vaters vom Jahre 1654 trachtete Adolf Friedrich nach weiterem Besitz, zum mindesten auf den eines der beiden Fürstentümer Ratzeburg oder Schwerin.

Der kinderlose Herzog Christian (Louis) von Mecklenburg-Schwerin bestimmte kurz vor seinem Tod (1692) den ältesten Sohn seines verstorbenen Bruders Friedrich (von Grabow), Friedrich Wilhelm zu seinem Nachfolger, und zwar nicht nur im Schwerinschen, sondern auch im Güstrowschen Herzogtum nach Gustav Adolfs Tod. Dieser aber hatte seinerseits schon lange für den Fall des Absterbens von Christian (Louis) das Schweriner Herzogtum beansprucht, ohne das aber jetzt durchsetzen zu können. Nun verlangte er für seinen Schwiegersohn Adolf Friedrich mindestens das eine der ehemaligen Bistümer und damit die Stellung eines selbständigen Reichsfürsten. Davon wollten aber Friedrich Wilhelm und seine Räte nichts wissen. Es gelang diesen, im Jahre 1693 in Wien die kaiserliche Belehnung mit Schwerin samt den beiden Fürstentümern Ratzeburg und Schwerin durchzusetzen. Adolf Friedrich wurde für seine Ansprüche an die eingesetzte kaiserliche Kommission verwiesen. Diese sicherte ihm 1694 außer den Ämtern Strelitz, Wanzka und Feldberg noch den einstweiligen Besitz des Amtes Mirow zu samt einer Apanage von jährlich 3300 Talern. Mit dieser Abfindung waren weder Adolf

---

<sup>2)</sup> So nannte er sich seit 1663 nach seinem Idol: Ludwig XIV. von Frankreich, nachdem er zur katholischen Kirche übergetreten war und eine französische Herzogin geheiratet hatte.

Friedrich, noch sein Schwiegervater Gustav Adolf zufrieden. So kam es, daß dieser zwei Tage vor seinem Tod (1695) den Kaiser bat, seinen Schwiegersohn als rechtmäßigen Erben in das Herzogtum Mecklenburg-Güstrow einzusetzen. Ein Schachzug, der viel zu spät erfolgte! Es begann nun ein Wettlauf der beiden Prätendenten Adolf Friedrich und Friedrich Wilhelm um die Besitzergreifung des Herzogtums Güstrow. Aber beide mußten ihre Positionen räumen, da der kaiserliche Gesandte Graf Eck in Güstrow eine Interimsregierung einsetzte. Bald aber mischen sich der niedersächsische Kreis bzw. dessen Direktorium: Schweden, Brandenburg und Lüneburg-Celle und hernach andere benachbarte sowie auch weit abgelegene Länder in den Streit ein. Dieser war so von einer dynastischen, mecklenburgischen Angelegenheit zu einem Objekt der großen europäischen Politik geworden! „Jenes endlose Gewirre, welches man den Güstrower Successionsstreit nennt, spannt seine Fäden von Stockholm bis Wien, von Kopenhagen bis nach Berlin, von Hannover bis nach Paris, von Dresden bis nach Warschau und darüber hinaus nach Moskau. Alle Mächte waren mitinteressiert, denn die Vereinigung beider Mecklenburg in einer Hand würde eine feste, geographisch geschlossene Macht auf deutschem Boden geschaffen haben, die schwer ins Gewicht fallen mußte, wenn es sich darum handelte, ob Deutschland oder die Allianz Schweden — Frankreich Herr über die Ostseelände sein sollte. Gelang die Einigung, so hatte Mecklenburg einen Vorsprung vor den welfischen Herzogtümern und Kurbrandenburg bei der Anwartschaft, die Schwedenmacht aus Deutschland zu vertreiben und die Vormacht in Norddeutschland zu werden. Das war der Plan, von dem Wallenstein geträumt hatte...“ (G. von Buchwald: Bilder aus der volkswirtschaftlichen und politischen Vergangenheit Mecklenburgs (1631—1708), 1893, S. 91).

Beide Prätendenten hatten 1693 ff., wie bereits zuvor Gustav Adolf 1687 und 1691, Rat und Hilfe bei Juristenfakultäten und bei einzelnen Juristen gesucht, um ihre Ansprüche zu beweisen. Aber auf die Verhandlungen und Entscheidungen betreffend den Güstrower Erbfolgestreit hatten diese Schriften fast keinen Einfluß! Die entscheidende Rolle spielten die politischen Gesichtspunkte und nicht zuletzt die Diplomaten und Hofräte der nord- und mitteleuropäischen Länder. Beide Kategorien von Höflingen waren entsprechend dem Zeitgeist der Bestechung durchaus zugeneigt, ja geradezu darauf angewiesen und von einer schlimmen Habgier erfüllt! Das galt ganz besonders von den Wiener Hofräten. Nun verfügte aber der Schweriner Hof über große Geldmittel, da Herzog Christian (Louis) 700 000 Taler hinterlassen hatte, Gustav Adolf dagegen etwa eine halbe Million Taler Schulden! Hinzu kam, daß Adolf Friedrich schwer um seine Existenz ringen mußte, da die südlichen Ämter des Landes Stargard mit ihrem größtenteils leichten Boden wenig einbrachten. Die Folge war, daß in diesem wechsellvollen Spiel voller Ränke, Intrigen, Verleumdungen und Bestechungsskandalen der Streit für Adolf Friedrich sich recht ungünstig gestaltete. Durch eine vom Kaiser bestätigte Entscheidung des Reichshofrats vom 12. Januar 1697 wurde der Besitz des Herzogtums Güstrow Herzog Friedrich Wilhelm zuerkannt. Adolf Friedrich verwies man hinsichtlich seiner Abfindung wieder auf die Entscheidung der kaiserlichen Kommission. Daraufhin wandte sich Friedrich beschwerdeführend an das Direktorium des niedersächsischen Kreises. Dieses verstärkte sein Kontingent in Güstrow auf 2000 Mann, da es „keineswegs gewillt war, der eigenmächtigen, über ihre Köpfe hinweg geschehenen Verfügung des

Kaisers über ein Reichslehen nachzugeben“ (Witte, S. 241). Gestützt auf seine Truppenmacht nötigte das Kreisdirektorium zunächst Friedrich Wilhelm, sodann „durch sanfte Gewalt“ den Grafen Eck, Güstrow zu verlassen. Trotzdem veränderte sich die Situation noch nicht zugunsten Adolf Friedrichs, da der Kaiser auf seiner Entscheidung beharrte und dem Herzog nur eine Apanage bewilligen wollte. Hinzu kam, daß der Kaiser sich mit dem Direktorium des niedersächsischen Kreises aussöhnte!

1698 Verschiedene Vermittlungspläne und Kommissionsverhandlungen waren  
1699 1698 gescheitert. Schließlich hatte Friedrich Wilhelm „nur eine Geldabfindung, allenfalls die Überweisung einiger Ämter, ohne Landeshoheit und Reichsstandschaft“ angeboten (Witte, S. 242). In dieser für Adolf Friedrich verzweifelten Situation traten im Laufe des Jahres 1699 zwei bedeutsame Wendungen zu seinen Gunsten ein, die Friedrich Wilhelm nötigten, etwas nachzugeben. Zunächst sollte für Friedrich Wilhelms Position die von Salmuthsche Affäre böse Folgen haben. Der lüneburgische Kapitän von Salmuth hatte in Hamburg längere Zeit zu Friedrich Wilhelms leichtsinniger Gesellschaft gehört, war aber schließlich, als er dem Herzog unbequem wurde, von diesem wegen angeblichen Falschspiels abgewiesen worden. Als der Kapitän trotzdem das Haus des schwedischen Gesandten, in dem sich Friedrich Wilhelm aufhielt, betrat, suchten „zwei Lakaien des Herzogs (geborene Schotten) ihn an der Tür zurückzuhalten, und als er grob wurde und den Degen zog, taten sie das gleiche und trieben ihn unter fortdauernder Gegenwehr seinerseits auf die Straße, wo er zusammenbrach und starb . . . , ein Stich in den Hals war tödlich gewesen“ (R. Wagner: Mecklbg. Jahrb., 68, 1903, S. 119). Die Erbitterung der Hamburger Bevölkerung über diese Bluttat, an der Friedrich Wilhelm „durchaus nicht unbeteiligt war und die er leicht verhindern konnte“ (W. Winkler: Mecklbg.-Strel. Geschäftsblätter, 2, 1926, S. 246), war so groß, daß Friedrich Wilhelm nächtlicherweile heimlich abreisen mußte: „Weit schlimmer war, daß durch die Tat, einen offenkundigen Bruch des Völkerrechts, zwei Mächte, von denen das Schicksal des Güstrower Herzogtums abhing, Schweden und Lüneburg, sich schwer gekränkt fühlen mußten.“ (Wagner: S. 119). Der König von Schweden und der Herzog von Lüneburg in Celle richteten scharfe Schreiben an Friedrich Wilhelm. Auch auf die Kommission hatte die Untat einen schlimmen Eindruck gemacht. „Wenn es auch gelang, den Sturm zu beschwichtigen, so war doch ein Stück Terrain für Schwerin verlorengegangen, auf dem sich Strelitz festzusetzen suchte“ (Wagner, S. 119, 124/25).

Ferner vollzog sich am dänischen Hof „eine vollständige Schwenkung“. Die Kronprinzessin Luise, sie war diejenige Güstrower Prinzessin, welche man 1692 — ohne Erfolg — Friedrich Wilhelm angeboten hatte, „machte . . . ihren Einfluß zugunsten ihres Schwagers geltend, mit solchem Glück, daß Adolf Friedrich von Kopenhagen unerwarteter Weise die Zusicherung erhielt, man werde ihm auf benötigten Fall alle Assistenz gewähren“ (Wagner, S. 121).

Bei dieser neuen Situation war es von besonderer Bedeutung, daß Adolf Friedrich auf Empfehlung seines Hamburger Handelsagenten Paul Krey im Verlauf des Jahres 1699 Edzard Adolf von Petkum in seine Dienste nahm. Der bisherige Sachwalter des Herzogs, der Geheime Rat Gutzmer, war nur Jurist, kein Politiker, seiner Aufgabe nicht gewachsen und ihrer überdrüssig geworden (Winkler, S. 250/51). Auch wurde gegen ihn der Verdacht erhoben,

von Schwerin bestochen zu sein. Von Petkum<sup>3)</sup> stammte aus einem alten Adelsgeschlecht Ostfrieslands, war dort „reich begütert und vermögend“. Er war ein sehr gewandter, routinierter, ehrgeiziger, aber auch skrupelloser Diplomat. Suchte er doch z. B. noch 1700 — glücklicherweise vergeblich — Frankreichs Hilfe für Adolf Friedrich zu gewinnen! — Lange Jahre hatte von Petkum im Dienste Dänemarks gestanden, zum guten Teil als Gesandter beim niederländischen Kreis und beim Regensburger Reichstag. Dann war er in Ostfriesland Drost und bald Präsident der ostfriesischen Hofkammer geworden. 1697 „wegen Mißhelligkeiten über seine Rechnungsführung“ entlassen, lebte er 1699 „als Privatmann zu Hamburg ... und hielt ... großes Haus“, in dem auch der lebenslustige Schweriner Herzog verkehrte, „den indessen, wie Krey spottend bemerkte, wohl weniger die Person des Hausherrn als dessen schöne Töchter anzogen“. Dank seines diplomatischen Geschicks und vielfacher persönlicher Beziehungen verstand es von Petkum, selbst oder durch Mittelspersonen, bald auf die Kommissionsmitglieder sowie auf die Räte und Fürsten der Höfe zu Berlin, Wolfenbüttel, Hannover, Celle, Eutin, Stockholm und Kopenhagen zugunsten von Adolf Friedrich Einfluß zu gewinnen. In Berlin schwankte man hernach allerdings sehr zwischen Schwerin und Strelitz. Zeitweise änderte sich wie in Berlin, so auch in Celle, Hannover, Wolfenbüttel und Eutin die Stimmung stärker zuungunsten von Adolf Friedrich. Hingegen trat der dänische Hof stets mit Entschiedenheit für des Herzogs Belange ein. Die Folge war aber, daß der mit Dänemark verfeindete schwedische Hof ganz zu Friedrich Wilhelm umschwenkte! Im Hinblick auf den Nordischen Krieg hielt Schweden es nunmehr für richtiger, „Friedrich Wilhelm als den Mächtigeren an sich zu ketten und sich dienstbar zu machen“, während es „sein Interesse bisher in einer möglichen Teilung und Schwächung der Mecklenburger Lande gesehen hatte“. Am wenigsten konnte von Petkum am Wiener Hof Einfluß gewinnen, zumal sein Kontrahent am Hofe Friedrich Wilhelms, der Graf von Horn, zur katholischen Kirche übergetreten war und beim Kaiser „in ganz besonderer Gunst stand“!

Von Petkums Taktik bestand darin, zunächst viel — wenn nicht das ganze, so doch einen großen Teil des Herzogtums Güstrow samt dem Lande Stargard und dem Amt Mirow sowie das Fürstentum Ratzeburg — für Adolf Friedrich zu verlangen, sodann aber schrittweise seine Forderungen zu reduzieren. Natürlich arbeitete auch er viel mit Versprechungen und Bestechungen. Freilich konnte er mit Schwerin hierbei wenig konkurrieren! So z. B. hatte sich Friedrich Wilhelm, „dem allgemeinen Vernehmen nach, des Grafen Eck durch 40 000 Reichstaler gesichert.“ Auf vielen Reisen und durch Einzelverhandlungen suchte von Petkum Stimmung für seine Forderungen zu machen. Aber bis Anfang des Jahres 1700 hatte sich die allgemeine Lage so entwickelt, daß Adolf Friedrichs Aussichten sehr schlecht waren. Da trat von Petkum zum ersten Male mit einem Projekt hervor, das 1701 die Grundlage des Hamburger Vergleichs wurde: Fürstentum Ratzeburg, Stargarder Kreis, Amt Mirow und 10 000 Reichstaler aus dem Boizenburger Zoll. Adolf Friedrich hielt aber verbissen an seinem Anspruch auf Amt, Stadt und Schloß Güstrow als Residenz fest. Friedrich Wilhelm wollte höchstens, außer Ratzeburg, nur den Stargarder Kreis, ohne Städte und Adel, abtreten. Nun verlagerte sich aber

<sup>3)</sup> Über von Petkum und das Folgende vgl. zunächst die Arbeit von Hans Georg Müller in den Mecklbg.-Strel. Geschichtsblättern, 3, 1927, S. 3 ff., der auch die Zitate entnommen sind.

der Nordische Krieg ostwärts und der drohende Spanische Erbfolgekrieg verhinderte es, daß der Kaiser, wie es ihm vom Grafen Horn nahegelegt war, mit Waffengewalt Friedrich Wilhelms Ansprüche auf das ganze Herzogtum durchsetzte. Vielmehr war der Kaiser an einer schnellen Beilegung des Streits interessiert. Da war es von Bedeutung, daß Adolf Friedrich, wenn auch „schweren Herzens“ im entscheidenden Augenblick auf Amt, Stadt und Schloß Güstrow Verzicht leistete. So kam es, daß Friedrich Wilhelm von allen Seiten bestürmt wurde, nachzugeben und die von der Kommission und den Kreisministern, an Hand des von Petkumschen Projekts vom Anfang des Jahres, aufgestellte Punktation vom 7. Dezember 1700, wenn auch nach heftigem Sträuben, akzeptierte.

1701 „In Strelitz stieg unterdessen aber die Geldnot aufs höchste. Die herzogliche Dienerschaft mußte in einer Livrée einhergehen, daß ihr Herr sich dessen schämte. Und zum Weihnachtsfest hatte Adolf Friedrich II. nicht die Mittel, seinen beiden Kindern einige wenige dürftige Geschenke zu machen, sondern er mußte Petkum um Geld dazu bitten.“ Als Adolf Friedrichs Gattin am 17. Januar 1701 starb, hatte er „zunächst nicht einmal die Mittel zu ihrer fürstlichen Beisetzung, und nur mit äußerster Mühe gelang es Petkum, von der Güstrower Interimsregierung das nötige Geld für die Begräbniskosten zu erhalten“.

8. III. 1701 Die zu ihrer letzten Sitzung in Hamburg zusammengetretene Kommission setzte den Vergleich auf, der am 8. März 1701 von den Schweriner und Strelitzer Ministern unterzeichnet, und am 12. März von beiden Herzögen ratifiziert wurde. — Der Hamburger Vergleich war ein Kompromiß: Keinem der beiden Prätendenten wurde das von ihnen erstrebte ganze Herzogtum Güstrow überwiesen. Beide hatten ihre Ansprüche zurückschrauben müssen. Für Adolf Friedrich waren die Aussichten, selbständiger Fürst des Deutschen Reiches mit einem größeren Landbesitz zu werden, lange Zeit aussichtslos gewesen. Aber seine große Charakterstärke und seine unvergleichliche Zähigkeit waren ausschlaggebend. Sie haben ihm die Kraft, trotz seiner ewigen Geldkalamität, 5½ Jahre durchzuhalten, bis durch Veränderungen in der großen europäischen Politik sich für seine Sache eine besondere Chance bot. Diese wurde durch von Petkum<sup>4)</sup> geschickt ausgenutzt. Es gelang beiden, noch einmal das alte

4) Ältere Geschichtsschreiber und Biographen (Klüver, Buchholz, Franck, Krause) haben behauptet, von Petkum sei 1701 durch Herzog Friedrich Wilhelm durch Bestechung gewonnen worden: Von Petkum sollte Adolf Friedrich bestimmen, den Hamburger Vergleich anzunehmen, obwohl er (Petkum) gewußt habe, daß eine Entscheidung des Kaisers mit einem Kurier unterwegs sei, nach welcher Adolf Friedrich das ganze Herzogtum Güstrow erhalten sollte. Diese Angaben wurden bereits 1893 durch aktenmäßige Untersuchungen von Buchwalds widerlegt (S. 93). Trotzdem hat Vitense sie 1920 wieder aufgewärmt (S. 244)! Müller bezeichnet das als „Märchen“ und bemerkt dazu: „Diese Geschichte . . . ist gänzlich aus der Luft gegriffen und entbehrt jeglicher Grundlage“ (S. 102, Anm. 4). — Der Kaiser hatte keine Veranlassung zu solcher radikalen Sinnesänderung! — Die Anschuldigungen waren durch von Petkums erbittertsten Gegner Gutzmer ausgestreut worden. Er wollte sich dafür rächen, daß er durch von Petkum gestürzt war. Was andererseits von Buchwalds These vom Verrat Gutzmers betrifft (S. 89 ff.), so betonte schon Wagner (Mecklbg. Jahrb., 68, 1903, S. 123, Anm. i), daß sich in den Schweriner Akten „nicht die geringste Andeutung“ findet, daß Gutzmer bestochen worden sei. Auch Winkler (Mecklbg.-Strel. Geschichtsblätter, 2, 1926, S. 252—256) ist zu dem Ergebnis gekommen, daß Gutzmer kein Verräter gewesen sei, wenn es auch an Ver-

Erteilungsprinzip durchzusetzen! So erhielt denn Adolf Friedrich das Land Stargard samt dem Amt Mirow sowie das Fürstentum Ratzeburg und mit diesem die Reichsstandschaft. Da nach einer neuerlichen Berechnung noch 9000 Reichstaler an dem festgesetzten Jahresertrag von 40 000 Reichstalern fehlten, wurde ihm eine entsprechende Anweisung auf den Boizenburger Zoll erteilt. Außerdem erhielt Adolf Friedrich 8000 Reichstaler als einmaligen Abschlag für die Erbauung einer Residenz. — Von großer Bedeutung für die Zukunft Mecklenburgs war es, daß Adolf Friedrich im Hamburger Vergleich selbst zustimmte, daß das Erbrecht nunmehr abgeschafft sei und in Zukunft das 1573 fundierte Primogeniturrecht Geltung haben sollte. Das galt nicht nur für jedes der beiden Herzogtümer, sondern sicherte auch ihre Vereinigung für den Fall, daß eine Linie des Fürstenhauses ausstarb.

Adolf Friedrich II. hatte im Hamburger Vergleich die volle Landeshoheit über seine Länder erhalten. Trotzdem war Friedrich Wilhelm, ebenso wie sein Bruder und Nachfolger Carl Leopold, bestrebt, Adolf Friedrich II. und sei-

---

suchen von Seiten Schwerins, ihn zu bestechen, nicht gefehlt hatte. — Auch die weitere Behauptung von Buchwalds, daß der „Verräter“ Gutzmer seinen Herzog bereits 1695 zu dem „verhängnisvollsten Fehler“ bewogen habe, das Herzogtum Güstrow zu räumen, obwohl Adolf Friedrich „völlig in der Lage gewesen war, sein gutes Recht mit der Waffe in der Hand zu behaupten“ (S. 92/93), hält einer Nachprüfung nicht Stich! Wagner (Mecklbg. Jahrb. 67, 1902, S. 314, Anm. 1) stellte nämlich fest, daß die Behauptung Francks (Alt- und Neues Mecklenburg, Buch XVI, 1756, S. 49), auf die von Buchwald sich offenbar stützte: kurz vor Gustav Adolfs Tod wären „4 Kompanien Kreisvölker . . . nach Güstrow gekommen; falsch ist. Die Kreisvölker sind erst Anfang des folgenden Jahres gekommen“.

Nach Abschluß des Hamburger Vergleichs schenkte Adolf Friedrich von Petkum 6000 Taler als Dank für dessen Dienste. Außerdem hatte von Petkum bereits 1699 vom Herzog die leitende Stellung im Ministerium als Erster Geheimer Rat und Präsident verlangt und erhalten. Ferner erhielt von Petkum die Leitung der Regierung des Fürstentums Ratzeburg. Auf der Ratzeburger Domhalbinsel erbaute er sich 1701 ein „ganz großes Gebäude“. Das ihm vom Herzog geschenkte Vertrauen mißbrauchte er nunmehr aufs schändlichste! Gewohnt, auf großem Fuß zu leben, entwickelte er in seiner Geldgier eine unheilvolle Tätigkeit: Er usurpierte alle Einkünfte des Fürstentums für sich, machte große Schulden bei dem Domärrar, beutete das Fürstentum aus und bedrückte die Bauern mit vielen Fuhrleistungen nach Hamburg, wie Adolf Friedrichs Hamburger Handelsagent Paul Krey dem Herzog berichtete. Die gesamten Ratzeburger Bauern beschlossen, deswegen gegen von Petkum Klage einzureichen. Als von Petkum 1704 bei Adolf Friedrich II. in Ungnade gefallen war, mußte er schleunigst aus dem Lande verschwinden unter Hinterlassung von beträchtlichen Schulden! Er trat nun in die Dienste des Herzogs Carl Leopold, wurde hernach dessen Minister und war wahrscheinlich der Anstifter für des Herzogs Gewalttaten gegen den Adel des Herzogtums Mecklenburg-Schwerin und gegen die Stadt Rostock. Boll bezeichnet von Petkum als Carl Leopolds „bösen Dämon“. Als aber Carl Leopold 1719 das Land verließ, ging von Petkum nach Rostock, zum Sitz der kaiserlichen Kommission, in der Carl Leopolds Gegner saßen! Allerdings war von Petkum zuvor bei Carl Leopold in Ungnade gefallen. Von Petkum hatte sich also immer mehr zu einem opportunistischen Abenteurer entwickelt, wie sie uns nicht selten in diesem Jahrhundert an Fürstenhöfen begegnen! — 1721 verstarb von Petkum in Rostock. F. Lisch: Mecklbg. Jahrb., 13, 1848, S. 207, 221. E. Boll: Geschichte Mecklenburgs, II, 1956, S. 201. Krause: Allgemeine Deutsche Biographie, 25, 1887, S. 515/16. P. Steinmann: Die Insel Ratzeburg II: Die Wohngebäude der Ratzeburger Domhalbinsel, ihre Besitzer und Bewohner, Mecklbg. Kirchenzeitung, 10. Jahrgang, 1955, Nr. 9 und 10, S. 4.



*Gauß-Weber-Denkmal in Göttingen*



*Treppenhaus des Accouchierhauses in Göttingen,  
der ersten Frauenklinik der Welt*



nen Nachfolger Adolf Friedrich III. nur als apanagierte Prinzen zu behandeln! Friedrich Wilhelm nahm den Strelitz zukommenden Steueranteil für sich in Anspruch und bestritt Adolf Friedrich „das Recht, auf den gemeinsam gebliebenen Landtagen Propositionen zu machen“ (Witte, S. 246). Daraufhin wurden besondere Strelitzer Landtage von 1702—1721 in Neubrandenburg abgehalten, und der Stargarder Kreis hob selber Steuern ein. Erst im Jahre 1748 wurde durch Carl Leopolds Bruder und Nachfolger Christian Ludwig die volle Unabhängigkeit des Herzogtums Mecklenburg-Strelitz anerkannt.

„Einen besseren Fürsten als Adolf Friedrich II“, betont von Buchwald (S. 109), „hätten die Lande Stargard und Ratzeburg nicht bekommen können. Selten begegnet dem Historiker unter den deutschen Fürsten eine Gestalt, die so zielbewußt in weite Ferne schaut. Nach allem, was der Herzog Bitteres erduldet . . . , wäre es nicht zu verwundern gewesen, wenn Adolf Friedrich hart, gallig, verbissen und rachsüchtig geworden wäre. Nichts von alledem fand statt. Adolf Friedrich war und blieb eine ruhige heitere Seele . . . Herzlich im Verkehr mit Gemahlin und Familie war er ein treuer Freund seiner Diener, den Untertanen ein merkwürdig milder und freigebiger Herr“. Das geht aus seinen „nach Tausenden“ zählenden eigenhändigen Briefen hervor. Er war ein großer Naturfreund, liebte die Blumen des Waldes und des Gartens, hatte Freude an der Geselligkeit, aber vor allem an der Arbeit und an wirtschaftlicher Betätigung. — Bei Stadtbränden „griff er stets helfend ein, erschien oft selbst an den Brandstätten, legte selbst Hand mit an, um das Feuer zu wehren, und nahm mit allen Kräften und Mitteln am Wiederaufbau teil“ (Vitense, S. 249). Bereits in den Zeiten, als er unter drückendsten persönlichen Verhältnissen die südlichen Ämter des Landes Stargard verwaltet hatte, war er bestrebt gewesen, deren Wirtschaft zu ordnen und vor allem die Schafzucht zu heben. Diese Bestrebungen wurden verstärkt fortgesetzt, als er 1701 das ganze Land Stargard erhielt. In diesem sah es immer noch traurig aus. So z. B. war in den Dörfern des Amtes Stargard nur der vierte Teil der Bauernstellen des Standes von 1618 besetzt. Adolf Friedrich bemühte sich, gleich den Rittergutsbesitzern, die zahlreichen wüsten Bauernstellen wieder aufbauen zu lassen und sie mit Hüfnern und Kossaten zu besetzen. Daneben wurden auch Häuser für Handwerker, Häusler, Hirten, Schäfer, Arbeiter und Knechte errichtet. Ausdrücklich wird in den Steuerregistern hervorgehoben, daß der Wiederaufbau bzw. der „neu Anbau“ auf „grünen Brink“ oder auf „wüstem Brink“ erfolgte, auf dem Gras und Dornen wuchsen, so daß das Land erst „neu ausgebrochen“ werden mußte. Die neuen Bewohner und Bebauer der genannten Stellen erhielten sechs Freijahre. In den Städten lag noch immer das Handwerk danieder. Das galt vor allem von dem Tuchmachergewerbe, welches vor dem Dreißigjährigen Krieg auch in Stargard den wichtigsten Handwerksbetrieb dargestellt hatte. Es fehlten im 18. Jahrhundert den Tuchmachern meist größeres Betriebskapital, das sie für den Wolleinkauf benötigten (vgl. Endler, S. 14). Hier konnte auch Adolf Friedrich wenig helfen, da es ihm zunächst selbst an Mitteln gebrach, und er hernach andere, merkantilistische Wege einschlug.

Wie seinerzeit sein Ahnherr Herzog Magnus, war Adolf Friedrich II. sehr um die Sanierung der finanziellen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes bemüht. Auch er suchte das durch Neuregelung der zentralen Verwaltung sowie durch vorteilhafte Verwertung der Produkte seines Landes zu erreichen. Zu diesem Zweck richtete er staatliche Handelsunternehmungen und

Industrien, Manufakturen genannt, ein Korn, ja Backobst und Morcheln wurden nach Berlin und Stettin, Wild nach Hamburg, Wolle und Tuche nach dort und nach Kopenhagen verschickt. Sein Handelsvertreter war der erwähnte Hamburger Kaufmann Paul Krey, mit dem er sehr viel in Handelsangelegenheiten korrespondierte.<sup>5)</sup> Vor allem betrieb Adolf Friedrich einen schwunghaften Handel mit Holz für Schiffbau, Fässerfabrikation und Fundamentierungen über Hamburg nach Holland.<sup>6)</sup>

Adolf Friedrich hatte schon früh erkannt, daß der Holzhandel das ertragreichste Unternehmen war, um seine Finanznöte zu beheben, in die er durch Aufwendungen für den Güstrower Erbfolgestreit und für die Kosten des Hamburger Vergleichs geraten war.<sup>7)</sup> Daher war er bestrebt, möglichst viel aus seinen Wäldern herauszuholen. Zunächst ließ er sich von Holzhändlern Vorschüsse geben; dafür stellte er ihnen Holz zur Verfügung, das sie selbst aussuchen und fällen lassen konnten! Bereits im Jahre 1687 tätigte er derartige Geschäfte mit dem Bürgermeister Hüsicke zu Havelberg. 1689 erteilte er den Gebrüder Grantz, der eine war Amtmann in Havelberg, der andere Holzhändler in Hamburg, ein Privatmonopol auf Waldnutzung. Das Holz wurde stets abwärts der Havel und der Elbe nach Hamburg verflößt. Von 1704 ab betrieb der Herzog Holzhandel auf eigene Gefahr und Rechnung. Sein Vertreter in Hamburg war ein sehr rühriger und befähigter Kammerrat Hagedorn. Dieser konnte in drei Jahren für insgesamt 40 000 Reichstaler Holz in Hamburg absetzen! „Die verwickelten Fäden des schwierigen Geschäfts behielt Adolf Friedrich II. in der Hand“. Dasselbe ist auch von der Preiskalkulation zu sagen! (Solinger, S. 129, 172).

Da unter Adolf Friedrichs II. Regierung die Waldwirtschaft nur finanziellen Zwecken diente, wurde naturgemäß zum guten Teil Raubbau an den Wäldern betrieben. Allerdings waren auch Rodungen notwendig, da infolge der Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges viel ehemaliges Ackerland mit Wald bedeckt war. Jedoch schon im Jahre 1707 wurden die Wälder nach geeignetem Holz „genau durchgesehen, aber nicht sonderlich mehr darin gefunden“, wie es in einem Brief des Mirower Amtmanns Bahrt heißt. (Solinger, S. 175). Zum Schluß bemerkt Solinger (S. 178) folgendes: „Die ... Ausgaben, welche der Herzog aus den bei diesen Geschäften<sup>8)</sup> gebliebenen Gewinnen bestritt, waren besonders anfangs eine Notwendigkeit für ihn, da es galt, die Macht seines Hauses zu begründen und seine politische Stellung zu konsolidieren. Aber aus dem Gesichtspunkt der gesamten deutschen Wirtschaft gesehen, müssen diese Ausgaben, die nichts anderes als die Folgen der Kleinstaaterei in Deutschland waren, als durchaus unproduktiv bezeichnet werden. Die Kapitalteile, die die Diplomatie in Form von Schmiergeldern in hohen Beträgen verschlang, müssen in Beziehung auf die Kapitalbildung

<sup>5)</sup> Von Buchwald, S. 110—138, Endler, S. 13—19.

<sup>6)</sup> F. Solinger: Holzhandel und Waldwirtschaft des Herzogs Adolf Friedrich II. von Mecklenburg-Strelitz, Mecklbg.-Strel. Geschichtsblätter, 4, 1928, S. 119—181.

<sup>7)</sup> Kosten der Kommissionsverhandlungen, Reisekosten, Honorare für Juristen und Sachwalter, Bestechungs- und Schmiergelder. — Hinzu kam, daß Adolf Friedrich sich in einer ungünstigen Finanzlage befand, als er die Regierung des Landes angetreten hatte, da Schwerin den Hamburger Vergleich nur ungenügend erfüllte, indem er nicht ein schuldenfreies Land erhielt, sondern nur 300 000 Reichstaler bezahlt wurden.

<sup>8)</sup> Die Domäneneinkünfte des Landes Stargard betragen 1701/02 brutto nur 15 574 Reichstaler: R. Jans: Mecklbg.-Strelitzer Geschichtsblätter, 4, 1928, S. 86.

in der Volkswirtschaft wohl als vernichtet angesehen werden. So hat Endres (Handbuch der Forstpolitik, 1905, S. 135) recht, wenn er sagt, daß die Kleinstaaterei im Gefolge des Dreißigjährigen Krieges mit der Verschwendung der Geldmenge einherging.“

Zur weiteren Ausnutzung der Wälder ließ Adolf Friedrich II., außer den bereits existierenden, neue Köhlereien und Teerschwälereien sowie staatlich verwaltete Glashütten anlegen. Die Glasmacherei samt der Herstellung von Pottasche und Pulver war das praktische Ergebnis seiner Experimente und Studien auf den Gebieten der Alchimie (Goldmacherei!) und Chemie. Ferner förderte er in den sandigen Gegenden des Landes, wo der Roggen nur geringe Erträge hatte, sehr den Tabakanbau, außerdem die Anlage von Hopfengärten und die Bierbrauerei (Mirow!) sowie die Tuchmacherei und die Weberei samt der Färberei, wobei neben Woll- auch Baumwolltuche (sog. Rasch) und Damastleinen hergestellt wurden.

1708 Da Adolf Friedrich II. bereits 1708, kaum 50 Jahre alt, verstarb, wurde das Land um die Früchte seiner Bestrebungen und Unternehmungen gebracht. Seine beiden Nachfolger hatten sehr wenig Interesse für derartige Dinge! Sie waren keine tatkräftigen Naturen wie der erste Strelitzer Herzog. Dessen Bemühungen um Vermehrung der bäuerlichen Stellen und Bevölkerung wurden seit dem dritten Jahrzehnt des Jahrhunderts nicht mehr fortgesetzt. Im Gegenteil, es wurden Bauerndörfer in domaniale Meiereien mit Tagelöhnern umgewandelt, wobei die Bauern gelegt oder meist nach benachbarten Bauerndörfern verlegt wurden. Hinzu kam das von den Rittergutsbesitzern systematisch betriebene Legen von Bauernstellen infolge Einführung der holsteinischen Koppelwirtschaft. Unter diesen unsozialen Maßnahmen litten auch Handel und Gewerbe der Städte sehr, da die Tagelöhner nicht über Handelsobjekte verfügten und viel weniger kaufkräftig waren als die Bauern. Die Landesherrn und die Rittergutsbesitzer versandten aber ihre Erzeugnisse unter Umgehung der Städte des Landes nach den Seestädten und nach Berlin!

Die mittelalterliche Burg zu Strelitz war im Verlauf des 16. und 17. Jahrhunderts zu einem von drei Wassergräben umgebenen „Schloß“ ausgebaut worden. Wenn es auch in jagdlicher Hinsicht sehr günstig lag, so war das Schloß kein Fürstensitz, der den Ansprüchen auf neuzeitliche Wohnkultur entsprach. Auch lag das Schloß, wie die Stadt, inmitten von ausgedehnten Wiesen- und Sumpfflächen. So kann man verstehen, daß Adolf Friedrich II. Jahre lang darauf bestanden hatte, Güstrow als Residenz zu erhalten. Seiner ersten Gemahlin war aber Strelitz und Umgebung geradezu als „Wildnis“ erschienen, aus der man endlich herauskommen mußte. Daher war 1699 einmal der Vorschlag aufgetaucht, daß die Stargarder Burg wieder Residenz werden sollte. Aber mit dem Zustand ihrer Gebäude war es so schlecht bestellt, daß die 8000 Reichstaler bei weitem nicht ausgereicht hätten, sie wieder herzustellen! So mußte sich Adolf Friedrich II. mit Strelitz begnügen. In seiner tatkräftigen Art traf er bereits wenige Tage nach Abschluß des Hamburger Vergleichs Anordnungen zu größeren baulichen Instandsetzungsarbeiten und zu Neubauten.

1712 Der Ausbau des Schlosses zu Strelitz wurde durch Adolf Friedrich III. mit erheblichen Kosten fortgesetzt, als er 1709 eine reiche holsteinische Prinzessin geheiratet hatte. Da brannte in der Nacht 24./25. Oktober 1712, vermutlich infolge eines schadhafte[n] Schornsteins, in wenigen Stunden das ganze

Residenzschloß total nieder. Die herzogliche Familie konnte mit Mühe und Not, mit bloßen Füßen und wenig bekleidet, sich retten. „Es waren für das kleine Land erhebliche Werte, die hier in Flammen aufgingen“ (Endler, S. 20). Adolf Friedrich III. nahm zunächst seinen Aufenthalt im Jagdschloß Priepert, um dann einige notdürftig hergerichtete Häuser in Strelitz zu beziehen. Seit 1713 bemühte er sich, in Strelitz wieder ein Residenzschloß zu errichten. Aber die Strelitzer Bürgerschaft weigerte sich, Hilfe beim Neubau zu leisten. Auch Neubrandenburgs Bürger zeigten sich schwierig, als Adolf Friedrich sich mit dem Gedanken trug, in der Stadt seine Residenz zu errichten. So kam es, daß von Adolf Friedrich III., „angeblich auf Veranlassung seiner Gemahlin“ (Endler, S. 26), das unweit des Zierker Sees gelegene Jagdschloß Glienke zu einem Residenzschloß ausgebaut wurde. — Der Herzog hatte das Jagdschloß 1710/11 neben der bereits 1580 bestehenden Meierei errichten lassen. Im Jahre 1726 begann der Hofbaumeister Löwe — ursprünglich war er Kunstgärtner — mit dem Bau, der 1731 zum Abschluß gelangte.<sup>9)</sup> Nun saßen aber noch die Behörden in Strelitz. Daher erteilte Adolf Friedrich III. „unter dem 20. Mai 1733 den Fundationsbrief für eine . . . zu begründende neue Stadt, Neustrelitz, die nach seinem Wunsch einst mit dem alten Strelitz verbunden werden sollte“ (Vitense, S. 261). Den zuziehenden Leuten wurden große Vergünstigungen zuteil, daher blühte die Stadt bald auf.

1726  
1731

20.V.  
1733

Die Verlegung des herzoglichen Hofes und die der Behörden und Verwaltung im Jahre 1736 nach Neustrelitz bedeutete aber für Strelitz eine schwere Einbuße! „Um hier ausgleichend zu wirken, gab man die Niederlassung von Juden in Altstrelitz frei. Bis zu dieser Zeit waren im ganzen Lande nur etwa drei Judenfamilien zugelassen worden. Jetzt aber wuchs ihre Zahl außerordentlich rasch, so daß der Wert der Grundstücke in Strelitz . . . wieder stieg. Außerdem brachten die Juden, die für ihre Niederlassung eine jährliche Abgabe zahlen mußten, Geld in die Staatskasse“ (Endler, S. 26).

Die Stadt Neustrelitz wurde nordöstlich vom Schloß auf einem mit Kiefern bestandenen Sandberg angelegt. Ihr Grundriß, den der Baumeister Löwe entworfen hatte, ist ein Stern mit acht nach den Himmelsrichtungen orientierten Strahlen. Die Hauptstraßen gehen von den Mitten der Seiten, die Nebenstraßen von den Ecken des Marktplatz-Quadrats aus. Untereinander sind die acht Straßen „nur durch schmale Gänge verbunden. Nur die Tiergartenstraße und später die Georgenstraße machte, der alten Landstraße folgend, eine Ausnahme“ (Brückner in: Mecklenbg.-Strelitz Kunst- und Geschichtsdenkmäler, I, 1, 1921, S. 53). Diese neuartige Anlage hatte den Nachteil, daß vorhandene Geländeschwierigkeiten nicht berücksichtigt werden konnten. So kam es, daß eine Straße bald in einem Bruch endete und daß der Markt nach der Zierkerstraße zu stark abfällt, was den modernen Verkehr sehr erschwert. Der große Vorteil bestand aber in der Klarheit des Stadtbildes und vor allem in der Auflockerung des Stadtgrundrisses, so daß Neustrelitz, wenn wir von 1945 absehen, von größeren Bränden verschont blieb.

Neben den Auswirkungen von Kriegen waren die umfangreichen Feuersbrünste, von denen die meisten Städte Mecklenburgs vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Wende des 18. zum 19. Jahrhundert heimgesucht wurden, in der Hauptsache Schuld daran, daß die Städte in wirtschaftlicher Hinsicht sich kaum erholen konnten. Diese verheerenden Stadtbrände waren

<sup>9)</sup> Den Schloßgarten legte Löwe 1732 an; der Tiergarten für Damwild wurde bereits 1721 angelegt (Mecklbg.-Strel. Kunst- und Geschichtsdenkm., I, 1. S. 40, 51).

bedingt durch die enge, mittelalterliche Anlage und Bebauung der Straßen und durch die leichte Bauweise der Wohnhäuser. Diese hatten überdies teils keine, teils hölzerne Schornsteine und waren noch immer mit Stroh, Rohr oder Schindeln gedeckt! Hinzu kam, daß die Scheunen innerhalb der Stadt lagen. — Ernst Boll hat in seiner Geschichte Mecklenburg (II. 1865, S. 618—620) die zahlreichen sehr großen und großen Feuersbrünste verzeichnet, von denen mecklenburgische Städte in den Jahren 1651—1799, z. T. mehrfach, betroffen wurden. Seine Angaben lassen sich aber hier und da noch ergänzen. Solche verheerende Stadtbrände betrafen: Neubrandenburg: 1676, 1737, Friedland: 1703, 1705, Wesenberg: 1676, 1706, 1737, Strelitz: 1676, 1712, Woldegk: 1703, 1719, Fürstenberg: 1794, 1797 und Stargard: 1676, 1703, 1758, ferner den Flecken Mirow 1730.

1703

In Stargard entwickelte sich der am 24. XI. 1703 bei einem Bäcker ausgebrochene Brand infolge der weichen Bedachung der Häuser zu einem Großbrand. Der Rat der Stadt berichtete am 2. I. 1704 an Herzog Adolf Friedrich II. darüber folgendes: „Welcher Gestalt der Allerhöchste sein Zornfeuer auch über unser armes Städtlein ausgegossen, so daß 70 Wohnhäuser, ohne Kirch-, Schuel-, Pfar- und Rath-Hauß, eingäschert und nur bis 20 als die geringsten geblieben, wird Ew. Hochfürstl. Durchlaucht allbereit untherhänigt und wehemütigst vorgetragen sein.“ — Als der Herzog befahl, daß die Häuser hinfert statt mit Rohr oder Schindeln mit Dachsteinen gedeckt werden sollten, baten alle Bürger und Einwohner der Stadt, ihre Häuser mit Rohr decken zu dürfen, da etliche das Rohr bereits mit großen Unkosten angeschafft hätten, die andern aber die Mittel zu einem Ziegeldach unmöglich aufbringen könnten. Sie wären der Ansicht, daß „nicht sowohl die Stroh- und Rohrdächer als vielmehr ihre Sünde Schuld trage, daß solcher Feuerschaden geschehen sei“. „Wollte Gott“, heißt es am Schluß des Schreibens, „wir könnten die Sünde durch rechtschaffene Buße und Bekehrung zur Stadt hinaufschaffen, so würde unß keine Plage treffen, noch die Strohdächer schaden, wie man denn siehet, daß Gott auch Strohdächer leicht schützen könne.“ — Diesen pietistisch angehauchten Argumenten gegenüber war der Herzog machtlos! Hinzu kam, daß es ihm selbst und seinem Staat an Mitteln gebrach. So blieb es denn bei den Stroh- und Rohrdächern — bis zur nächsten Brandkatastrophe! — Wenn Daniel Zander in seiner Landeskunde von Mecklenburg-Strelitz (S. 138) vermerkt, daß „schon 1709 wieder ein schreckliches Feuer ausbrach, dem auch die Kirche zum Opfer fiel“, so geht das auf einen Irrtum Genzmers (vgl. unter 1770) zurück. In den Akten und im Stargarder Stadtbuch (Stadtpfandbuch) von 1704 ff. findet sich nichts darüber.

Durch diese Brandkatastrophe müssen die Bürger der Stadt Stargard so in wirtschaftliche und finanzielle Schwierigkeiten und die ganze Stadtverwaltung so in Unordnung geraten sein, daß die landesherrliche Regierung sich genötigt sah, mehr Einfluß auf das Stadttregiment zu gewinnen, als das bislang der Fall war. Allerdings war schon einmal in früheren Zeiten, und zwar durch Herzog Heinrich V. (1552) der Burgküchenmeister (Amtsverwalter) Johannes Koch als Bürgermeister vom Herzog der Stadt „zugeordnet“ worden, „daß er Aufsicht neben ihnen haben sollte“. Im 17. Jahrhundert wurden aber die Kandidaten für die beiden Bürgermeisterstellen aus der Zahl der Stargarder Ratsherren von diesen selbst mit Zustimmung der Bürgerschaft gewählt und den Herzogen vorgeschlagen. Diese ließen durch ihre Amtsbeamte Erkundigungen einziehen, ob die vorgeschlagenen Personen „auch guten Le-

bens und Wandels und zu diesem Dienst tüchtig sein“. Wenn die betr. Kandidaten „dazu als geeignet erachtet“ waren, wurden sie vom Herzog bestätigt. Die Amtsbeamten erhielten den Auftrag, die neuen Bürgermeister im Namen des Herzogs in ihr Amt einzuweisen und sie „zur Beobachtung ihrer officii, auch Treu und Fleiß, zu vermahnen“. Seit dem Jahre 1707 hörte aber der Einfluß des Rates und der Bürgerschaft auf die Besetzung des Bürgermeisteramts auf. Der Landesherr ernannte von nun an, wie aus Eintragungen in dem Stargarder Stadtbuch (Stadtpfandbuch) von 1704 ff. sowie aus Akten des Landeshauptarchivs hervorgeht, ohne weiteres einen Juristen zum Bürgermeister. Als 1711 der Bürgermeister wegen Unregelmäßigkeiten in der Stadtverwaltung abgesetzt wurde, bemühte sich die Bürgerschaft im Jahr 1712 noch einmal, einen Stargarder Ratsherren, und zwar den Kantor Springborn, als Bürgermeister zu erhalten. Es wurde aber wieder ein Jurist vom Herzog als Bürgermeister eingesetzt. So blieb es auch in der Folgezeit. — Erst durch die Revolution von 1918 erlangte die Stadt das Recht auf freie Bürgermeistereiwahl. — Im Jahr 1712 standen dem Bürgermeister vier Ratsherrn und vier Viertelsmänner zur Seite. Bemerkt sei, daß die Stargarder Bürgermeister verschiedentlich zugleich Stadtsekretäre und Stadtrichter waren!

Auswirkungen des Nordischen Krieges machten sich stärker auch im Lande Stargard von 1712 ab bemerkbar. So lagerten um die Jahreswende in und bei Wesenberg zwei Tage lang rund 12 000 Russen, die verpflegt werden mußten. „Längere Zeit lag ein größeres Lager der Russen bei Zierke (der Ort heißt noch heute „Russisches Lager“), und aus dem ganzen Lande mußten nach dort Korn und Brot geliefert werden“ (Endler, S. 21). „Im Juni 1716 hatte Neubrandenburg ein Gleiches mit 18 Bataillonen und 300 Kosaken durchzumachen“ (Vitense, S. 255/56). Auch die Stadt Stargard hatte 1716 schwer unter Truppeneinzügen und Einquartierungslasten zu leiden. Hungersnot und Teuerung waren die Folgen.

Trotz der schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse der Bürger hatte die Stadt an Umfang zugenommen! Ein auf den beiden Vermessungsplänen von [1727] befindliches Verzeichnis von Einwohnern der Stadt zeigt, daß den 55 „Hüfnern“ und „Halbhäusern“ noch 59 „Büdener“ vorhanden waren. Diesen Zuwachs an Häusern und Einwohnern haben wir wohl zum guten Teil auf das Konto von Landflucht der bäuerlichen Bevölkerung zu setzen. — Hinzu kommen noch diejenigen Haushaltsvorstände, 15 an der Zahl, die 1727 zur Miete wohnten, aber doch eigene Ländereien auf der Stargarder Feldmark besaßen. Rechnen wir noch 12 Haushaltsvorstände hinzu, die nur zur Miete wohnten, einschließlich der Bewohner von Pfarre, Kantorhaus und Hospital, so können wir die Einwohner der Stadt, bei einem Index von sechs Personen für den Haushalt, auf 846 Seelen schätzen.

Wie schlecht es um die finanziellen und wirtschaftlichen Verhältnisse der meisten Einwohner der Stadt gegen Mitte des Jahrhunderts bestellt war, ersieht man aus einem Bericht von Bürgermeister, Rat und Viertelsmännern vom 12. II. 1746 an die Landesregierung, der dem von ihnen aufgestellten Kontributionsanschlag der Stadt angefügt ist: „Diese würde also diejenige Specification seyn, welche wir . . . überreichen sollten. Wir wünschen hierbey nichts mehr, denn daß die . . . Contribuenten mit der Bezahlung so bald . . . sich einzustellen vermöchten! Allein so haben uns die nahrlose und höchst betrübte Zeiten in unserm elenden Stargard schon gelehret, daß von unsern gar zu dürfftigen Mittbürgern bey weit geringerer Contribution . . . bey den mehersten

fast nichts anders hat erpreßet werden können, alß daß wir Betten und Kleider unter vielen Ach und Weh nach dem Raht-Hause schleppen laßen, und da man ihnen so unentbehrliche Meubles zu ihren größten Schaden nicht gerne verkaufen wollen, die restirenden Gelder entleihen müßen . . .“ — Dieser Kontributionsanschlag vermittelt uns zum ersten Male einen vollständigen Überblick über die Zahl der Handwerker und Hüttner (seinerzeit 122) sowie über die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse eines Teils von diesen. Es gab 1746 in Stargard: je einen Drechsler, Färber, Glaser, Haaken (Krämer), Kesselhändler, Ledertauer („pauvre“), Maurer, Nadler, Reusenstricker, Sattler, Stell- und Rademacher, Tuchscherer, je zwei Böttcher (davon ging aber der eine „in Tagelohn“), Chirurgen, Schlächter, Töpfer (davon der eine „miserabel“), Zimmergesellen, 3 Schlosser (davon der eine „alt und miserabel“), je 4 Tischler und Schmiede (davon der eine „miserabel“), je 5 Fuhrleute (davon einer „alt und miserabel“) und Hufner (diese ohne weitere Berufe), 7 Bäcker (davon 2 zugleich Hufner), 12 Schneider (davon übte der eine sein Handwerk nicht aus, bei einem zweiten war es „nicht zu rechnen“), 14 Garnweber (davon konnte der eine „Alters halber sein Handwerk nicht fortsetzen“, zwei gingen auf „Tagelohn“), 20 Tuchmacher (davon der eine zugleich Hufner, 6 „alt und miserabel“ bzw. „unvermögend“ oder „kümmerlich“, zwei gingen in „Tagelohn“), 26 Schuster (davon der eine zugleich Hufner: „alt und miserabel“, der eine gebrauchte sein Handwerk nicht“, zwei waren „alt und miserabel“ bzw. „krank“). Bemerkenswert ist, daß es bereits 11 Arbeiter („Tageelöhner“) in der Stadt gab. Das Bier- und Branntweinbrennen hatte beträchtlichen Umfang angenommen! Es sollten versteuern: 5 Bürger: 16—96 Scheffel Malz, 21 Bürger: 50—200 Hopfenkuhlen, 6 Bürger: 6—24 Scheffel Branntweinschrot. Ferner hatten 14 Bürger  $\frac{1}{2}$ —12 Morgen Acker. Diese Gewerbe und die Bewirtschaftung der Morgen Ländereien wurden von Hufnern, Handwerkern und Fuhrleuten im Nebenberuf ausgeübt.

1755

Der im Jahr 1755 abgeschlossene und im gleichen Jahr von Mecklenburg-Strelitz anerkannte Landesgrundgesetzliche Erbvergleich beendete den langjährigen Streit zwischen den mecklenburgischen (speziell schweriner) Landesherren und den Landständen. Er bedeutete so gut wie ganz einen Sieg der Ritterschaft über die absolutistischen Bestrebungen der Herzoge und war die Magna Charta der bis zur Revolution von 1918 gültigen landständischen Verfassung, die sich als einzigartiges Kuriosum nur noch in Mecklenburg gehalten hatte! — Der Vergleich hätte einen großen Aufschwung der städtischen Gewerbe herbeiführen können, da eine alte Streitfrage dahin geregelt wurde, daß die Gewerbebetriebe auf dem Lande auf einige wenige, für die dortige Wirtschaft durchaus notwendige Kategorien von Handwerkern eingeschränkt wurden. Aber das durch denselben Erbvergleich zum guten Teil sanktionierte und in der Folgezeit von den Rittergutsbesitzern eifrigst betriebene Legen von bäuerlichen Stellen, reduzierte die Kaufkraft der Bevölkerung des platten Landes weiterhin noch mehr. Das erkannte auch der Deputierte der Städte des Stargarder Kreises. Er opponierte immer dagegen, leider ohne Erfolg! Eine Kleinstadt wie Stargard wurde durch die unsozialen Maßnahmen der Rittergutsbesitzer besonders in Mitleidenschaft gezogen. Denn das bare Geld konnte in größerem Umfang nur durch den Absatz von Handwerksprodukten auf dem platten Lande und auf Jahrmärkten in die Stadt hineinströmen. Die Ackerwirtschaften der Hufner müssen wenig eingebracht haben, und zwar wegen des Mangels an Wiesen, wegen der Dreifelder- und Kommunionwirtschaft sowie im Hinblick auf die Rindviehseuchen. So ist es zu erklären,

daß die Hufner in steigendem Maße dazu übergangen, zugleich Gewerbebetriebe auszuüben.

Im Jahre 1758 wurde Stargard wiederum von einer Brandkatastrophe heimgesucht. Am 7. Juli berichteten Bürgermeister und Rat an Herzog Adolf Friedrich IV. darüber folgendes: Am 5., mittags zwischen 11 und 12 Uhr, habe „der große Gott die arme Stadt mit seiner Straf-Ruthe dergestalt gezüchtigt, daß durch eine Feuersbrunst, welche bei dem Bürger und Grobschmied Simon Kulow ausgebrochen, 70 Häuser, die Kirche und das Rath-Haus nebst allen . . . Akten und Sachen leider in die Asche geleet worden“. Der Brand habe solche Ausdehnung nehmen können, weil die meisten Leute nach Neubrandenburg zum Jahrmarkt gefahren oder gegangen waren. Die Stadtväter bitten den Herzog um Hilfe, weil „diese ohnedem in den kümmerlichsten Umständen gestandene Stadt auf das äußerste gebracht ist und für sich keine Hoffnung hat, sich wiederum aufzuhelfen. Daraufhin befahl der Herzog dem Ingenieur Mende und den Hofmaurermeister Seidel, sich „ohne den mindesten Anstand nach Stargard zu verfügen, den daselbst abgebrannten Platz nebst dessen Lage gegen den übriggebliebenen Theil der Stadt in einen accuraten Riß bringen und . . . Vorschläge zu machen, wie dieser Theil, ohne Rücksicht auf die alten Brand-Stellen regulair wieder bebauet, die neuen Häuser mit gehörigen Zwischenräumen versehen und dadurch . . . in Zukunft gegen Feuers-Gefahr möglichst gesichert werden können“. — Mende sollte hierüber vermittels Ein-sendung eines Risses schriftlich und mündlich referieren.

Nunmehr wurde der alte, sehr ausgedehnte lanzettförmige Anger des ehemaligen Dorfes Stargard reduziert und ein rechteckiger Marktplatz konstruiert. Die Straßen des abgebrannten Theiles der Stadt wurden verbreitert und kreuzten sich nunmehr rechtwinklig. Der neue Bauplan entsprach zwar den derzeitigen städtebaulichen Prinzipien, hatte aber in verkehrstechnischer Hinsicht gegenüber der alten Anlage den großen Nachteil, daß die Straßenführung zwischen der Marktstraße und der Mühlenstraße nicht gradlinig verlief, sondern eine arge Knickung erhielt! Auch ist zu bedauern, daß man den schönen alten Anger nicht bestehen ließ.

Adolf Friedrich IV. sorgte weiterhin dafür, daß den abgebrannten Bürgern Bauholz, Ziegel- und Dachsteine in den nötigen Mengen angewiesen wurden, wodurch endlich den großen Stadtbränden Einhalt geboten wurde. Auch genehmigte er, daß eine Kollekte veranstaltet wurde: Zwei Bürger der Stadt erhielten den Auftrag, im Lande umherzuwandern und vermittels eines Kollektenbuches gegen Quittungen Gelder für den Wiederaufbau der Stadt einzusammeln. Diese brachten insgesamt 1593 Taler heim. Ferner ließ der Herzog die alte Schloßkirche auf der Burg „völlig wieder ausbauen“. In ihr wurde Gottesdienst gehalten, bis der Wiederaufbau der Stadtkirche vollendet war. Hierbei wurde das Südwesthaus der alten Basilika abgebrochen, und die alten schmalen Fenster mauerte man zu. Dafür wurden „gegen Süden ein großes Portal und vier breite Fenster und gegen Norden drey Fenster eingehauen“, denn die alte Bauart der Stadtkirche brachte es mit sich, „daß sie nur dunkel, winckeligt und inwendig mit hölzernen Pfeilern unterstützt war“. Da gegen Norden das Mauerwerk „fehlerhaft befunden ward, weil es in alten Zeiten von einem Kreuzgange unterstützt gewesen, so mußte man diese Stelle bis auf das Fundament niederreißen und neu aufführen. Diese Arbeit ward im Jahre 1768 vollendet“. Nachdem die Kirche auch im Innern durch Einbau von einem Kanzelaltar (verfertigt vom Neustrelitzer Hofbildhauer



Gehle) und von Emporen renoviert, auch eine Orgel vom Orgelbauer Trumpp-Ivenack bezogen war, wurde die Kirche am 24. Oktober 1770 in Gegenwart Herzog Adolf Friedrichs IV., seines jüngsten Bruders Georg August und eines großen Gefolges von dem Landessuperintendenten Masch eingeweiht. Zuvor wurde aber in der Schloßkirche der letzte Gottesdienst gehalten. Sodann „nahm die Procession von der Schloßkirche zu der neuen Kirche unter dem Geläute der Glocken ihren Anfang in folgender Ordnung: 1. Die Stadtschule nebst ihren beyden Lehrern; 2. der Maurermeister mit dem Schlüssel der neuen Kirche. 3. Die städtischen Geistlichen, unter welchen die vier letzten ... die heiligen Geräthe, die Kirchenordnung und die Bibel auf sammetenen Küssen trugen; 4. Die Bürger, paarweise; 5. Die Bürgerfrauen, paarweise; 6. Der Stadtmagistrat; 7. Die beyden Hertzogl. Ministers in einer Karosse; 8. Ihro Hertzogl. Durchl. nebst Dero Durchl. Herrn Bruder in einer achtspännigen Karosse; 9. Die Suite des Hertzogl. Hofes in zweyspännigen Karossen“ ... Die hertzogl. Hoftrompeter und Pauker nebst der Hofkapelle sowie die Stadtschule hatten inzwischen ihre Plätze in der Kirche eingenommen und erwarteten die Ankunft des Herzogs. Die Prozession stellte sich in zwei Reihen auf dem Kirchhof auf, durch die sich der Herzog mit Gefolge in die Kirche begab „und sogleich ließen sich Trompeten und Pauken hören“. Es folgten die Pastoren, die Gemeinde und zahlreiche Fremden. Ein vom „Cand. Ministerii Herrn Brückner verfertigtes Hauptlied“ wurde von der Gemeinde gesungen und sodann eine vom Präpositus Genzmer gedichtete und vom hertzogl. Konzertmeister Zeller komponierte Kantate aufgeführt ... „Zum Beschluß ward: Herr Gott dich loben wir, mit Paucken, Trompeten und Posaunen wechselweise, nach der Composition des Herrn Zellers abgesungen.“ Der Herzog fuhr nach dem Schloß zurück, wo eine Festtafel sattfand. Nach aufgehobener Tafel fuhr Adolf Friedrich IV. mit Gefolge wieder nach Neubrandenburg, „und wurden von der Bürgerschaft und dem Amte bis an die Grenze begleitet“. (G. B. Genzmer): Denckmaal der feierlichen Einweihung der neu erbaueten Kirche zu Stargard ... den 24. Oktober 1770, Neubrandenburg, Oesten.

Um den Wiederaufbau der Kirche hatte sich der seit 1756 in Stargard amtierende Praepositus Genzmer sehr verdient gemacht. Er verfügte über gute Beziehungen zum herzoglichen Hofe, hatte er doch seit 1745 das Amt eines Prinzen Erziehers in Mirow ausgeübt. Vorher, „seit 1740, war er Konrektor in Havelberg gewesen, wo literarisches Interesse herrschte, lebte hier in vertrauter Freundschaft mit dem Konrektor Buchholz in Werben, der später als Geschichtsforscher bekannt geworden ist, und dem Konrektor Winkelmann in Seehausen, dem später berühmten Archäologen ... Genzmer ... war ein guter Kenner der klassischen Literatur, in der Naturkunde wohl unterrichtet und ein fleißiger Sammler ... Er starb mit Hinterlassenschaft einer ausgezeichneten Fossiliensammlung und einer bedeutenden Bibliothek am 20. April 1771“ (G. Krüger, Krüger Hays): Die Pastoren im Lande Stargard seit der Reformation, Mecklenbg. Jahrb., 69, 1904, S. 182. — Genzmer war wohl der erste unter den Pastoren des Landes, der sich für Naturwissenschaft interessierte und auf diesem Gebiet wissenschaftlich arbeitete. Leider ist von Genzmers Büchern und Sammlungen nichts in Stargard geblieben. Über diese vermerkte Walter Karbe in seinem, nur in einer Handschrift vorhandenem Werk: Beiträge zur Kulturgeschichte des Landes Stargard von der Eiszeit bis zur Gegenwart, 1940/50: „Genzmer hatte eine großartige Sammlung, meist einheimischer Petrefakten zusammengebracht. Er verstand es ausgezeichnet, Kalk- und andere Steine zu schleifen und zu polieren ... Der Schweriner

Herzog hatte ihm für die Sammlung 2000 Taler geboten, aber er gab sie nicht her . . . 1790 soll die Sammlung noch in Stargard gewesen sein. In den Wirren der Franzosenzeit ist sie wahrscheinlich untergegangen“. — Die Verwalterin des Walter-Karbe-Archivs, Annelise Wagner-Neustrelitz, der Verf. diese Nachricht verdankt, bemerkt dazu noch folgendes: „Die Sammlung soll 1806 verschleudert worden sein — billig verkauft. Genaueres ist nie zu ermitteln gewesen.“ — Die Bibliothek und die Sammlung Genzmers wurde übrigens als eine besondere Sehenswürdigkeit im Jahre 1766 von dem Engländer Thomas Nugent besichtigt, der sozusagen Mecklenburg für England entdeckte, weil die strelitzsche Prinzessin Charlotte die Gemahlin des Königs Georg III. war! Nugent macht auch einige interessante Angaben über die Burg sowie über die Stadt und den Jungfernbrunnen.

Der Turm der Stargarder Kirche hatte einen hölzernen Oberbau getragen, er war daher im Jahre 1758 durch Flugfeuer zuerst in Brand geraten. Dabei war auch die große, 36 Zentner schwere Glocke zugrunde gegangen. Ehe sie in Stücken zu Boden fiel, wurde sie „durch den Zug der Luft so stark bewegt, daß sie beynahe eine Viertelstunde lang ganz vernehmlich läutete“ (Genzmer, Vorrede zum: Denkmaal). — Die vorhandenen Mittel reichten nicht aus, um auch den Turm wiederherzustellen. Aber bereits im Jahre 1781 muß man, wie aus einer Zeichnung des Kammeringenieurs Dräsecke, den Plan gefaßt haben, den Turmstumpf im Fachwerkverband höher zu ziehen und durch Haube, Laterne und Helm zu krönen. Leider wurde das Projekt nicht realisiert! Es fehlte wieder an Geld. — Überhaupt müssen die wirtschaftlichen Verhältnisse in Stargard während der letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts recht schlecht gewesen sein. Vernehmen wir doch, daß über das Vermögen des Bürgermeisters Grapow, der die acht, in den Besitz der Landesherrschaft gekommenen Hufen des städtischen Hufenfeldes gepachtet hatte, der Konkurs ausbrach. Ferner mußte nach dem Tod des Präpositus Jacobi († 1793) über seinen Nachlaß das Konkursverfahren eröffnet werden. 1793

Die Verhältnisse in Stargard waren ein getreues Spiegelbild der finanziellen Lage des ganzen Landes, die nach dem Tod von Adolf Friedrich II. sich in steigendem Maße verschlechtert hatte. Bereits unter der Regierung seines Sohnes Adolf Friedrich III. war ein arger Verfall des Finanzwesens eingetreten. Der Herzog hatte sich wie in der äußeren, so auch in der inneren Politik passiv verhalten. Das Regieren hatte er seinen Räten und nicht zuletzt seiner Gemahlin überlassen. Diese scheint recht anspruchsvoll gewesen zu sein, jedenfalls gab man ihr „wohl die Schuld an der finanziellen Mißwirtschaft im Lande“. Man darf aber nicht übersehen, daß die Ankäufe von Rittergütern sowie Unglücksfälle wie: der Strelitzer Schloßbrand, die großen Stadtbrände, Rindviehseuchen und die Lasten des Nordischen Krieges, ferner der Aufbau und Ausbau des Schlosses und der Stadt Neustrelitz sehr dazu beigetragen haben, daß die Finanzen in große Unordnung gerieten.<sup>10)</sup> Gegen Schluß von Adolf Friedrichs III. Regierungszeit waren die Kassenverhältnisse

<sup>10)</sup> Die Verhältnisse hätten sich sicherlich noch schlimmer gestaltet, wenn nicht der tüchtige Kanzleirat und spätere Präsident von Scheve gewesen wäre. Auf dessen Initiative ist wohl die Forst- und Jagdverordnung von 1712, die Reform des Zunftwesens (1735) und die Reduzierung der übergroßen Extradienste der Bauern für die Amtsbeamten und Pächter der Meiereien (Domänen) zurückzuführen.

so schlecht, daß den Beamten die Gehälter „oft jahrelang nicht gezahlt wurden“. Nach dem Tod des Herzogs (1752) hatte es sich herausgestellt, daß die Räte keinen andern Ausweg sahen, als den Standpunkt zu vertreten, daß sein Neffe und Nachfolger „Adolf Friedrich IV. nur Erbe des Thrones, nicht Allodialerbe seines Vorgängers wäre. Infolgedessen verweigerte man die Zahlung des größten Teils der persönlichen Schulden Adolf Friedrichs III. und übernahm nur solche, die als wirkliche Landesschulden anerkannt werden mußten (!!!). Doch waren auch diese schon so groß, daß ihre wirkliche Abtragung fast unüberwindliche Schwierigkeiten hervorrufen mußte“ (Enderl, S. 20—27, 30).

Unter der Regierung von Adolf Friedrich IV. (1752—1794) hatte der Siebenjährige Krieg in der Hauptsache die Auswirkung, daß die ständig zunehmende Entwertung der preußischen Münzen für die Münzwirtschaft von Mecklenburg-Strelitz üble Folgen hatte. — Im Gegensatz zu Mecklenburg-Schwerin, das sich auf die Seite der Gegner Friedrichs des Großen geschlagen hatte und das dafür als „Mehlsack“ von diesem furchtbar „ausgeklopft“ und ausgeplündert wurde, hat sich Mecklenburg-Strelitz einer durchaus wohlwollenden Neutralität gegenüber Preußen befleißigt. Wenn auch hier, in erster Linie auf ritterschaftlichem Gebiet, die Preußen gewaltsame „Werbungen“ veranstalteten, so wurden doch die Heereslieferungen „außerordentlich gut“ bezahlt (Enderl, S. 31/30). Natürlich bedeutete es eine große Last für die Bevölkerung, wenn preußische Truppen das Land als Operationsbasis gegen die Schweden benutzten. So lagen im August des Jahres 1761 die Bellinghusaren, in deren Reihen der spätere Generalfeldmarschall Fürst Blücher als Premierleutnant und Bellings Adjutant Dienste tat, in Stargard, während die Schweden Neubrandenburg besetzt hatten. Diesen spielte Oberst Belling eines Tages einen echten Husarenstreich, indem er zur Mittagszeit vor Neubrandenburg erschien, seine Husaren bald vorpellen, bald zurückschwenken ließ und so die ganze schwedische Garnison bis 4 Uhr nachmittags in Atem hielt. Dann ließ er den Schweden durch einen Trompeter bestellen, „er wünsche ihnen eine gesegnete Mahlzeit, die wohl nun kalt genug wäre, daß sie sich den Mund nicht mehr daran verbrennen würden“. Den schwedischen Adjutanten, der ihm ein Gegenkompliment nachbrachte, nahm er mit nach Stargard und machte ihn dort so betrunken, daß er ganz besinnungslos auf einem Wagen wieder nach Neubrandenburg geschafft werden mußte“ (Boll, II, S. 301/302. F. Wigger: Geschichte der Familie von Blücher, II, 1, 1878, S. 280/81). — Wir dürfen annehmen, daß Blücher, entsprechend seiner ganzen Veranlagung, an beiden Aktionen maßgebend beteiligt war!

1770/73 Sehr schlimme Auswirkungen hatte die Rinderpest in den Jahren 1770/73, da sie „fast den gesamten Rindviehbestand des Landes vernichtete“. Das fiel um so schwerer ins Gewicht, „als damals die gesamte Ackerwirtschaft in der Hauptsache nicht mit Pferden, sondern mit Ochsen betrieben wurde. Gleichzeitig setzte ein katastrophaler Sturz der Getreidepreise ein. . . . Fast drohte ein Staatsbankerott, da Anleihen nicht zu bekommen waren“ (Enderl, S. 36/37). Man richtete nun die Geheime Kommission zur Tilgung der Staatsschulden ein. Aber Adolf Friedrich IV. verschwendete für sich, für seine Liebhabereien und für seinen Hofstaat soviel Geld, daß es weit über die finanziellen Kräfte des Landes hinausging. Das Verständnis für Sparsamkeit und für haushaltende Finanzverwaltung ging ihm gründlich ab! Diese üble Eigenschaft und sehr merkwürdige Veranlagungen: nervös, schwierig, mißtrauisch, wankel-

mütig und heftig, hatten sich schon bei seiner 1756, im Alter von 18 Jahren, nach Paris unternommenen Bildungsreise<sup>11)</sup> gezeigt.

Anfangs war Adolf Friedrichs Verschwendungssucht noch gezügelt worden durch seinen sehr energischen ehemaligen Hofmeister (Erzieher), den späteren Oberhofmarschall, von Zesterfleth. Nach dessen Tod wurde es aber immer schlimmer. Adolf Friedrich selbst „hatte keine Ahnung, wieviel und wo er überall gepumpt hatte . . . , erst durch öffentliche Aufrufe mußte man die Schulden feststellen“! Stellenweise erhielt er keinen Kredit mehr. Selbst Stephan Werner von Dewitz (aus dem Hause Cölpin), der tüchtigste und vielseitigste Staatsmann und Wirtschaftspolitiker, den Mecklenburg-Strelitz je gehabt hat, vermochte trotz eindringlicher Mahnungen Adolf Friedrichs Verschwendungssucht nicht einzudämmen. Bei Vorhaltungen zeigte er sich nur gereizt und untersagte empört „jede Einmischung“! Seine Heftigkeit „steigerte sich im Alter zu wildem Jähzorn“. War der verraucht, so kam aber wieder seine Gutmütigkeit zum Vorschein!

Mit 14 Jahren an die Regierung gelangt, gebrach es ihm an jeglicher staats- und wirtschaftspolitischer Erfahrung. Der Glanz des Versailler Hofes und derjenige der Schlösser und Haushaltungen des reichen Pariser Adels hatten es dem Achtzehnjährigen angetan und bestimmend auf sein Sinnen und Trachten eingewirkt. „Repräsentieren und Imponieren, Auftreten in Gold- und Ordensglanz erschien ihm, wie manchem Fürsten seiner Zeit, als notwendig für einen Herrscher“ (Vitense, S. 340). Aus den Schilderungen Nugents (I, S. 255, 262) ersehen wir, daß Adolf Friedrich einen großen Aufwand in seiner Bekleidung trieb. Täglich war er anders gekleidet in Samt und Seide.<sup>12)</sup> Auch vermerkt Nugent, daß Adolf Friedrich viele und zum Teil prächtige „Karossen“ hatte und „eine Menge Pferde“, obwohl er wenig ritt. Gegen Ende des Jahres 1791 umfaßte, nach Ausweis des ersten „Herzoglich Mecklenburg-Strelitzischen Staats-Calenders auf das Schalt-Jahr 1792“, Adolf Friedrichs „Hofstaat“ in Neustrelitz, Neubrandenburg, Mirow, Fürstenberg, Canow und Weisdin nicht weniger als 190 Personen, und zwar ohne Ministerium, Geheime Kanzlei, Geistlichkeit, Kammer-Herren und Junker (zs. 37), Hofkünstler und Hofhandwerker! Die herzogliche Garderobe (dabei auch ein „Cammer-Mohr“!), Hofkapelle, Hoftheater, Ballett, Hofküche, Hof-Livrédiener-schaft und der Marstall stellten das Hauptkontingent des „Hofstaats“ dar. Früher gehörten sogar noch ein Zwerg und eine Zwergin dazu! — Der im Verhältnis zu der Kleinheit des Landes und zu dessen geringen Einnahmen mächtig aufgeblähte „Hofstaat“ verschlang natürlich viel Geld und Naturalien! Hinzu kam, daß Adolf Friedrich IV. von einer ungezügelten Baulust besessen war. Das zeigen die Neubauten, Umbauten und vor allem die prunkvollen Innenausstattungen der Schlösser und Sommerresidenzen zu Neustrelitz, Neubrandenburg (Palais, Belvedere), Mirow (zwei!), Sponholz, und Weisdin. An

<sup>11)</sup> Näheres hierüber und über das Folgende vgl. vor allem in C. A. Endlers grundlegendem Artikel: Herzog Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz, Fritz Reuters „Dörchläuchting“: Mecklenburgische Monatshefte, 5, 1929, S. 33—40. — Zitiert: Endler: „Dörchläuchting“. — Endler hat als erster aktenmäßige Studien über Adolf Friedrich IV. getrieben.

<sup>12)</sup> Zwei von seinen seidenen, bunt bestickten Prunkröcken existierten noch bis Anfang Mai 1945 im Neustrelitzer Schloßmuseum. — Es wurde erzählt, daß Konrad Hustädt, ein großer Verehrer von Adolf Friedrich IV. und so etwas wie eine kongeniale Rokokofigur, sich gelegentlich die Prunkröcke anzog und damit im Schloß umherstolzerte!

erkannt muß aber werden, daß der Herzog hierbei einen großen Kunstsinn zeigte, der offenbar in Paris geschult war, so daß er wirklich Gediegenes auf dem Gebiete der Baukunst und der Wohnkultur geschaffen und hinterlassen hat. Wenn Adolf Friedrich mit diesen Bauten auch seinem Sinn nach Prunkentfaltung fröhnte, so muß aber gesagt werden, daß auch Kirchenbauten, ferner die Baukosten für Krankenhäuser, Schützenhäuser und Spritzenhäuser sowie Wegebesserungen „oftmals ganz oder zum Teil aus der herzoglichen Kasse bezahlt wurden“ (Vitense, S. 340). Auch förderte er das Volksschulwesen auf dem Lande sowie das Handwerk. Hervorgehoben muß hierbei werden, daß unter seiner Regierung die Tuchmacher endlich Vorschüsse für ihre Wolleinkäufe erhielten. Der Herzog bemühte sich auch, daß das wichtigste Gewerbe der Stadt, die Tuchmacherei wieder in Gang kam. Im Jahre 1764 wurde die abgebrannte Walkmühle wieder aufgebaut. Er sorgte für die Errichtung eines Wollspeichers in der Stadt (1770) und stellte den Tuchmachern Gelder für den Einkauf von Wolle zur Verfügung, schließlich überwies er ihnen eine Sandgrube mit Walkerde. Ferner wurden die Grundlagen für eine geregelte Forstwirtschaft erst jetzt geschaffen: statt Raubbau am Walde betrieb man nunmehr die Aufforstung! Verbesserungen oder Neuregelungen erfuhren das Polizei-, Bettler-, Armen-, Medizinalwesen (Kreisphysikate errichtet!) sowie die Organisation des Feuerschutzwesens. Wenn man auch annehmen muß, daß diese Verbesserungen zum guten Teil auf das Konto seiner größtenteils hervorragenden leitenden Beamten zu setzen sind, so hat Adolf Friedrich keineswegs diesen Dingen gleichgültig gegenübergestanden. „In den meisten wichtigen Fragen der Staatsverwaltung“, schreibt Endler („Dörchläuchting“, S. 38/39), „hat Adolf Friedrich gut Bescheid gewußt, und oft genug finden wir in den Akten von seiner kleinen damenhaften Handschrift Entscheidungen, die in klaren, wohldurchdachten Worten den Kernpunkt der Vorlage richtig treffen. Nur in Finanzfragen tritt seine Tätigkeit zurück. Hier fehlte ihm wohl das Verständnis“. — Das allerdings völlig!

Interessant und z. T. recht originell ist die Charakteristik Nugents (I, S. 272/73) von Adolf Friedrichs Persönlichkeit und Eigenschaften: Der 1766 28jährige Herzog sei von „mittlerer Statur, regelmäßig gebaut, mehr mager als korpulent. Sein Blick und seine ganze Gesichtsbildung“, heißt es hernach, „ist einnehmend, er trägt sein eigenes Haar“. (Anmerkung des Übersetzers Karsten, 1781: „Trägt izt nicht mehr eignes Haar“). „Sein ganzes Betragen ist majestätischer Anstand, mit einer gnädigen Herablassung begleitet gegen alle die so sich ihm nähern. Seine Konstitution ist nur schwächlich, ob er gleich von dauerhafter Gesundheit zu seyn scheint, daher ist seine Diät äußerst regelmäßig. Er ist ein wahres Muster der Keuschheit, welches um so mehr Bewunderung verdient, da er in der Blüthe der Jahre und gegen die Reize der Schönheit nicht unempfindlich ist. Er ist ein treuer Verehrer seiner Religion, ob er gleich alle Bigotterie haßt, und ein erklärter Feind der Intoleranz ist. Unschuldige Vergnügungen befördert er gern, daher ist er ein Liebhaber von Bällen und Assembléen, tanzt und spielt Karten. Oft habe ich ihn sagen hören: ich geniere Niemand, will aber auch selbst nicht geniert seyn . . . Nicht nur der Adel seines Landes, sondern auch Fremde von Distinktion haben zu seiner Tafel freien Zutritt. So lebt er wie ein großmüthiger Fürst; keinem seiner Unterthanen wird der Zutritt erschwert, seine Milde und Gnade verbreitet sich über Alle. Dem ohngeachtet sind seine Finanzen in größter Ordnung, weil er so glücklich ist, Minister zu haben, die mit den Grundsätzen der Staatswirtschaft aufs genaueste bekannt sind“. — Karsten

macht aber hierzu folgende Bemerkung: „Daß der Herzog vortrefliche Minister hat, ist wahr. Besonders hat der Herr von Dewitz zur Verbesserung der Finanzen viel beygetragen. Aber sie sind wohl überhaupt von Anfang an nicht in so guten Umständen gewesen, als der nicht genug unterrichtete Verfasser meynt. Der Herzog von Mecklenburg-Schwerin hat die Garantie der Schuldenzahlung übernommen“. Nach Endler („Dörchläuchting“, S. 34/35) hatte der Herzog 1770 150 000 Taler Schulden, die durch Anleihen gedeckt wurden, aber drei Jahre später „betrugen die Kabinettschulden schon wieder 308 000 Taler“! — Hernach schreibt Nugent noch, daß der Herzog selten auf Jagd geht und eigentlich nur spazieren fährt. Seine höchste Freude bestehe im Gutes-Tun, und das Glück seiner Untertanen scheine sein höchstes Ziel zu sein.

Zu dieser Schilderung bemerkt Endler (S. 38) mit Recht, daß Nugent den Herzog „als bedeutender darstellt als er war“. — Adolf Friedrich hat sich natürlich dem reisenden und schreibenden Engländer gegenüber von seinen besten Seiten gezeigt. Im übrigen mußte Nugent bestrebt sein, den Bruder seiner Königin bei der englischen Gesellschaft in einem guten Licht erscheinen zu lassen.<sup>13)</sup>

Wenn Adolf Friedrich IV. bei Fritz Reuter, wie Endler („Dörchläuchting“, S. 33 und 38) bemerkt, als ein schrullenhafter Dummkopf und Trottel erscheint, der Zeit seines Lebens nicht reif geworden sei, eine ordentliche Regierung zu führen, so stand Reuter offensichtlich bei seiner Beurteilung stark unter dem Einfluß seines Neubrandenburger Freundes Ernst Boll.<sup>14)</sup> Dieser schreibt in seiner Geschichte Mecklenburgs (II, S. 342), daß der Herzog „ein harmloser, gutmütiger Mann von sehr beschränkten Geistesfähigkeiten war“. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß Reuter seinen „Dörchläuchting“ stark verzeichnet, ja geradezu karikiert hat, indem er dessen bereits erwähnte Eigenschaften ignoriert. Von diesen abgesehen, hatte der Herzog großes Interesse für das Theater, und für gute Musik und für Naturwissenschaften. In Greifswald und in Paris hatte er darüber bereits Vorlesungen gehört. Auch war er ein Bücherfreund.<sup>15)</sup> Noch im Jahre 1790 besichtigte er unter der Leitung des berühmten Professors Tychsen die Bibliothek und das Museum der Universität Rostock und sparte nicht mit seinem „Beyfall“, wie Tychsen schreibt (Mecklbg. Landeshauptarchiv, Adolf Friedrichs IV. Briefwechsel).

<sup>13)</sup> Bemerkenswert ist auch Nugents Charakteristik von „Dörchläuchtings“ „Christel-Swester“ (I, S. 274/75): Sie sei „von langem und edlem Wuchs, dunkler Gesichtsfarbe, blauäugig und ein wenig von den Blatternarben gezeichnet . . . Ihr ganzer Anstand ist von einer ihrer Hoheit angemessenen Würde begleitet . . .“ — Der Übersetzer Karsten kann es sich nicht versagen, hierzu folgende Bemerkung zu machen: „Sie hat einen fast männlichen Charakter, der sich auch im Äußeren zeigt; sie trägt oft Mannsschuhe usw.“. Übrigens erwähnt Nugent gelegentlich (I, S. 256), daß die Prinzessin „im Reithabit gekleidet war“. — Sie war also als männlich aufgemachte Frau in Hosen ihrer Zeit um 200 Jahre voraus!

<sup>14)</sup> Vgl. K. Th. Gaedertz: Fritz Reuter-Studien: Fritz Reuter und die Gebrüder Boll, 1890, S. 120 ff., betr. „Kein Hüsung“ und S. 124, betr. „Dörchläuchting“.

<sup>15)</sup> Als Adolf Friedrich IV. im Jahre 1752, noch nicht 15 Jahre alt, in Greifswald immatrikuliert wurde, zeigte er bereits großes Interesse für die dortige Universitätsbibliothek und für die Naturwissenschaften, insbesondere für die Physik. Er war „ein vielseitig interessierter Student von sicherlich mehr als mittelmäßiger Begabung“. P. Kühl: „Dörchläuchtings“ teure Universität: Caroliner Zeitung, Nr. 23/24, Göttingen, September 1957, 4—7.

Ferner interessierte sich Adolf Friedrich für Altertümer. Als er im Jahre 1790 wieder in Stargard weilte, befahl er, daß der sehr verfallene und verschüttete Jungfernbrunnen auf Kosten der Kammer wieder instand gesetzt und mit einer Umfassung versehen werden sollte. Während die Arbeiten im folgenden Jahr durchgeführt wurden, fanden Arbeiter im Brunnen drei große Leichensteine. Daraufhin mußten auf Befehl des Herzogs 4 Tagelöhner 5 Tage lang die Steine „um und unter graben, um zu sehen, ob Urnen darunter befindlich“, auch wurde Gideon Sponholtz aus Neubrandenburg (berühmt als Urheber der falschen Prillwitzer Idole) herbeigeholt, um „die Leichensteine im Jungfer Brunnen zu untersuchen“. Fest steht aber, daß Adolf Friedrich IV. absonderliche Eigenschaften besaß, die auf die Zeitgenossen und auf die Nachfahren komisch wirken mußten und müssen! Das gilt zunächst von seiner übergroßen Gewitterfurcht, wovon die zahlreichen Blitzableiter auf dem 1945 abgebrannten Palais zu Neubrandenburg und die Tatsache Zeugnis ablegten, daß „Dörchläuchting“ beim Anzug eines Gewitters mit dem Konrektor Bodinus „alle Eventualitäten besprach, welche das Gewitter herbeiführen könne“, wobei Bodinus sich bemühen mußte, den Herzog „möglichst zu beruhigen“. — Diese krankhafte Gewitterfurcht war offenbar ein Ausfluß einer großen Ängstlichkeit und Nervosität. — Für sein „Vergnügen an kindischen Belustigungen“ spricht es z. B., daß Adolf Friedrich, wie Boll von einem Augenzeugen erfuhr, mit einer Handspritze Wasserstrahlen durch die Schlüssellöcher der Türen von Zimmern des Neubrandenburger Palais hineinspritzte, in denen sich Kammerfrauen und Hofdamen befanden, um „sich dann höchstlich darüber zu erfreuen, wenn diese nun ein gewaltiges Geschrei erhoben“ (Boll, II, S. 342). Wenn aber Fritz Reuter — etwa im Hinblick auf diese derben, der Damenwelt seiner Hofhaltung gegenüber angewandten Störungsaktionen des Herzogs und mit Rücksicht auf dessen Junggesellentum — seinen „Dörchläuchting“ als einen Weiberfeind darstellt, so entsprach das nicht der Wirklichkeit. Aus Nugents Schilderung ersehen wir (I, S. 256), daß der 28jährige Herzog seine Schwester Christiane zur Tafel führte. Diese saß hernach zu seiner Rechten und zu seiner Linken eine Hofdame. Was diese Verhältnisse in späteren Jahren betrifft, so vermerkt Endler („Dörchläuchting“, S. 36): „Er hatte immer einen ziemlich großen weiblichen Hofstaat um sich, und seine Schwester hat mit ihm auch in Neubrandenburg residiert ...“ Andererseits war aber „von einer Maitressenwirtschaft ... erst recht keine Rede.“

Merkwürdig ist es übrigens, daß Adolf Friedrich in den Jahren 1775/85 in der Stadt Neubrandenburg das Palais erbauen und ausstatten ließ. „Was Adolf Friedrich veranlaßt hat, seinen Wohnsitz im Sommer mitten in eine Stadt zu verlegen, wissen wir nicht. Er steht damit in vollem Gegensatz zu seinen fürstlichen Zeitgenossen, die aus der Stadt flüchteten. Ob es doch, wie Reuter schreibt, die Furcht vor der „Rodump“ (der großen Rohrdommel mit ihrem unheimlichen Ruf) war“?, vermerkt Endler scherzenderweise („Dörchläuchting“, S. 37). Wir möchten aber vermuten, daß Adolf Friedrich über Sommer in seinem abseits der Stadt gelegenen Neustrelitzer Schloß von der Langeweile geplagt wurde! Von seinem, unmittelbar am Markt gelegenen, Palais zu Neubrandenburg konnte er, neugierig wie er war, so schön und bequem das Leben und Treiben der Einheimischen und Fremden beobachten. In seiner Gütmütigkeit hatte er nichts dagegen, wenn er Neubrandenburgs Jugend „als Zuschauer bei der Tafel“ hatte (Endler: „Dörchläuchting“, S. 38). Natürlich fiel dabei für diese denn auch mancher Bissen ab, zumal da Dörchläuchting Diät halten mußte! Diese und andere Schrullen sowie einige merkwürdige Eigen-

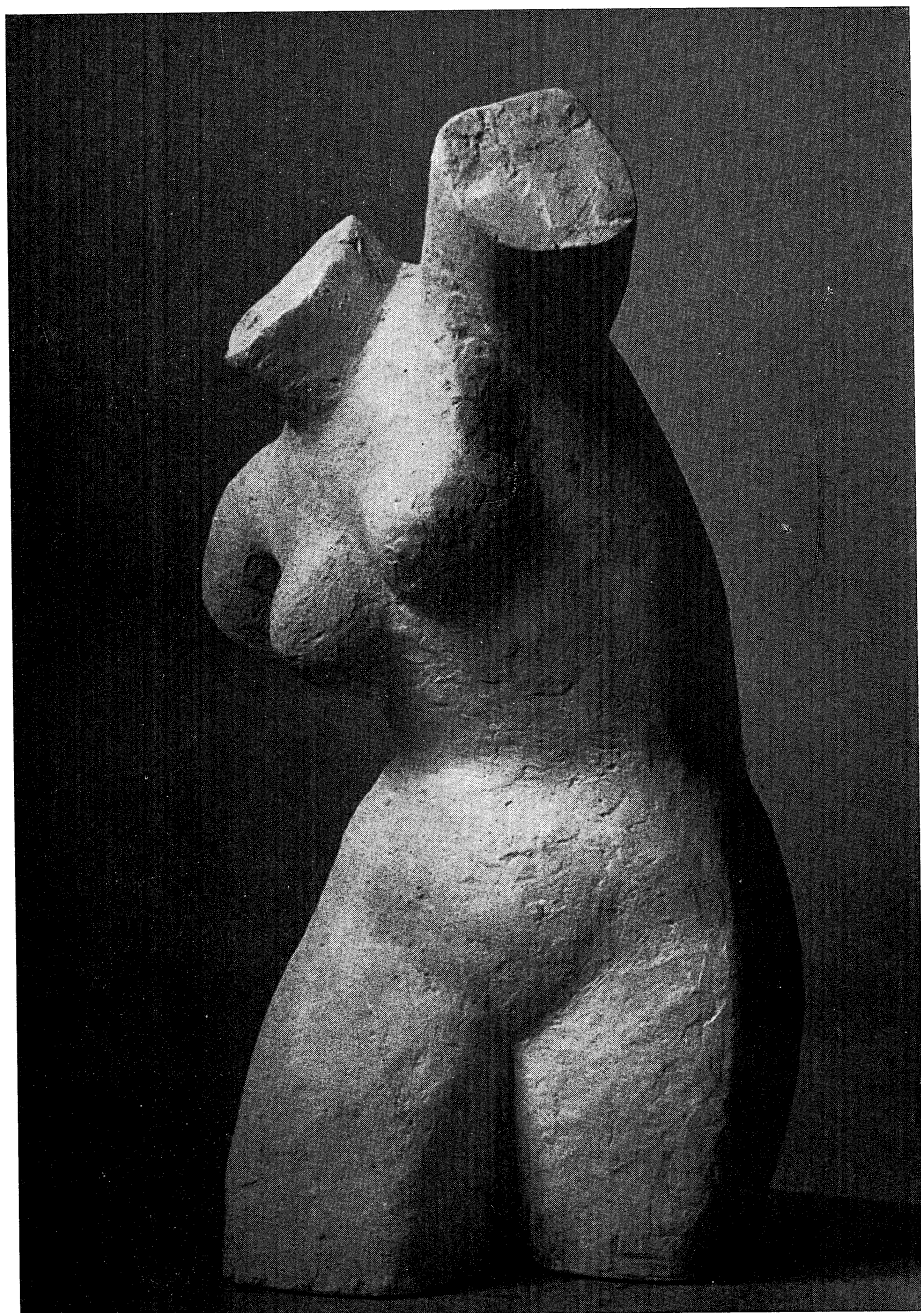
schaften Adolf Friedrichs IV. gaben offenbar die Grundlage für das „Dörchläuchting“-Bild, welches Fritz Reuter gezeichnet hat. So ist denn der vierte Adolf Friedrich als Zerrbild eines schrullenhaften und harmlosen, aber auch senilen und unfähigen Herrschers in die Weltliteratur und als „Serenissimus“-Prototyp in die Witzblätter eingegangen! Demgegenüber muß aber betont werden, daß der Herzog keineswegs ein vertrottelter Dummkopf war. Vielmehr war er ziemlich gelehrt und hatte großes Interesse für die verschiedensten Gebiete der Kunst und Wissenschaft, auch für Regierungsangelegenheiten! Allerdings war er sehr leichtsinnig im Schuldenmachen, ferner jähzornig, launenhaft und ein Hypochonder. Im Grunde seines Herzens war er eine gutmütige Natur. Er selbst war überzeugt, „seinen Untertanen ein guter Vater gewesen zu sein, wenigstens hätte er absichtlich keinen drücken und kränken wollen“. — Das mag bis zu einem gewissen Grad zutreffen. Jedoch hat er viele seiner Gläubiger schwer „gekränkt“, da weder von ihm, noch von seinem Nachfolger Geld für seine Schulden zu bekommen war!

Am zutreffendsten scheint Adolf Friedrich IV. nach seinem Tode von seinem Vertrauten, dem wirklichen Geheimen Rat und Minister Seip, charakterisiert worden zu sein, wenn dieser schreibt: „Er war ein Herr von natürlichen guten Gaben, ein wahrer Menschenfreund, aber allzu heftig, eigenwillig und ließ sich vom Strom der Versuchungen hinreißen, so daß er eine ungeheure Schuldenlast hinterließ“ (Endler: „Dörchläuchting“, S. 34).

Der Tod Adolf Friedrichs IV. im Jahre 1794 bedeutete für die Geschichte 1794 des Landes den endgültigen Abschluß einer Epoche, die schon lange sich selbst überlebt hatte! Adolf Friedrich war der letzte typische Vertreter des auf französischer Kultur beruhenden, verweichlichten Rokoko-Zeitalters gewesen, das sein Hauptgewicht auf den äußeren Glanz und das Gepränge des Hofhaltes und der Lebensführung des Landesherrn legte, ohne Rücksicht auf die finanzielle Leistungsfähigkeit des Landes und seiner Bewohner! Hingegen dachten seine beiden Brüder Carl und Ernst und sein bedeutendster Staatsmann Stephan Werner von Dewitz nicht mehr daran, Paris und Frankreich als Vorbild zu betrachten. Die beiden Herzöge waren straffe Soldaten, die zu rechnen und gut zu verwalten gelernt hatten. Stephan Werner von Dewitz war weit mehr Wirtschaftspolitiker und Staatsmann als Hofmann! Nur widerwillig nahm er nach von Zesterfleths Ausscheiden das Hofmarschallamt an. Für alle drei waren schon lange England und die dortigen Verhältnisse maßgebend geworden. Diese Hinneigung zu England war durch die Heirat der Prinzessin Charlotte mit dem englischen König Georg III. im Jahr 1761 angebahnt worden. Ihre beiden Brüder Carl und Ernst traten in englische Dienste und wurden großbritannisch-hannoveranische Feldmarschälle mit Sitzen in Hannover und Celle. Carl bekleidete außerdem die Stelle eines Gouverneurs.

Stephan Werner von Dewitz hatte durch längeren Aufenthalt in England tiefe Einblicke in die fortschrittliche Entwicklung der dortigen Landwirtschaft und Industrie gewonnen, die nach merkantilistischen Gesichtspunkten organisiert waren. Die in England gewonnenen Anregungen suchte er nach seiner Rückkehr in die Praxis umzusetzen. Zunächst geschah das im kleinen Maßstab auf seinem Gut Cölpin, sodann im großen im Lande Stargard, als er im Jahre 1765 als Wirklicher Geheimer Rat die Leitung des Kammer- und Forstkollegiums erhielt. In erster Linie war er auf die Hebung der Landwirtschaft bedacht: Sümpfe wurden trockengelegt und Seen eingedämmt oder gesenkt, um neue Flächen für Ackerbau und Weiden zu gewinnen, auch wurde





*Walter Volland: Torso*



*Kollegium der Töcherschule in Neustrelitz 1890*

*Stehend: Peter Schmuhl, Herr Schulz, ? Herr Schultz, Frl. Lorentz, der Direktor (Horn ?), Frl. Kankehnwitz I, Frl. Kankehnwitz II*

*Aufnahme 1894?*

die Schafzucht veredelt. Ferner ließ er Leder-, Tuch-, Strumpf- und Papierfabriken anlegen und sorgte für die Verbesserung der Land- und Wasserwege sowie der Forstwirtschaft. Mit seinen Reformen stieß er aber auf großen Widerstand, als er im Hinblick auf seine Pläne und im allgemeinen Landesinteresse überflüssige Geldausgaben Adolf Friedrichs IV. verhindern wollte. Das führte zu „manchem harten Zusammenstoß“ mit dem Herzog. „Man sagte, von Dewitz sei aus England mit einem Kopf von Projekten gekommen, die hier zu Lande nimmermehr ausgeführt werden könnten“. Wenn Stephan Werner von Dewitz auch 1775 zum Geheimen Ratspräsidenten und Minister ernannt wurde, so war ihm doch sein Amt verleidet. 1784 ging er in derselben Funktion nach Schwerin. (P. Gantzer: Geschichte der Familie von Dewitz, 3, 1, 1918, S. 282 ff.).

Es war überhaupt charakteristisch für die Zeiten Adolf Friedrichs IV., daß „Ansätze für Neuregelungen ja genug gemacht waren“, daß es aber „an einer zielbewußten Durchführung der oft richtigen Gedanken fehlte“ (Endler, S. 42). Der nächsten Epoche der Landesgeschichte, die durch Adolf Friedrichs IV. Bruder Carl gestaltet wurde, war es vorbehalten, durch systematisch betriebene Reformen hier Wandel zu schaffen. (wird fortgesetzt)

---

## Am See

*Der Abend, schwer an Duft und Ruch,  
fällt sacht  
auf schon vergilbend Laub;  
der Dohlen spöttisch schwarze Schar,  
laut rufend,  
strebt zu hohen Bäumen,  
und in dem schattgen  
und geheimnisvollen Röhricht  
sucht  
der müde Wind  
die Ruh.  
Ein stählern blauer Schild  
liegt nun der stumme See.*

*Und während ich  
verborgnen Stimmen lausche,  
flieht von den schmalen,  
jungen Schultern  
der eitle Mantel  
irdscher Lust.*

G. H.

## Unveröffentlichte Briefe von Heinrich Schliemann

Cairo 29. Juni 1864

Vielgeliebte Schwester!

Während ich Dir dies schreibe, habe ich 29° Wärme in meinem Zimmer; dies wäre ganz erträglich, wenn wir nur kühle Nächte hätten. Leider habe ich des Nachts unter dem Mückennetz, durch welches ich mich gegen die Insekten schützen muß, über 32°, und so wird hier dem Fremden das Klima während des Sommers bald unerträglich. Und hier ist außer der Hitze mancherlei ander Ungemach, so z. B. die Fliegen und Flöhe, von deren letzterer Bisse der ganze Körper wie mit Pocken bedeckt ist. Da ich in Indien während des Sommers dieselben Leiden finde, so schiebe ich meine Reise dahin bis zum Herbst auf und gehe, so Gott will, morgen über 8 Tage von Alexandrien nach Italien ab, um dort den Sommer im Seebade zuzubringen. Seitdem ich Dir von Aachen schrieb, besuchte ich Paris und ging von dort über die Alpen von Savoyen nach Turin und schiffte mich von Genua nach Livorno und Cagliari auf Sardinien nach Tunis ein. Nach allem, was ich dort sah und hörte, habe ich das volle Vertrauen, daß meine 225/m Franken im Vaterland von Hannibal durchaus vollkommen sicher sind, trotz der jetzigen Revolution, die übrigens schon ihrem Ende nahe ist. Da die Hôtels in Tunis die ärmsten Katen Eurer Landleute an Schweinerei zwar übertreffen, denselben aber an Bequemlichkeit bedeutend nachstehen und ich wegen der Revolution nicht imstande war, meinen Wunsch auszuführen, ins Innere des Landes zu reisen, so ging ich, nachdem ich 6 Tage dort gewesen, mich mit dem Bey und dessen Minister unterhalten hatte, deren arbiträren Gerichtsverhandlungen beige-wohnt und Carthago, d. h. dessen Trümmer gehörig in Augenschein genommen, nach Malta weiter, wo ich mich eine Woche aufhielt. Von dort ging ich nach Ägypten, wo ich jetzt eine Woche bin. Dies Land muß man im Winter besuchen, wie ich vor 5 Jahren tat; aber im Sommer ist es hier nichts für denjenigen, den nicht dringende Geschäfte ans Land fesseln. Einliegend das Bild des Hotels, wo ich wohne; wenn ich irgend mich darnach befinde, heute das Zimmer zu verlassen, dann füge ich noch die Photographie einer ägyptischen Dame bei, deren Gesicht man nie sieht, denn selbst die Bettlerweiber tragen das Gesicht stets mit einem dicken Tuch verdeckt, so daß nur die Augen hervorsehen. Um mich gegen den Sonnenschlag zu schützen, trage ich eine weiße Kappe und darüber einen ungeheuren Hut (ohne Krempe) von dicker roter Wolle; oben auf dem Hut ist ein zwei Fuß langer faust-dicker Schweif von blauer Seide befestigt; dieser Hut wiegt 2 Pfund; um den Hut wickle ich ein großes Tuch von feinem Gold- und Silberdraht; der Schwanz hängt lang auf dem Rücken hinunter; und dabei die kurze arabische Jacke und die ungeheuren Hosen, wovon ich in der Kürze keine Beschreibung, wovon ich aber von Italien Photographie senden kann. Hier kann ich nicht daran denken, denn ich befinde mich zu schlecht dazu. Ich kann Dir noch heute keine Adresse in Italien aufgeben, denn ich weiß noch nicht, wo ich den Sommer zubringen werde, in Venedig, in Genua oder in Livorno. Mein größtes Leiden hier ist der unerlöschliche Durst, der mich täglich eimervoll



*Heinrich Schliemann in orientalischem Kostüm  
(wiederholt wegen vorstehenden Briefes)*

von dem 29<sup>o</sup> warmen Nilwasser wegtrinken macht. Was möchte ich geben für einen Eimer kalten Wassers von Deiner Pumpe, gerne 10 Taler.

Cairo 6. Juli

Soweit geschrieben wurde ich kränker u. mußte 7 Tage in einer Hitze von 33<sup>o</sup> unter meinem Mosquitonetze im Bette liegen bleiben. Heute erst befinde ich mich besser u. bin imstande meine Correspondenz abzufertigen. Die Zeit verging sehr rasch im Bette, denn ich las fortwährend, nur die Hitze war drückend, so wie mich Gott geschaffen, stets unbedeckt und bei offenen Fenstern und Türen lag. Allmählich hatte ich mich überwunden, mich des Wassertrinkens zu enthalten u. trinke nun keinen Tropfen mehr, und dies ist ein großer Fortschritt u. wird mich bald wieder zu Kräften bringen. Diesen Augenblick war der Doktor bei mir; er findet mich heute sehr gut u. hofft bestimmt, ich werde schon heute über 8 Tage nach dem Isthmus von Suez gehen können, um den Riesenbau des Kanals zu sehen. Ich bleibe 6 Tage am Kanal, reise dann über hier nach den Pyramiden und hoffe somit in ungefähr 17 Tagen von Alexandrien nach Italien abreisen zu können. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ich in der Lombardei oder im alten Etrurien in der Gegend von Bologna bedeutende Ländereien kaufe, falls ich nach längerem Aufenthalt daselbst zu der festen Überzeugung gekommen bin, daß ich diesen Schritt nie bereuen werde. Es sind dort jetzt viele herrliche Besitzungen ausgeteilt, die 4 u. 5 % jährlich bringen. Wenn es mir in Italien nicht gefallen sollte, dann brauche ich dort bloß . . . . . u. reise nachher nach Indien ab. Ich fühle, daß ich über kurz oder lang wieder Beschäftigung benötige und möchte außerdem gerne wenigstens 300/m Taler ganz sicher anlegen, wenn auch nur zu geringen Zinsen. Falls es mir in Italien gefällt, dann bleibe ich wenigstens 6 Monate dort auf dem Lande, um zu sehen, ob ich dort auch hinreichende Zerstreung u. Nahrung für den Geist finde. Man schreibt mir heute von Mecklenburg, daß Harkensee von den Besitzern zu 400/m Talern zurückgekauft ist, und freue mich daher, nicht von Aachen die unnütze Reise zur Auktion am 17. Mai in Schwerin gemacht zu haben. Ich schreibe Euch ausführlich von Italien u. gebe Euch dann meine Adresse auf. Tausend herzliche Grüße an Deinen lieben Mann, an den lieben Vater u. an die lieben Schwäger. Mit den besten Wünschen für Euer Wohlergehen Euer treuer Bruder

H. Schliemann

Einliegend das Bild des Hotels Shepheard, wo ich jetzt wohne, sowie das des Hotels de l'Orient, wo ich die ersten 5 Tage zubrachte. Du siehst auf einliegendem Bilde auch eine Frau mit verdunkeltem Gesichte vor dem Korbesitzen. Man reitet hier fast nur zu Esel.

Paris 12. Okt. 1864

Liebe Schwester

Mehrere Mal habe ich Dir geschrieben, aber leider blieb ich bis zur Stunde ohne jegliche Nachricht von Dir. Dringend bitte ich Dich, mir sogleich zu schreiben, wie es Dir, Deinem lieben Mann, den Schwestern u. Vater geht.

An letzteren schrieb ich neulich von Neapel, Einliegend die Photographie des Kaisers, der Kaiserin, des Prinzen Thronfolger von Frankreich. Viele Grüße  
Dein treuer Bruder

H. Schliemann

Adressiere Deinen Brief Monsieur Henry Schliemann, aux soins de Messieurs U. Zellweger u. Co., Paris.

Ich muß noch erst nach Havanna, ehe ich Euch besuchen kann.

(Die Briefe wurden dem Herausgeber von unserem Mitarbeiter K. A. P. zur Veröffentlichung im „Carolinum“ übersandt.)

---

## Der erste Weltkrieg vor 200 Jahren

von Hermann Brunswig

Der Siebenjährige Krieg erhob Preußen zur Großmacht und Friedrich II. hieß seitdem der Große. Weltgeschichtlich gesehen begann dieser Krieg 1754 in Nordamerika, als England und Frankreich dort am Missouri zusammenstießen, war ein Teilstück nur des englisch-französischen Ringens um die überseeische Vorherrschaft. Von Europa, von Deutschland aus gesehen jedoch entschied er über die Zukunft des preußischen Staates und damit Deutschlands und Österreichs. Dieser Krieg wurde vor den staunenden Augen Europas der Kampf eines Mannes gegen das Schicksal. Er überwand es. Diplomatische Überlegenheit, unerschöpfliche Hilfsquellen, die verletzte Rechtsidee, der größte Teil der öffentlichen Meinung Deutschlands, Europas standen auf Seiten der Kaiserin Maria Theresia: — deutsch und österreichisch zugleich, die letzte Habsburgerin, die noch einmal die ganze Glorie ihres Hauses in sich trug und empfand, keine Schmälerung dulden wollte. Auf Seiten Friedrichs stand das andere Recht, das nie zu deutende, unverbriefte natürliche Recht einer immer einsamer, immer einziger werdenden großen Persönlichkeit, die mit ihrer Aufgabe in die eisigen Höhen der Geschichte heraufwuchs. Es war ein Ringen auf Leben und Tod, jahrelang wandelte Friedrich am Abgrund, immer neue Gegner kamen zu den alten, das Reich selbst erklärte den Krieg gegen den königlichen Brecher des Rechts. Nur der Tod der russischen Kaiserin Elisabeth Petrowna 1762 hat ihn selber vor tödlichem Sturze bewahrt. Dieser zermürbende Kampf ums nackte Leben machte ihn böse, bitter und hart, machte ihn freilich auch im Menschlichen übermenschlich, also geschichtlich groß. Er vereinte in sich die bedeutendsten Eigenschaften eines Herrschers mit dem politischen Besonderheiten seines Staates in einzigartiger Weise, raffte mit dem Löwengriff des Genies die politischen Kräfte seiner Zeit sicher und sichtbar zusammen, — ein letzter leuchtender Stern am Himmel der europäischen Geschichte. Denn schon Napoleon I. war die Überspitzung des gleichen Versuchs, war die Verzerrung, die Überschlagung in Selbstvernichtung. Mit Roßbach, mit Leuthen hat Friedrich Deutschland erobert. In der seelischen Not, deren Größe nur die Größe seiner

Seele selbst übertrifft, ist dieser preußische König zum deutschen Mythos geworden, Mythos des Deutschlands, das vom Preußentum herkam.

Aber auch Maria Theresia ist mehr als nur eine vergangene geschichtliche Gestalt, mehr nur als eine große Herrscherin, mehr als eine unvergleichliche fürstliche Frau. Auch aus ihrem Namen strömt und strahlt eine ewig deutsche Welt, nicht nur die österreichische. Denn auch sie stand wie Deutschland immer für sich allein, auch auf ihr lag mehr als ein Menschenlos, lag das Geschick der Nation in der Sternstunde der Entscheidung. Sie glaubte fest an ihr gutes Recht, hat mit der nie ermüdenden Kraft eines großen Geistes dafür gekämpft und gestritten. Sie war ganz Natur, ganz Würde einer unbefangenen, geraden Seele, geistig und körperlich kerngesund, voll heiterer Tiefe, zäh, wirklichkeitsnah, ehrenfest, in höchstem Sinne kindlich-fromm. *Sie wuchs auf im spätleuchtenden Glanz der alten österreichischen Lande, deren Stern sich langsam zu senken begann, umschwebt von Musik rings umher des Barocks im festlichen Wien, darin Gluck, darin Haydn, Mozart klingen und singen. Damals entstand die heute noch gültige österreichische Kunst nach ihres Hofdichters Metastasios Weise, „unsingbare Wendungen zu meiden oder zu mildern“ (Herder). Diese Frau starb als ein Held. Als der Tod naht, steht sie auf, geht ihm entgegen, aufrecht und stolz in der unerschrockenen Majestät der geborenen Fürstin.*

Das ewig denkwürdige Ringen zwischen Maria Theresia und Friedrich II. war aber mehr als ein preußisch-österreichischer Kampf um die Macht. Unausgesprochen und unsichtbar stand dahinter ein drittes Deutschland, ob es nun am Kampfe beteiligt war oder nicht: — Das Schicksal Gesamtdeutschlands, das auf dem Wege der inneren Reform nicht mehr zu wandeln war, allein durch den Machtentscheid, durch Eisen und Blut in eine andere Lebensform hinübergeführt werden konnte. Das Deutschland des 18. Jahrhunderts hat ganz unter dem Zeichen dieser Machtprobe gestanden. Zwei Möglichkeiten der deutschen Führung tauchten nebeneinander auf: — Österreich oder Preußen, im Siege des einen oder des anderen lag das Schicksal des deutschen Reiches auf der unbestechlichen Waage der Geschichte. Beide Mächte waren auf dem kolonialen Boden des Ostens erwachsen. Die eine süddeutsch, katholisch, dem deutschen Kaisertum durch eine Jahrhunderte lange Geschichte engstens verbunden, die andere norddeutsch, protestantisch, rastlos und tatenfroh, rebellisch gegen den Kaisergedanken zunächst, — dergestalt traten sich die überlieferten Kräfte des Bodenständigen Volkstümlichen Traditionsgebundenen und die drängenden, neunationalen Kräfte der Aufklärung, der staatsdienenden Arbeit, der energischen kalten Vernunft gegenüber. Zwei Welten, so weit voneinander geschieden wie die klingende Formenfreude der barocken Kunst Wiens von der hellen Strenge des Denkens und Sinnens eines Kant, eines Lessing. Bis in die großen Persönlichkeiten der Vorkämpfer in beiden Lagern finden diese Gegensätze ihre lebendige Verkörperung. Friedrich, hart, skeptisch, nüchtern in siegreicher Kraft, innerlich geladen mit dem immer wachen Bedürfnis nach Freiheit, ein Freigeist, mit der ewig suchenden Erkenntnis nach Wahrheit: — Maria Theresia, naturhaft durchdrungen von der



Würde des Kaisertums, das ihr im Blute lag, fest mit beiden Füßen im katholischen Christentum stehend, das von ihr nicht getrennt werden kann. Zwei Zeitalter gleichsam innigst ineinander verflochten und doch vom Schicksal bestimmt, sich los voneinander zu reißen, ihre Größe dadurch zu bewahren, daß sie einander bekämpfen. Das Heroische dieses Kampfes und seiner Persönlichkeiten strahlt noch heute eine Anziehungskraft aus, der sich niemand entziehen kann.

Doch darüber vergesse man nicht, welch ungeheure Summe nationaler Energie in diesem Ringen des führenden deutschen Hochadels verschleudert wurde. Wohl war der Siebenjährige Krieg nur ein Teilstück des großen Weltkampfes zwischen England und Frankreich, aber die Deutschen können in ihm nur wie in einem Bürgerkrieg ihre Schwerter gegen die eigene Brust gekehrt sehen. Das Höchste des Genies, des Charakters, des Willens wird aufgeboten, alles wird daran gesetzt, den deutschen Bruder auf die Knie zu zwingen. Und dieser Bruderkrieg führt nicht zur Entscheidung, führt nur dazu, den deutschen Dualismus zu verewigen. Im Endergebnis blieb „das Reich“ des 18. Jahrhunderts bestehen, ein gotisches Ungeheuer, in dem die verrottetsten und lebendigsten Staatskräfte neben- und durcheinander lagen. Dergestalt trat dieses Reich, völlig geschwächt, ein in die große Krise Europas, in die französische Revolution, mit einem von innen her ausgehöhlten, gespaltenen außenpolitischen Willen. Selten wohl begegnen wir in der Geschichte einem Vorgange, in dem ein einziger Stoß von außen her einen Staatskörper so ganz vernichtet und auflöst, bis schließlich all das von ihm umschlossene Leben der Nation in der Wurzel getroffen wird. Alles, was hier mit dem Heiligen Römischen Reiche deutscher Nation zusammenbrach, war nicht nur das äußere Gehäuse einer Staatsordnung, entleert seit Jahrhunderten, war der innere Zusammenbruch einer Gesellschaftsordnung, die vor einer neu heraufkommenden Zeit keine Daseinsberechtigung mehr hatte. Und doch war es nicht das Ende, war es nicht das letzte Wort der Geschichte.

Wir halten den Atem an und rechnen nach. Mehr als ein halbes Jahrhundert hat es gedauert, bis Deutschland das „Reich“ dann wiedergewann, seine Erweckung zu neuem Leben verwirklichen konnte. Das deutsche Volk, das aus der europäischen Existenz dieses neudeutschen Reiches versank in das Schicksal eines geteilten Deutschlands, — dieses Geschlecht wird nicht aufhören, nach dem Sinn seiner Geschichte zu suchen. Denn das Mächtigste im Leben der Völker ist das Geheimnis ihrer inneren Einheit, die als ganzes ihr Schicksal durchstrahlt und durchleuchtet. Aber ach — die Mühlen der Geschichte mahlen langsamer, als die Ungeduld des Tages sie vorantreiben möchte. Der tiefste Sinn des deutschen Schicksals kann wohl nur aus säkularer Schau her begriffen werden.

# 100 Jahre Schloßkirche Neustrelitz

Von Erich Brückner

## Inhalt

- I. Die Vorgeschichte
- II. Die Hofprediger
- III. Die gestaltenden Männer und ihre Zeit
- IV. Die Gestalt der Schloßkirche

## Literaturangaben \*)

1. Witte = Dr. Hans Witte, *Mecklenburgische Geschichte, Bd. I, Wismar 1909*
2. Inventar = Krüger-Brückner, *Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Freistaates Mecklenburg-Strelitz. Bd. I, 1. Neubrandenburg 1921.*
3. E. Boll = Ernst Boll, *Geschichte Mecklenburgs, zweiter Teil. Neubrandenburg 1856.*
4. Endler = Carl August Endler in *Mecklenburg.-Strelitzer Geschichtsblätter, 1929, 5. Jahrgang. Großherzog Georg, der Lieblingsbruder der Königin Luise.*
5. Krüger = Georg Krüger-Hage, *Kirchengeschichte von Mecklenburg-Strelitz 1701—1934, Schwerin 1941.*
6. Kühl = Dr. Paul Kühl in *Caroliner-Zeitung Nr. 25/26, 1958.*
7. Mütter = Dr.-Ing. Hans Mütter: *Friedrich Wilhelm Buttels Leben und seine Kirchenbauten. Dissertation, Neubrandenburg 1936.*
8. Fritz Blau = *Goethe von deutscher Baukunst. Blau-Verlag Camburg-Saale 1945.*
9. Ostwald = Wilhelm Ostwald, *Goethe, Schopenhauer und die Farbenlehre. Unesma 1931.*
10. Annalise Wagner = *Beiträge zur Chronik der Stadt Neustrelitz, I. Kirchliches. Manuscript 1959.*
11. Eifelbert Staufer, *Christus und die Cäsaren. Friedrich Wittig, Hamburg 1952, Dritte Auflage.*

Am 12. August 1959 konnte die Schloßkirchengemeinde in Dankbarkeit der Weihe ihres vor 100 Jahren fertiggestellten neuerbauten Gotteshauses gedenken. Die geistigen Kräfte, die es formten in der Zeit deutscher Selbstbesinnung nach den Freiheitskriegen, dem Zeitabschnitt der „Romantik“, waren der Großherzog Georg (1816—1860), der Superintendent und Hofprediger Hermann Lebrecht Ohl (1848—1885) und der Baurat Friedrich Wilhelm Buttell (1821—1869).

Ehe es zu diesem Neubau kam, ging eine jahrzehntelange Vorgeschichte von der Hofkapelle im Schloß bis zu einer eigenen Schloßkirche voraus.

## I. Die Vorgeschichte

Im Jahre 1701 war wieder einmal das Land Stargard bei einer Erbteilung einem eigenen Herzog zugeteilt. Die mittelalterlichen Teilungen verhinderten Mecklenburg im Kampf um den Ostseeraum im Wettstreit mit Dänen und Schweden an dem geschlossenen Einsatz seiner Macht.<sup>1)</sup>

Diese letzte Teilung hat jedoch für das Land Stargard („im fernen Osten Mecklenburgs“) wirtschaftlich, politisch und kulturell manche Vorteile der

---

\*) Die eigentlich am Ende folgenden Literaturangaben werden vorausgesetzt, da der Schluß erst in Heft 33 erscheinen kann. (Die Schr.)

<sup>1)</sup> Witte S. 161, 177, 182.

Verselbständigung gebracht, besonders, da zwischen dem Neustrelitzer Hof unter den Großherzögen Karl und Georg zum preußischen Königshaus vielerlei Beziehungen zum Berliner Kulturleben bestanden.

Residenz des ersten Herzogs Adolf-Friedrich II (1701—08) blieb Strelitz, wo er bereits wohnte, weil sein Schwiegervater, der Güstrower Herzog Gustav Adolf, ihm die Ämter Strelitz, Wanzka und Feldberg zu seinem Unterhalte zugewiesen hatte.

Als nach 11 Jahren das mittelalterliche, später erweiterte Schloß in Strelitz abbrannte, weigerten sich die Bürger, ihre fruchtbaren Äcker für eine größere, repräsentative Schloßanlage der großzügig planenden Barockzeit herzugeben. Da die Herzogin Dorothea Sophie aus dem Hause Holstein-Plön (1692—1765) ohnehin lieber unter Eichen und Buchen und am offenen Wasser zu wohnen wünschte, zog sie nach dem Brande des Strelitzer Schlosses in das Lusthaus Glieneke am Zierker See mit ihrem Gemahl Adolf-Friedrich III (1708—1752), und man beschloß, es durch Flügelanbauten zu einem Residenzschloß zu erweitern nach Versailler Vorbild. 1726—31 wurde der Bau ausgeführt. Auch eine Schloßkapelle war im Kopfbau des rechten Flügels. Da sie 1732 im inneren Ausbau noch nicht fertig war, wurde der erste Hofprediger Theodor Trendelenburg im Audienzsaal des Schlosses durch den Stargarder Präpositus Loccenius eingeführt.

Die Kapelle hatte drei „Chöre“ (Emporen). Vom ersten Obergeschoß betrat das Herzogspaar seine Loge und der Hofstaat. Ganz oben hockte die Dienerschaft. Zu ebener Erde war Raum für die künftige Bevölkerung der Stadt „Neustrelitz“. — Diese war zunächst nur im Geiste vorhanden. 1733 wurde die Gründungsurkunde ausgestellt. Bescheiden waren die Anfänge: ein Gasthaus und eine Schmiede waren die Anfänge an der Zierker Landstraße; einige Freimeister (vom Innungszwang befreite) des Handwerks und von Kaufleuten, Ackerbürger und Diensttuende des Hofes folgten allmählich. So reichte die Kapelle noch lange für diese aus. Sie war  $30 \times 45$  Fuß groß, also etwa  $8\frac{1}{2} \times 12\frac{1}{2}$  m und  $8\frac{1}{2}$  m hoch, durch Erd- und erstes Obergeschoß reichend. Sie hatte einen Kanzelaltar, wie gerade in Meckl./Strelitz diese Vereinigung von Kanzel und Altar in den folgenden 70 Jahren fünfzigmal Nachfolge gefunden hat. Eine Orgel wird erwähnt und ein prachtvoller Kronleuchter.

Neben der Kapelle, als Abschluß der oberen Schloßgarten-Terrasse, waren stadtwärts zwei quadratische kleine Pavillons mit geschweiftem Kuppeldach und schlanker Laterne für je eine Glocke erbaut. In Nugents Reisebeschreibung 1768 sind sie auf der Ansicht vom Schloß dargestellt.<sup>2)</sup>

Als der Schloßgarten umgestaltet wurde, verschwanden sie hier und die beiden Glocken wurden an der Promenade neben dem „Bassin vor der Orangerie in zwei „Pyramiden“ aufgehängt, die als hölzerne Atrappen zeigten, daß Europa nunmehr durch Napoleons kühnen Schachzug gegen England nach Ägypten die ersten Abbildungen dortiger Kultur zur Kenntnis und dann natürlich auch gleich zur Nachahmung erhalten hatte. (Auch bei der Hofkirche in Ludwigslust wurden um 1800 zwei massive Pylonen als Glockenturm erbaut.) Als die Stadt Neustrelitz wuchs und die Schloßkapelle zu klein geworden war, wurde von dem baulustigen Herzog Adolf-Friedrich IV (1752—94) im Jahre 1754 der Bau einer Stadtkirche mit eigener Gemeinde beschlossen. Zwei Jahre darauf ward Andreas Gottlieb Masch als erster Stadt-

<sup>2)</sup> Abbildung im Inventar I, 1, S. 43.

prediger berufen. Ihre Gottesdienste mußte die Stadtgemeinde aber noch weiter in der Schloßkapelle abhalten, denn die schlechte Finanzlage (Fälschgeld während des Siebenjährigen Krieges<sup>3)</sup> Mißwachs und Seuchen) ermöglichte erst 1778 die Einweihung.

Für die Hofgemeinde mußte die Kapelle noch weitere 81 Jahre dienen, trotzdem schon um 1800 unter Herzog Carl, besonders bei außerordentlichen Anlässen, die Raumnot sehr bedrängte. Aber größere Schulbauten (Gymnasium Carolinum in Neustrelitz 1806, das Gymnasium in Neubrandenburg 1826 u. a.) und kirchliche Bauvorhaben in Städten und Dörfern, auch landwirtschaftliche Bauten auf Domänen und Bauernhöfen und Arbeiterhäuser im Domanium, die nach Aufhebung der Leibeigenschaft nötig geworden waren, (1820) erhielten vor den eigenen Bauwünschen den Vorrang.

Nachdem nun 1846 auch der Bau einer eigenen *Schloßkirche* unter Großherzog Georg (1816—60) beschlossen war, konnte diese am 81. Geburtstag des Fürsten, am 12. August 1859, feierlich eingeweiht werden. Schon ein Jahr darauf, am 6. September schloß der Stifter und Patron dieser Kirche die Augen. So ward er der erste, der von der feierlichen Aufbahrung in dem heiligen Raum die stille Fahrt nach Mirow zu der Väter Gruft antrat, durch die heimatlichen Kiefernwälder.

In seinem Testament<sup>4)</sup> hatte der gütige, menschenfreundliche Fürst unter anderem bestimmt: Er wünsche bei großer Hitze oder großer Kälte still beerdigt zu werden, damit niemand sich eine Krankheit hole. Seine Fürsorge sollte auch nach seinem Tode allen denen zuteil werden, die aus seinen nicht übermäßig großen Privatmitteln bisher von ihm Unterstützung erhalten hätten, (weil es ja ein Pensionsrecht oder Altersfürsorge damals nicht gab), da diese Menschen sonst ganz verlassen wären. Zwei menschlich-schlichte Züge des Landesvaters, dessen geistig kulturelle Bedeutung noch weiter unten zu würdigen sein wird.

## II. Die Hofprediger<sup>5)</sup>

Zu dem eben fertig gewordenen Schloßneubau und seiner Kapelle ward *Theodor Trendelenburg* 1732 als erster Hofprediger berufen. Er war 1795 zu Anklam in schwedisch Vorpommern geboren, heiratete die Pfarrers-tochter in Brunn (bei Friedland) und wurde von dort, wo er 1722 der Nachfolger geworden war, als Hofprediger mit dem Titel Konsistorialrat nach Neustrelitz berufen und ihm auch die Superintendentur des Stargarder Kreises übertragen.

Als nun *Adolf-Friedrich IV*, der Erbprinz der Mirower Linie, an die Regierung kam, war er noch nicht 15 Jahre alt. In dem Streit um die Vormundschaft<sup>3)</sup> ließ der Schweriner Herzog zur Unterstützung seiner Ansprüche fünf Kompanien Soldaten einrücken. Der energische Prinzenerzieher und spätere Hofmarschall *Zesterfleth* brachte den jungen Prinzen im schwedischen Vorpommern in Sicherheit, wo er auf der Universität Greifswald studierte. Als Begleiter war ihm der Mirower Pastor *Büddemann* beigegeben.<sup>5)</sup> Ihm

<sup>3)</sup> E. Boll s. 308 f.

<sup>4)</sup> Endler in M.-Strel.-Gesch.-Blätter S. 136

<sup>5)</sup> Krüger S. 14 f. Daten und Charakteristik in gekürzter Form zitiert.

<sup>3)</sup> E. Boll S. 294, vergl. auch Paul Kühl, Caroliner Zeitung 25/26.

<sup>5)</sup> Krüger S. 14

hielt Adolf-Friedrich nun auch die Treue und erwählte ihn zu seinem Hofprediger.

Trendelenburg wurde als Suprintent nach Neubrandenburg versetzt, wo seit der Reformation in Mecklenburg (1549) neben Rostock und Parchim der Superintendent des Stargarder Kreises seinen Amtssitz hatte. Er verwaltete dieses Amt dort von 1753 bis zu seinem Tode 1765.

Als der Streit um die Vormundschaft damit endete, daß der Reichshofrat in Wien 1753 die Mündigkeit aussprach, gab Schwerin sein Spiel verloren. Trendelenburg erließ ein Rundschreiben an die Pastoren, im Fürbittengebet den Schweriner Herzog durch Adolf-Friedrich IV zu ersetzen. Da verfügte der erboste Schweriner „Hausarrest“. Es war die letzte Amtshandlung des Schweriners und Trendelenburg störte wohl die Freiheitsberaubung nicht mehr.

Die Ehefrau Magdalene Trendelenburg, geb. Oertling, ist 91 Jahre alt geworden. Eine Beischrift auf dem Photo in unserm Familienbesitz nennt sie „treusorgende Mutter von 18 Kindern, zärtliche Großmutter von 58 Enkeln, segnende Elternmutter von 74 Urenkeln und treu betendes Haupt ihrer aus 150 Gliedern bestehenden Familie! „Ein kräftiges Geschlecht, diese Barockleute, und eine feine Abstufung der Epitheta!

Die Familie Trendelenburg hat der deutschen Geisteswelt eine Reihe bedeutender Mediziner, Philosophen und Juristen geschenkt.

Der dritte Hofprediger war Andreas Gottlieb Masch, Pastorensohn aus Bresewitz bei Friedland. Als 1754 eine eigne Stadtgemeinde beschlossen war, wurde er zwei Jahre später als der erste Stadtprediger nach Neustrelitz berufen. Nach dem Tode des Mirower Pastors wurde er 1761 Hofprediger und 1765 Nachfolger Trendelenburgs als Superintendent, von nun an mit Sitz in Neustrelitz.

Er war ebenso ausgezeichnet als Kanzelredner wie als Gelehrter. Das Verzeichnis seiner Schriften zählt 67 Nummern, teils theologischer, philosophischer, teils altertumswissenschaftlichen Inhalts. Aber er war auch ein umsichtiger, geschäftserfahrener Verwaltungsmann für die Bewirtschaftung der Kirchengüter und für die Regelung der persönlichen Verhältnisse der Geistlichen und ihrer Witwen, die bis 1911 grundlegend blieb.

Sein vierbändiges Hauptwerk ist eine überarbeitete Neuauflage von Jacob le Lon's Bibliotheka sacra und trägt den Titel „Bibliotheka sacra ordine disposita, emendata, suppleta, continuata“ (Halle 1778/85).

Unter ihm erfolgte noch die Gründung des Gymnasiums Carolinum. Für die Superintendenturgeschäfte war 1751 eine Kollegialverwaltung, die vom Superintendenten und einem juristischen Konsistorialrat gemeinsam ausgeführt wurden, eingerichtet. Diese war u. a. auch für das gesamte Schulwesen zuständig.<sup>5)</sup>

Er starb 1807, von auswärtigen Gelehrten geehrt, von seinen Pastoren und seiner Gemeinde geliebt und betrauert.

Inzwischen war politisch, geistesgeschichtlich und kirchengeschichtlich eine einschneidende Wandlung hereingebrochen. Die französische Revolution 1789 hatte — wie eine überhängende Lawine — den längst fälligen Zusammenbruch des Absolutismus gebracht und dem vierten Stand den Weg in die Geschichte zu öffnen versucht. Der Entsittlichung der Oberschicht und gleichzeitiger frömmelnder Heuchelei (Molière, Tartuffe) wurde eine mora-

<sup>5)</sup> Krüger S. 10, 11

liche Ausbesserung durch die Vernunftreligion und Förderung der Tugend entgegengestellt.

Auch in Deutschland war der Pietismus nach seinen gesunden Ansätzen zur Verinnerlichung erstarrter Orthodoxie, wie sie Spener (gest. 1705) und August Hermann Franke (gest. 1721) bewirkt hatten, in Frömmelei und Heuchelei entartet, so daß er ein Spottwort geworden war. In diesem abwertenden Sinne gebraucht Fritz Reuter das Wort „Petist“. — Die Reaktion dagegen war der Rationalismus. Daß beide Formen in Mecklenburg/Strelitz in wesentlich gemäßigter Form auftraten als in Mecklenburg/Schwerin (Pietismus in Dargun 1733, Ludwigslust 1756. Rationalismus in Schwerin und Ludwigslust 1785), führt Ernst Boll auf den glücklichen Umstand zurück, daß die Strelitzer Fürsten persönlich nicht so sehr für oder gegen gewisse religiöse Richtungen Partei genommen haben.<sup>3)</sup> „Die Kirche ist daher hier mehr einen Weg der ruhigen Entwicklung gegangen . . . natürlich auch immer durch den herrschenden religiösen Zeitgeist beeinflußt worden.“

Als Herzog (Großherzog) Karl (1794—1816) in dem letzten Jahre seiner Regierung genötigt war, für den Superintendenten Masch einen Nachfolger zu berufen, fiel die Wahl auf einen Professor der herzogl. Braunschweigischen Universität Helmstedt Andreas Friedrich Gottlieb Glaser, 1762 in Württemberg geboren, 1809 nach Neustrelitz berufen, gestorben 1837. Die längste Zeit seiner anscheinend stillen Wirksamkeit fällt also in die Zeit des Großherzogs Georg. In Helmstedt verfaßte er zwei Bände (1796 und 1803) „Homilien, Predigten und Charaktergemälde zur Förderung christlicher Weisheit und Tugend“, die für seine rationalistische Theologie bezeichnend sind.

Sein Nachfolger war A. H. J. Karl Kämpfer (1838—1846). „Er war als Hauslehrer zum Staatsminister von Oertzen nach Neustrelitz gekommen, wurde dann am Gymnasium Carolinum als Lehrer mit dem Titel eines Schulrats angestellt, 1829 dessen Direktor und übernahm nun von 1838 ab die Leitung des Kirchen- und Schulwesens . . . Sein Interesse galt vor allem den Schulen des Landes.“ Von ihm wurde von 1841 ab in sehr gründlicher, wiederholt von einer Kommission überprüfter und überarbeiteter Sorgfalt ein Landeskatechismus veranlaßt und verbindlich für alle Schulen eingeführt. (1852 von Supr. Ohl.) Er war eine wertvolle Laiendogmatik für Erwachsene, für den Unterricht der Jugend wurde er von seiten der Lehrerschaft für zu dogmatisch und theologisch gehalten.<sup>5)</sup>

Drei pommersche Synoden, mehrere lutherische Freikirchen, auch in Nordamerika, haben ihn bei sich eingeführt.

Der sechste Hofprediger war Hermann Leberecht Ohl, Superintendent von 1848 bis 1885. In seine Zeit fällt also die Erbauung der Schloßkirche.

Er war ein Schüler Schleiermachers. Im Aufbruch der Nation zu den Befreiungskriegen und beim Erwachen der deutschen Romantik führte die gewaltige Persönlichkeit Schleiermachers auch die theologische Wissenschaft aus der Dürre der Vernunftreligion zu einem gefühls- und gemütsbetonten Christentum.

Auf Schleiermachers Empfehlung wurde der damals 25jährige Ohl, der des ersteren Sohn unterrichtet hatte, 1831 zunächst als Hilfsprediger nach

<sup>3)</sup> E. Boll S. 446

<sup>5)</sup> Krüger S. 43

Neustrelitz berufen und ihm 1833 vom Großherzog Georg der Unterricht seiner Kinder anvertraut. 1844 wurde er Stadtprediger, 1848 Hofprediger und Superintendent. Bei seinem 50jährigen Amtsjubiläum Oberhofprediger und Konsistorialpräsident.

„Seine Jugend und erste Amtswirksamkeit fiel in eine Zeit, wo die Predigt von Jesus als dem eingeborenen Sohn Gottes, dem Heiland der Sünder nur vereinzelt gehört wurde. Er aber legte von vornherein ein lebendiges Zeugnis ab, hat von seinem Herrn gepredigt mit dem Eifer jugendlicher Begeisterung, mit der nachhaltigen Kraft des gereiften Mannes, und mit der ruhigen Gelassenheit des frommen Greises. Zuletzt war er ein Patriarch in seiner Gemeinde und unter seinen Pastoren . . . Er hat es verstanden, die Landesgeistlichkeit zu einer vertrauensvollen Einheit zusammen zu schweißen . . . Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß die Jahrzehnte seiner Kirchenleitung in Mecklenburg/Strelitz mit der Wirksamkeit D. Kliefoths' in Mecklenburg/Schwerin fast zusammen fielen. Wie jener dort hat er hier der Landeskirche seinen Stempel aufgeprägt.“ Ein neues Gesangbuch, ein neuer Landeskatechismus wurden eingeführt. Die Gustav-Adolf-Stiftung, die Äußere und Innere Mission hatten in ihm ihren Förderer.

Nach Erbauung der Schloßkirche folgten bis zum Ende von Mecklenburg/Strelitz noch drei Hofprediger und Superintendenten:

Gustav Langbein, der besonders mit der Leitung des Schulwesens betraut war und 1904 in den Ruhestand trat.

Lic. Karl Horn, Enkel Ohl's, ein Kanzelredner von starker Willenskraft und ein vielseitig begabter Mann. Er wurde 1916 als Hauptpastor nach Hamburg an St. Jacobi berufen.

Auf ihn folgte als letzter Hofprediger und Landessuperintendent, dann als erster Landesbischof, Gerhard Tolzien, ein Enkel Kliefoth's, des bedeutenden Schweriner Kirchenmannes aus der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Der junge Großherzog Adolf Friedrich VI. berief ihn vom Schweriner Dom nach Neustrelitz. Die Wirkung seiner Predigten ging ebenso sehr von seiner ganzen Persönlichkeit als auch von der klaren, schlichten, tiefgründigen Formulierung aus. In Bibelstunden und Gemeindeabenden wußte er die schwierigsten Probleme anschaulich den Gemeinden klar zu machen. (Offenbarung Johannes, Daniel, Sacharga.)

Ihm war die Überleitung der Staatskirche zur Selbstverwaltung als Landeskirche zugefallen. Durch sein ruhiges, vermittelndes Wesen hat er mit den seit 1918 rasch wechselnden neuen Machthabern ein gutes Verhältnis halten können und das Schiff der Kirche sicher durch die unruhigen Zeiten hindurchgesteuert. Er war bei allen hochgeachtet. Am 1. August 1933 mußte er den Deutschen Christen des Nationalsozialismus weichen. Er starb als Pastor in Basedow beim Grafen Hahn 1946, wo er einst als Hauslehrer angefangen hatte.

### *III. Die gestaltenden Männer und ihre Zeit*

Die Schloßkirche zu Neustrelitz gewann ihre Gestalt aus dem Geiste der Drei, des Baumeisters, des Fürsten, des Theologen.

Die gebärende Zeit war:

Preußens Zusammenbruch 1806; der europäische Wirbelsturm des dämonischen Genies Bonaparte; die Befreiungskriege und die heilige Allianz der Drei, die mit Rußland, Österreich und Preußen zugleich die drei abend-

ländischen Kirchenformen vertraten, die orthodoxe, die römisch-katholische und die protestantische Kirche.

Die deutsche Sehnsucht nach dem einigen Reich.

Die zwiefache Überwindung der Vernunftreligion, einerseits durch Schleiermachers christozentrische Theologie, andererseits durch den Idealismus.

Die deutsche Renaissance der Romantik.

Will man die Gestalt der Schloßkirche in ihrer Mischung von zeitlosen und zeitbedingten Formen verstehen, so muß man die spannungsgeladenen damaligen Zeitumstände und den Aufbruch zu deutscher Selbstbesinnung kennen. Und man muß die Psyche der gestaltenden Männer, ihre Geistesrichtung und ihr Wollen würdigen.

Der damalige Großherzog Georg (1816—1860) war wie sein Vater Carl, ein Deutscher und ein Europäer. In seinem Gefühlsleben war Georg ein Kind der Romantik, darin seinem Neffen Friedrich Wilhelm IV. ähnlich, aber in Politik und Verwaltung tatkräftig. Denn er war von seinem Vater Carl schon seit 1806, damals 27 Jahre alt, in die Realitäten deutscher Politik hineingestellt und an allen wichtigen Regierungsangelegenheiten beteiligt. So hatte er schon 10 Jahre vor seinem Regierungsantritt daran maßgebenden Einfluß, den er zielklar und energisch vertrat.<sup>4)</sup>

Das Elternhaus in Hannover<sup>6)</sup> ließ ihn der Enge des kleinen Strelitzer Ländchens entwachsen und der Ärmlichkeit der „Mirowkesen“, über die Friedrich II. als Rheinsberger Kronprinz sich lustig machte. Wie sein Vater machte er ausgedehnte Reisen, die ihm die europäische Weite des Horizontes öffneten. In das deutsche Schicksal wurde er einerseits durch politische Aufträge seines Vaters hineingestellt (Einwirkung durch Luise auf Friedrich Wilhelm III., 1807/8 Rheinlandverhandlungen in Paris, 1809 Reise nach Königsberg zur schon damals versuchten Erhebung Preußens mit Österreich zusammen. — Enttäuschung auf Wiener Kongreß 1814). —

Aber ganz persönlich erlitt er das deutsche Schicksal im eigenen Herzen durch den frühen Tod seiner älteren Schwester, der Königin Luise, wie ergreifende Briefe zeigen. „Bis zu seinem Tode blieben ihm der Geburtstag der Königin und ihr Todestag zwei geweihte Tage, die er fast ausnahmslos in stiller Zurückgezogenheit ganz dem Andenken der verklärten Schwester widmete.“

Andererseits war ihm der 18. Oktober ein geweihter Tag. „Mit jauchzender Freude begrüßte Georg den Leipziger Sieg. Deutschland ist gerettet! — Selten hat er später das Datum des 18. Oktober niedergeschrieben, ohne hinzusetzen ‚Ewig denkwürdiger Tag für jeden Deutschen‘ oder etwas Ähnliches.“

So war er von ganzem Herzen ein Deutscher!

Als Europäer war er erfüllt von den Möglichkeiten der Heiligen Allianz der drei abendländischen Kirchen zur Bildung einer christlichen Völkerfamilie, die nicht mit der rücksichtslosen Gewalt und Willkür des Korsen, sondern im friedlichen Zusammenwirken der völkisch verschiedenen Gaben Europa einen könnte. Aber der Wiener Kongreß, dem er beiwohnte, ward ihm eine schmerzliche Enttäuschung.

<sup>4)</sup> Endler S. 137 (*Politik*) 139 (Leipziger Sieg) 136, 143/45 (Luise's Tod).

<sup>6)</sup> Kühl S. 13, 23, 26, 27



Der Strelitzer Hof hatte damals eine Bedeutung, die zeigt, daß nicht die Kleinheit eines Ländchens hindert, wenn Persönlichkeiten eines Carl und Georg geistig expandieren. Die verwandtschaftlichen und politischen Verbindungen zum preußischen Hof wirkten sich auch auf geistigem und künstlerischem Gebiet aus und gaben dem damaligen Neustrelitz eine beachtliche Höhe neben Berlin.

Von den Künsten berührte Georg besonders die Musik. Theater und Hofkonzerte, ein Kirchenchor aus Knabenstimmen erfreuten die Neustrelitzer. Von Berlin, Wien, Paris war Georg in Verbindung mit Sängern und Sängerinnen, ebenso mit Schauspielern. Und sein reger gepflegter Briefverkehr erstreckte sich auf die Gelehrten, Dichter und bildenden Künstler seiner Zeit.<sup>4)</sup>

Plastik in Originalen oder Abgüssen schmückten Schloßgarten und Orangerie. Die Malerei fand durch Hofmaler (Unger, Eggers und Kannengießer) ihre Pflege und die Großherzogin Marie war selber ausübende und begeisterte Künstlerin und hat für Kirchen wertvolle Kopien berühmter Bilder gemalt.

Auch am Bau seiner Schloßkirche war Georg persönlich beteiligt. Er gab die Anregung zum Bau; er traf die Entscheidung zwischen den vorgelegten Entwürfen und förderte den Bau und seine innere Ausstattung. Er verteidigte die künstlerischen Absichten seines Baumeisters und das Ringen um neue Wege für eine deutsche protestantische Kirchenbaukunst gegen Widerstände und Kritik.

Wie weit der damalige Hofprediger und Superintendent Ohl (S. o.) beim Bau der Schloßkirche im einzelnen, geistlich beratend, auf die Gestaltung des Kirchenraumes mitwirkte, mußte durch Aktenstudien noch ermittelt werden. Jedenfalls brachte er seit 1831 Schleiermachers Gedanken, der an der 1810 gegründeten Universität Berlin seine „Reden über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ hielt, nach Neustrelitz, und trug wie Fichte mit seinen „Reden an die deutsche Nation“ zur deutschen Wiedergeburt bei.

Der Baumeister der Schloßkirche war der Baurat, später Oberbaurat, Friedrich Wilhelm Buttell.<sup>7)</sup>

Wie der Hofprediger so wurde auch Buttell vom Großherzog aus Berlin gerufen. Nach dem frühen Tode des Hofbaumeisters und Bildhauers Christian Philipp Wolff († 1820) wandte sich Georg an Schadow. Aber die beiden Vorgeschlagenen lehnten die Bedingungen, „sowohl landwirtschaftliche wie Prachtgebäude zu bauen“ ab. — Auch Schinkel, an den man sich wandte, bekam viele Absagen. Von 5 Bewerbern empfahl er den 24-jährigen Buttell, seinen Schüler und Bauführer. Am 1. April 1821 trat er seinen Dienst in Neustrelitz an, der ihm durch 48 schaffensreiche Jahre hindurch bis zu seinem Tode ein selbständiges, vielseitiges Wirken praktisch und künstlerisch ermöglichte über Mecklenburg/Strelitzens Grenzen hinaus. Von seinen 26 kirchlichen Bauausführungen im eigenen Lande, davon 12 Neubauten und die große Restauration der Marienkirche in Neubrandenburg (1832—1842), war ihm die Neustrelitzer Schloßkirche am meisten ans Herz gewachsen, weil mit dem Herzen gebaut. — (1854—1859.) Sie ist sein reifstes Werk in dem Bestreben, die waagrecht gelagerten und senkrecht aufsteigenden Kräfte zu einem harmonischen Zusammenspiel zu vereinigen.

<sup>4)</sup> Endler S. 141

<sup>7)</sup> Muther S. 4 f.

Im Herbst des Jahres 1842 wurden Buttels die Mittel für eine größere Reise durch Deutschland zur Verfügung gestellt. Bei der Gelegenheit nahm er auch in Leipzig an der ersten Versammlung deutscher Architekten teil und hörte den Vortrag von Professor Stier über „Protestantische Kirchenbauten, Ehrenhallen und Begräbnisstätten“.

In seinem Reisebericht finden sich die für Buttels ganzes künstlerisches Schaffen bezeichnenden Sätze: „In allen Gauen Deutschlands hört man Geschrei nach Deutschet, Deutschtum: Nur zum Deutschbauen kann sich die Zeit nicht erheben . . . Die Baumeister bewegen sich mit Bequemlichkeit innerhalb der abgeschlossenen antiken Formwelt, anstatt ihre Schöpfer- und Geisteskräfte am deutschen Werk zu erproben . . . um der Nachwelt zu zeigen, daß deutsche Kraft und deutsche Phantasie noch nicht erstorben sind.“

Das sind Gedanken, die Schinkels Bauführer von seinem damaligen Lehrmeister in seinen jungen Jahren begierig aufgegriffen hatte und denen er bis an sein Lebensende treu blieb. Schinkel glaubte in seinen jungen Jahren, darin seinem Lehrmeister Friedr. Gilly folgend, der an eine Neugeburt deutscher Kunst glaubte, — daß er die alten Stile fortsetzen könne, um ihnen ein zur Vollendung noch Fehlendes zu geben. Solche romantischen Jugendträume hat Schinkel bald aufgegeben und sich der Antike zugewandt. Aber die Kapelle in Kressendorf bei Krakau, die Altstädtische Pfarrkirche in Königsberg in Preußen, die Werderkirche in Berlin, der Entwurf zur Gedächtnishalle für die Königin Luise (1810) und besonders der große, gewaltige Entwurf zu einem Dom als Gedächtnismal für die Befreiungskriege auf dem Leipziger Platz (1819) zeigen, wie Schinkel in jenen Jahren, da der junge Buttels bei ihm war, über die aus deutschem Geiste neu zu schaffende Richtung der Architektur dachte. Im Erläuterungsbericht zum Domentwurf unterschied Schinkel den vaterländischen und den griechischen Stil, und es finden sich die charakteristischen Sätze: „Mutwillig und sich vornehm dünkend, ist seit langer Zeit schon das fremde Ausländische ergriffen und das schöne National-Erbeil zertreten . . . weit abgeschnitten . . . von der schönen ursprünglichen Bildung unseres Volkes, die uns zwar in ihrer Überlieferung noch erquickt, die Sehnsucht aber dabei mächtig in uns aufregt . . . ein dieser Kunst zur Vollendung noch fehlendes Element in ihr zu verschmelzen.“<sup>7)</sup>

Auch der junge Goethe als Student in Straßburg sang einen begeisterten Hymnus auf Meister Erwin und die gotische Baukunst. „Die durch Winkelmann veranlaßte und später durch den grundverkehrten Wilhelm von Humboldt systematisierte Überschätzung der Antike verwehrte ihm später leider die Rückkehr zu seinen ursprünglichen richtigen Anschauungen.“<sup>8)</sup>

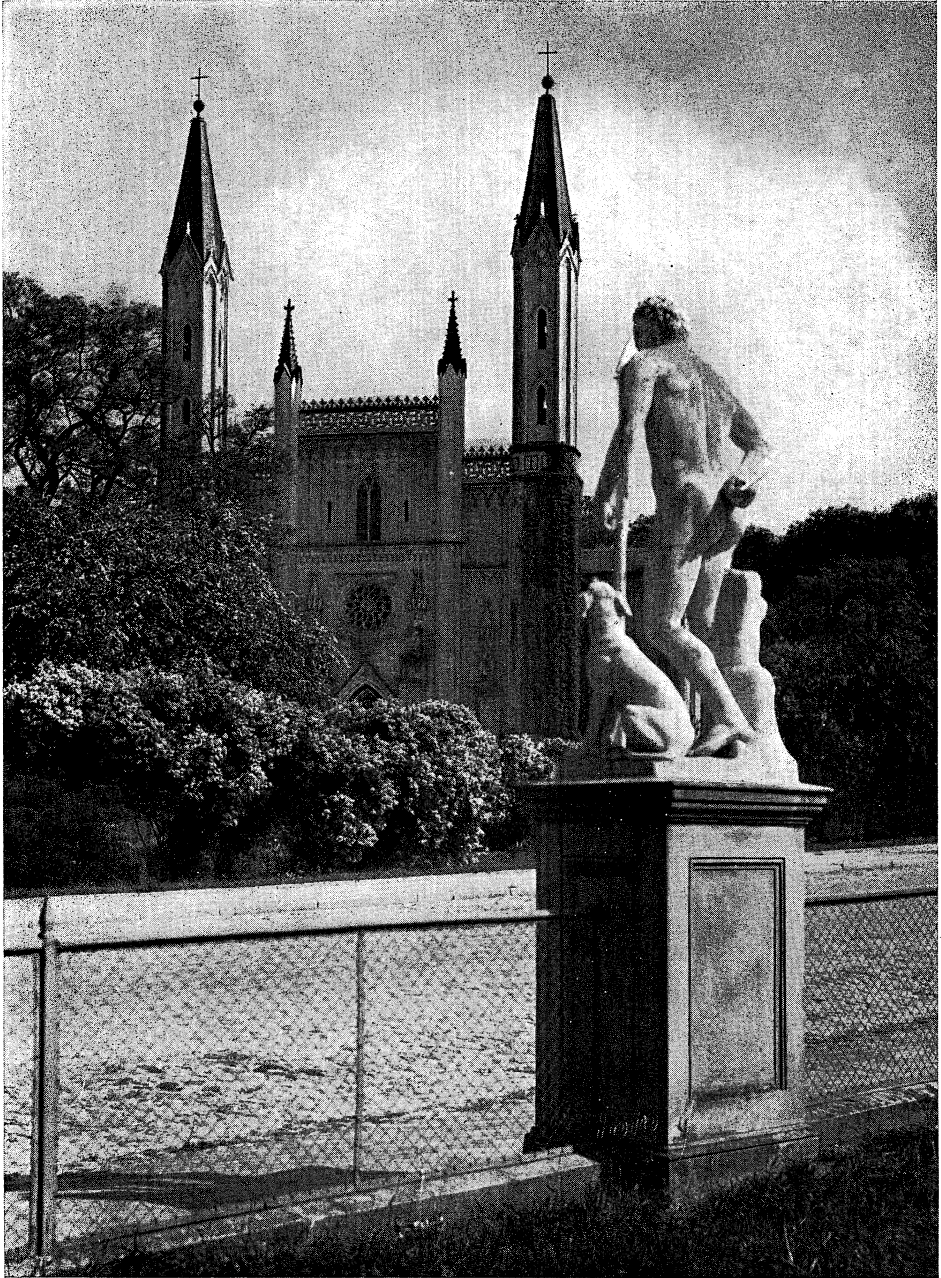
„Welche prachtvolle Entwicklung hätte die deutsche bildende Kunst schon vor 100 Jahren (1831) erleben können, wenn jenes folgenreiche Nationalunglück (sic!), die Entwurzelung Goethes durch den Klassicismus, hätte vermieden werden können.“<sup>9)</sup>

Wenn man an die romanische Kunst der Hohenstaufenzeit denkt, an Werke der Plastik in Bamberg, Freiburg i. S., Straßburg, Naumburg, war es vielleicht eine falsche Weichenstellung, daß die junge Blüte der Romantik

7) Müther S. 111, 112

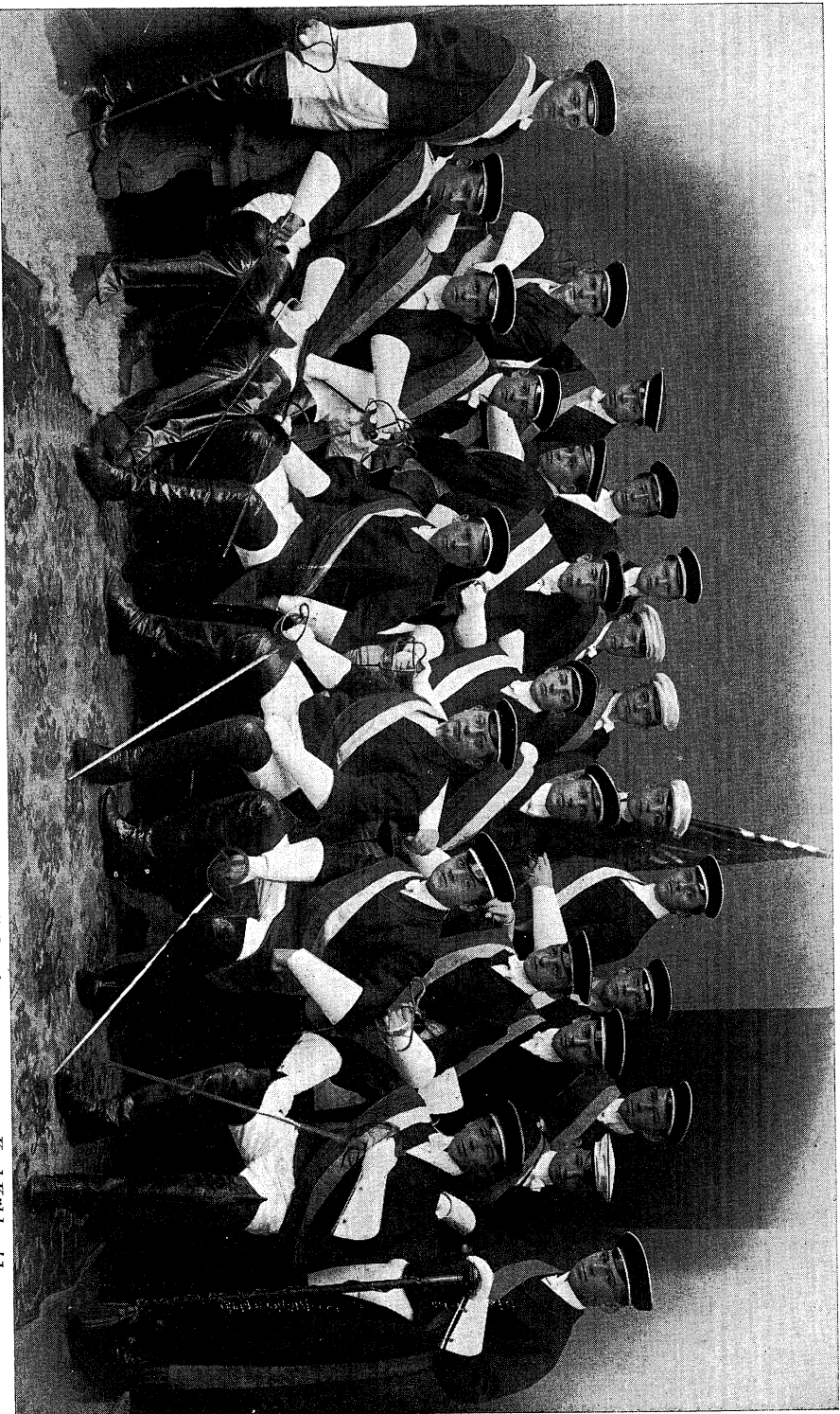
8) Fritz Blau S. 15

9) Ostwald, zitiert von Blau S. 15



*Schloßkirche zu Neustrelitz*

Die Primaner des Carolinums in Wiens beim Fackelzug zu Ehren von Professor Dr. Theodor Becker (Übernahme des Direktorats 1904)



- |               |              |                    |             |              |             |                   |
|---------------|--------------|--------------------|-------------|--------------|-------------|-------------------|
| Windelband †? | Ernst Buff † | Rathsack †         | Mann †1     | Heyn         | Behn †1     | Karl Köhler †1    |
| Hans Buff †1  | Max Rütz     | Schulz-Vorheide †1 | Wannecke †1 | Rutenberg †? | Schonbeck † | Albert Günther †1 |
| Burghard †    | Murr †?      | Proschwitzky       | Körndchen † | Haberland †  | Bedemann †1 | Fritz Rütz †1     |
| Meyr †?       | Laube        |                    |             |              |             | Liborius †?       |
- Es bedeutet: 1. † verstorben, 2. †? fraglich ob noch am Leben: Meyer, Windelband, Murr, Rutenberg, Liborius. 3. (Name) bestimmt noch am Leben: Laube, Max Rütz, Proschwitzky, Heyn. 4. †1 gef. im 1. Weltkrieg

(Ph. O. Runge, C. D. Friedrich) zu bald verwelkte, wie der Traum der deutschen Einheit in einem Kaiserreich? . . .

Immerhin, auch als gereifter Mann bekannte Goethe sich nach 50 Jahren zu jenem überschwenglichen Hymnus des 22jährigen Studenten auf Erwin von Steinbach (Wahrheit und Dichtung, 2. Teil, 9. Buch 1812 und 1823 „von deutscher Baukunst“).

„Unter Tadlern der gotischen Baukunst aufgewachsen — — — hier (im Straßburger Münster) glaubte ich eine neue Offenbarung zu erblicken — — — so wagte ich, die bisher verrufene Benennung Gotischer Bauart abzuändern und sie als Deutsche Baukunst unserer Nation zu vindizieren; sodann aber verfehlte ich nicht, erst mündlich, hernach in einem kleinen Aufsatz D. M. Erwin a Steinbach gewidmet, meine patriotische Gesinnung an den Tag zu legen.“

Aber diese Gesinnungen gaben den bildenden Künsten — und nur auf sie seien die Gedanken gerichtet, — damals keinen Anstoß zu eigenem Schaffen. Goethes Ideal war es, in Deutschland auch eine klassische Kunst zu erstreben.

Die einzigen bildenden Künste, die sich ihres eigenen Wertes bewußt waren und sich der klassischen Kunstdoctrin des Olympiers entzogen, waren die Malerei der Romantik, die Landschaftsmalerei, in der Natur den Geist erspürend, darum „Erd-Leben-Bildkunst“ von Cams genannt —.

Aber die einzigen Beziehungen Goethes zu ihr gewann er aus wissenschaftlichem Interesse: Zu Philipp Otto Runge wegen seiner philosophisch durchdachten Farbstudien und zu Caspar David Friedrich wegen dessen Wolkenstudien.

Auch die Baukunst wurde Wissenschaft und die Zeit des Eklektizismus ermöglichte, stilreine griechische Tempel oder gotische Kirchen hinzustellen.

Friedrich Wilhelm Buttler hingegen fühlte sich der deutschen Vergangenheit verpflichtet und glaubte an seinen inneren Auftrag, aus deutschem Geist eine neue Baukunst werden zu lassen. Der Aufbruch der Nation zu den Freiheitskriegen hatte ihm mächtig ans Herz gegriffen.

„Der allgemeinen heiligen Begeisterung, das Vaterland vom Franzosenjoch zu befreien, verschloß auch der junge Buttler sich nicht. Als freiwilliger Jäger war er bei Belle Alliance und Waterloo dabei und kam mit der Kriegsgedenkmünze von 1815 und dem Abschied als Second-Lieutenant 1816 zurück . . . Anders Schinkel, der auswandern möchte nach schönen Gegenden — auf Felsen, wo nur der seltene Sturm den Staub des zerstückten Vaterlandes in die Augen weht . . . Die Begeisterung für alles Deutsche trug Buttler seit dieser Zeit als das Bestimmende in sich durch sein ganzes Leben.“<sup>7)</sup>

Bei dieser inneren Einstellung empfindet er sehr richtig den Mißgriff, eine Gedächtnishalle großer deutscher Männer mit dem germanischen Namen „Walhalla“ als stilreine Copie eines griechischen Tempels in die deutsche Landschaft hineinzustellen. In seinem Tagebuch über die Reise von 1842 schreibt er:

„Der Ehrenstätte deutscher Geister gebührte um so eher deutsche Kunst, als wir im Besitz einer solchen sind, die sich mit jeder anderen in die Schranken stellen kann. Sie ist eine Kunst deutscher Kraft auf deutschem Boden — die frei und rein von der Griechen- und Römerkunst sich ent-

7) Müther S. 4, 5

wickelte. Im Formengebiet ist die griechische Kunst vollendet, — — — nicht so abgeschlossen ist deutsche Kunst, sie ist noch mannigfacher Ausbildung fähig und würde bei der Walhalla der Phantasie ein schönes und weites Feld geboten haben. — — — Es hat sich hier abermals der Deutsche als solcher gezeigt — — —, wie er sich fortwährend — aber unter Geschrei und Getöse nach Deutschheit und Deutschtum — immer zeigt und zeigen wird: selbst da Fremdes nachahmend und nachbetend, wo er Eigenes und Besseres hat, was ihm höher stehen sollte.“<sup>7)</sup>

Buttels künstlerisches Streben war darauf gerichtet, den protestantischen Kirchenbau aus dem Geist der Liturgie zu gestalten. In seinem Erläuterungsbericht zum Bau der Kirche in Fürstenberg (1845 bis 49) bedauert er, „daß man den Gottesdienst in zu einfache Formen einkleidet, die Künste ganz ausgeschlossen hat und somit ihm vieles entzogen hat, woran der Mensch, eben als Mensch auch mit Liebe hängt, — — — und weil man den Gottesdienst zu sehr von den äußeren, ihn erhebenden Zeremonien entkleidet hat“. In diesen älteren Zeiten wurden alle Künste: Baukunst, Bildhauerkunst, Malerei und Musik zur Verherrlichung des Gottesdienstes in Anspruch genommen.“<sup>7)</sup>

Bei dieser innerlichen Einstellung Buttels geht es nicht an, sein Schaffen mit dem Schlagwort „Neugotik“ abzutun. Gerade solche Nachahmung lehnte er entschieden ab, wie die Gutachten zum Entwurf der Schloßkirche zeigen:

Der Großherzog wünschte die schöne große Kirche in Batalha in Portugal und deren Portal als Vorbild, die er wohl als Erbprinz auf seinen Reisen gesehen hat. Es ist ein großes basilikales Münster mit Strebebögen und flachem Dach, die Westfassade in den Seiten — und Mittelschiff horizontal abgeschlossen. Letzteres hätte dem Bestreben Buttels wohl zugesagt, hat er doch bei den Kirchen in Wulkenzin (1832) und Fürstenberg (1845) Voigtsdorf (1855) schon bevor er von Batalha gehört hatte, so gebaut. Eine Nachahmung des Bauwerkes des katholischen Kultus, aus anderem Material, in anderer Landschaft und Klima lehnt Buttels mit Entschiedenheit ab, weil ein Bauwerk aus seiner Zweckbestimmung, aus seiner Funktion, wie wir heute sagen, also aus dem protestantischen Kultus und aus dem Material (hier also der heimatische Backstein) seine Gestalt erhalten muß, wenn es Anspruch auf ein echtes Kunstwerk erhebt. Mit ganzer Kraft wendet er sich in seinem Gutachten dagegen „im Betreff der allerhöchsten Bestimmung Serenissimi“ ein fremdes gotisches Bauwerk zu kopieren, wie es die Neugotiker in andern Ländern getan haben.“<sup>7)</sup>

Vielleicht hätte Buttels, wie die Fürstenberger Kirche zeigt, auch bei andern Kirchenbauten sich von Verwendung gotischer Einzelformen noch mehr befreit, wenn ihm nicht „die einst a Serenissimo“ gemachte Äußerung in den Ohren nachgeklungen hätte, „daß ein jeder Baumeister Tadel verdiene, der etwas anderes als eine gotische Kirche vorschlägt.“<sup>7)</sup>

Aber eine Kopie ganzer Bauten oder von Einzelheiten lehnte er mit Erfolg ab. (Batalha!)

Was nun die Kirchen Buttels so schön macht“, schreibt Hans Muther abschließend, „sind die seiner künstlerischen Fähigkeit entspringenden edlen

<sup>7)</sup> Muther S. 12

<sup>7)</sup> Muther S. 59

<sup>7)</sup> Muther S. 73/74

<sup>7)</sup> Muther S. 55

Maßverhältnisse, die Schönheit und Zweckmäßigkeit des Innenraumes für den protestantischen Kirchendienst . . . Bauten um des Zweckes willen zu schaffen, dem sie dienen sollen: Das ist die tiefe Erkenntnis, die aus der Schinkelzeit und Buttels Schaffen auf kirchenbaulichem Gebiet in unsere heutige Zeit hinüberführt.“

(Schluß folgt)



Gerhard Keller

Meditation

## Genius, Genie und Liebe

Von Ilse Siemers

Eine der bedeutungsvollsten Anschauungen der alten Griechen und Römer ist die, welche einen gottgesandten Geist zum Schutze der Menschen annahm. Die Griechen teilten ihn den unteren Gottheiten zu und nannten ihn ihren „guten Dämon“. Sie stellten sich darunter die eigene beflügelte Seele als Führerin und Beschützerin des Menschen vor. Die Römer dagegen sahen in ihrem „Genius“ kein göttliches Wesen, sondern mehr den Mittler zwischen sich und der Gottheit, der mit dem Menschen geboren wurde und starb. Auch er wirkte bestimmend auf Leben und Charakter desselben.

Der weite Raum zwischen dem olympischen Wohnsitz der Götter und dem der Menschen, bedurfte einer Überbrückung, und so schufen sich diese Völker Wesen von besonderer Geistigkeit, ähnlich hat sich auch in späteren Zeiten dies Bedürfnis nach Vermittlung geäußert, sei es durch Engel oder sei es durch Heilige, die durch einen außergewöhnlichen Lebenswandel in die Sphäre des Göttlichen erhoben, in diese tiefer eingedrungen waren und die Menschen zu einer weisen und maßvollen Lebensweise anhalten sollten. Es liegt diesen Vorstellungen jenes geheimnisvoll intuitive Ahnen zugrunde, aus dem heraus die Religionen geboren wurden. Und wenn man die Sagen-geschichte der alten Griechen aufmerksam liest, so staunt man, wie ihre kindliche Hingabe an das Unfaßbare Wahrheiten nahegekommen ist, von denen unsere heutige begrifflich geformte Einstellung nicht mehr berührt wird. Es scheint, als ob unserer aufgeklärten Zeit der Wissenschaft und Technik, verglichen mit jener frühen phantasiereichen, zweierlei verloren-gegangen wäre: die Kraft der Intuition einerseits und die himmelstürmende des Prometheus andererseits.

Es mag im ersten Augenblick klingen, als seien dies unvereinbare Ge-sätze, und doch sind beide desselben Ursprungs, gewachsen aus dem Ver-langen der menschlichen Seele nach göttlicher Offenbarung.

Wenn Prometheus, der Sage nach, in menschlich kühner Vermessenheit dem Willen der Gottheit vorgreift, indem er das Feuer vom Himmel holt, so geschieht es doch nur in der Erkenntnis, daß der Menschheit der göttliche Funke fehlt, der Herzen entzündet. Er, der Titan, wagt das Ungeheuerliche, denn die Liebe zu seinen Geschöpfen, die Glut des eigenen ungeduldig schaf-fenden Herzens ist größer, denn alle Vernunft! Im Laufe der Jahrhunderte nun haben sich die in unseren Sprachgebrauch aufgenommenen Begriffe von Dämonen und Genien gewandelt. Unter Dämonen verstehen wir heute meist den Geist des Bösen, und mit der Bezeichnung Genius verbinden wir weniger die Vorstellung von einem persönlich schützenden und vermittelnden Wesen, als vielmehr die des Außergewöhnlichen, der Originalität des Geistes. Wir sprechen dann von einem Genie und meinen den mehr oder weniger univer-sal veranlagten Menschen, an dessen Wiege ein Genius stand, um in seine Seele den prometheischen Funken zu legen, eine Gabe, die, gleich dem zwei-schneidigen Schwert, dem Empfangenden zum Schutz, aber auch zur Gefahr werden kann. Als solcher schwankt das Genie zwischen Himmel und Erde, zwischen Gottheit und Mensch, weil es beiden blind und schicksalsmäßig tiefer verhaftet ist als andere: Stärker als alles ist die beflügelnde Sehnsucht der erdgebundenen Seele. Sie führt an die äußerste Grenze von Leben und Verderb, von Sein oder Nichtsein; im Feuer der Hölle und unter dem Hammer seines Gottes geschmiedet, so wird der wahrhaft Geniale. Und er schreckt nicht zurück, er weiß von Untergang und Erhebung, von der Phönixnatur im Menschen. Aber er weiß auch von dem Sinnhaften eines glühenden Her-zens, von den Höhen und Tiefen der Leidenschaft und ihrem Läuterungs-prozeß durch den heiligen Opfergang der Liebe. Er kennt letzten Endes seine Verpflichtung, nicht allein die seiner der Menschheit geweihten Begabung,



sondern auch jene, selbst Genius zu sein, der schützende, führende, allvermittelnde Geist zwischen Volk und Göttern.

„Wo ein Volk das Schöne liebt“, sagt Hölderlin, „wo es den Genius in seinen Künstlern ehrt, da weht wie Lebensluft ein allgemeiner Geist, da öffnet sich der scheue Sinn, der Eigendünkel schmilzt, und fromm und groß sind alle Herzen, und Helden gebiert die Begeisterung. Die Heimat aller Menschen ist bei solchem Volk und gerne mag der Fremde sich verweilen.“

Einer, der den angedeuteten schmalen Grat, seiner Aufgabe bewußt, erstieg, war Goethe; als Tasso, als Orest hat er den Aufstieg begonnen und faustisch ihn beendet. Was hinter dem geschriebenen Wort darauf wartet, erfaßt und gedeutet zu werden, kann nur mit der liebenden Hingabe eines fein geschulten Herzens geschehen. Auf dem Wege der andächtigen vergeistigten Schau, der ihm eigenen liebevollen Behutsamkeit, mit der Goethe selber sammelnd und betrachtend an die Dinge heranging, entfaltete sich ihm die Natur und verriet seinem umfassenden Geist ihre Gesetze, die Synthese und Wandlungsfähigkeit allen lebendigen Lebens.

So haben vor ihm Leonardo da Vinci und Michelangelo, von titanischer Schaffenskraft fast überwältigt, erdacht, ersonnen und gestaltet.

Es ist nicht schwer, von der goetheschen liebevoll tastenden Behutsamkeit, dem ungewöhnlichen Einfühlungsvermögen auch des jugendlich Ungestümen, auf ein allen Genies Gemeinsames zu schließen, nämlich auf den mehr oder weniger bewußten und berechtigten Anspruch auf eine gleiche oder wenigstens ähnliche Art der Durchdringung. Wie sich die Geschöpfe der Natur nur unter den Segnungen des Himmels, in der Fülle des Lichtes und der Wärme entfalten, so erschließt sich auch der schöpferische Mensch im Strahlenreich der ihm verwandten Liebe anders und vollkommener, als in den fruchtbaren Gegenden der Wüste. War nicht der Genius der im Grunde aus unermeßlichen Reichtümern schöpfende göttliche Geist?

Und ist nicht Wesen und Bestimmung des Genialen, unendlich geliebt zu werden, weil er unendlicher liebt?

Nicht nur ein Goethe und Schiller, ein Wagner, ein Kleist und ein Hölderlin haben vor der Himmelspforte gestanden und mit des „Geschickes Mächten“ verzweifelt gerungen. Viele Unerkannte und namenlos Gebliebene sind von menschlicher Warte aus betrachtet an den Klippen eines unversöhnlichen Schicksals zerschellt!

Es sei erinnert an die Nachkommen Goethes, an den kühnen und genial veranlagten Sohn Napoleons I. und andere, deren Namen und persönliche Geschichte nicht in die der Welt eingegangen sind.

Am bedeutsamsten aber und einmalig in seiner Art offenbaren sich die Schatten und Segnungen erfüllter, unerfüllter Liebe im Schicksalsweg Hölderlins, des spätgeborenen Griechen. Schwerlich wird es wieder eine Sprache von ähnlich antiker Formenschönheit geben, wie die seine; schwerlich wird ein vom rastlosen Sehnen erschöpfter Geist seinem Volke auf dem Wege zur Unterwelt noch Hymnen singen, wie die:

„Bin ich durch Sterbliche doch nicht bezwungen,  
Und geh in meiner Kraft furchtlos hinab  
Den selbst erkornen Pfad; mein Glück ist dies,  
Mein Vorrecht ist's“ ...  
„Muß immer und immer doch,  
Was übermächtig ist,  
Der Genius überleben.“

Auch er ist eine Orestnatur und lebt im „Hyperion“ dunkel ahnend sein Schicksal voraus. Mit der Trennung von Susette Gontard, Hölderlins „Diotima“ verblaßt sein Himmelslicht. Umsonst sucht der Dichter nach der seiner Natur gemäßen Vergeistigung helfender Liebe und Freundschaft, und ruhmlos irrt er durch eine verständnisarme Welt.

Der Geniale verträgt wohl materielle Not, doch unter den zu enggezogenen Grenzen des Geistes, des Herzens und der Seele Armut, leidet er schwer.

„... wohl dem, der sie überstanden hat, diese Feuerprobe seines Herzens, der es verstehen gelernt hat, das Seufzen der Kreatur, das Gefühl des verlorenen Paradieses. Je höher sich die Natur erhebt über das Tierische, desto größer die Gefahr zu verschmachten im Lande der Vergänglichkeit.“

Hölderlin hat das Seufzen der Kreatur besser verstanden, als andere, das Gefühl des „verlorenen Paradieses“ war allmächtig in ihm. Dies mag die Welt als Schwäche auslegen, ich heiße es die Gott-Natur, den Adel des Menschen.

„O schöne Sonne! Menschen hatten mich  
Es nicht gelehrt, mich trieb unsterblich liebend  
Mein heilig Herz Unsterblichem entgegen...“

„Ja, eine Sonne ist der Mensch, allsehend, allverklärend, wenn er liebt, und liebt er nicht, so ist er eine dunkle Wohnung, wo ein rauchend Lämpchen brennt“, verkündet der Sänger mit prophetischer Stimme. Diotima hatte den Dichter die Harmonien ihres Wesens gelehrt, sie hatte die Ausgeglichenheit ihrer inneren und äußeren Erscheinung dem nach klassischer Schönheit Verlangenden ins Herz gegossen. Als die Priesterin der Liebe dann ihn und die Erde ließ, ward das „allverklärend Licht“ mehr und mehr zu einem „rauchend Lämpchen“. Und doch ist's, als ob ein Gott in letzter Stunde noch eine brennende Fackel in den verlöschenden Geist wirft, um den glimmenden Funken zum Höchsten, wozu Menschengestalt fähig ist, zu entfachen. Letzter orphischer Gesang entströmt Hölderlins Leier, bevor sie auf immer verstummt:

„Ja! herrlich wärs, wenn in die Grabesflamme  
So Arm in Arm statt eines Einsamen  
Ein festlich Paar am Tagesende ginge ...“

Wir wissen, daß alle Kunstschöpfungen unserer großen Meister unter ähnlichen Zeichen entstanden sind und unter ein Gesetz fallen, welches das Erhabene und die Tragik in sich birgt. Und vielleicht ist es nur eine Frage physischer Widerstandskraft, wenn Menschen wie Goethe oder Wagner, Leonardo oder Michelangelo dem Durchbruch schöpferischer Urkraft weder freiwillig noch unfreiwillig vorzeitig erlegen sind. Für das schauende Herz aber kann

es keinen Zweifel darüber geben, welche Kräfte die Liebe zu entwickeln vermag, sofern sie sich nicht in die Niederungen des Menschlichen herabziehen läßt.

Die recht verstandene Liebe ist niemals an ein Geschlecht gebunden, sondern sie ist der schützende Genius — der zündende Funke — für den schöpferisch Traumwandelnden, ein bildendes Element unendlicher Vergeistigung, damit die Himmelsflamme schlackenlos rein und unversiegbar bleibe.



*Hans Georg Anders: „Landschaft mit drei Kiefern“*

„Ich stehe nahe am Ende meines Lebenswegs. Welch ein ganz anderer Maßstab wird in der künftigen Welt an unser irdisches Wirken gelegt werden. Nicht der Glanz des Erfolges, sondern die Lauterkeit des Strebens und das treue Beharren in der Pflicht, auch der gering erscheinenden, wird den Weg eines Menschenlebens entscheiden. Welch merkwürdige Umrangierung von hoch und nieder wird bei der großen Musterung vor sich gehen. Es wird gut sein, wenn wir uns nicht rühmen.“

*Der Mecklenburger Helmuth von Moltke, geb. 26. 10. 1800*

## Zwei Gedichte von Otto Fröhmkc †

### TOLLENSE-SEE

Über die silbrigen Erlen im Tal  
Hat sich des Südwind's Harfe geschwungen  
Und der Sprosser darinnen gesungen,  
Bis der Morgen sein Locken stahl.

Wiesenland, Gnade des Sommers ließ  
All deiner Buntheit Kelche erbrechen,  
Drinne die staubigen Hummeln zechen  
Und die Falter, blau wie Türkis.

Singender Wind und läutender Klee ...  
Hundertmal hat schon der Kuckuck gerufen.  
Wunderbar steigt in verschwommenen Stufen  
Der Hang in den ruhenden See.

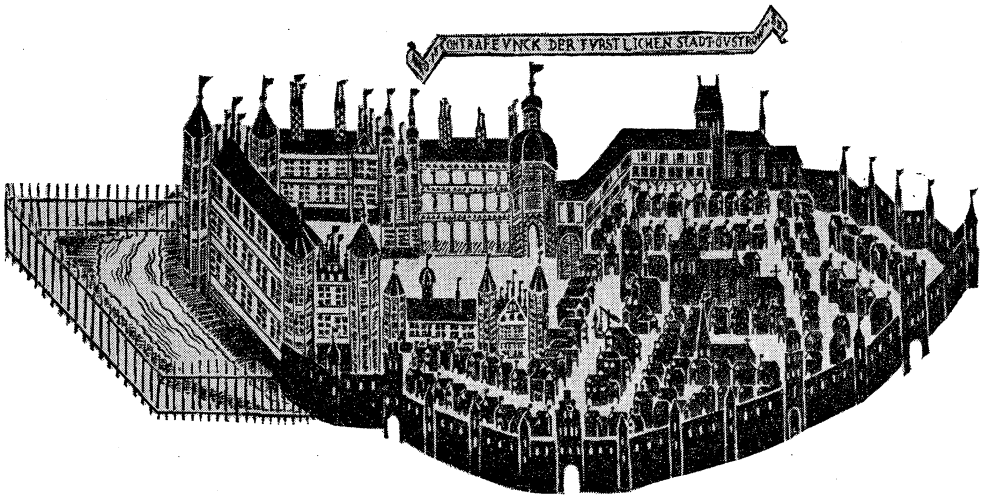
### FRIEDE

Bist du mit Gott gegangen  
Über ein tagmüdes Land  
Und hast dein waches Verlangen  
Stumm in die Tiefen gebannt,

Dann deckt er dein Erdenwehe  
Mit seiner Gnade zu  
Und streichelt in Ferne und Nähe  
Lichter und Laute zur Ruh.

Ach, lasse die bangen Gedanken,  
Und deine Sehnsucht schläft ein  
Wie des genesenden Kranken  
Lächeln nach sträubendem Nein.

Sprich ja! Und beuge den Rücken,  
Fasse die nahe Hand:  
Dein Wandern wird selges Entzücken  
Über dem tagmüden Land.



Vicke<sup>s</sup> Schorler: <sup>v</sup>Güstrow 1585

## 400 Jahre Güstrower Schloß

Von Wilhelm Gernentz

Güstrow besitzt zwei weithin bekannte Bauwerke, einen Dom aus dem 13. Jahrhundert, berühmt durch eine Anzahl bedeutender Kunstwerke, und ein das Stadtbild beherrschendes großes Schloß, eines der Hauptwerke der Renaissance in Deutschland. Im Sommer 1958 hat die Stadt mit einer Reihe von Festveranstaltungen des vierhundertjährigen Bestehens ihres Schlosses gedacht. Sein Baubeginn fällt in das Jahr 1558, aber seine Geschichte läßt sich noch bis in das 13. Jahrhundert zurück verfolgen. Denn schon damals stand an der Stelle, an der das Schloß aufragt, eine Fürstenburg.

Als der Fürst Borwin II. im Jahre 1226 „an dem Orte, welcher Güstrow heißt“, ein Domkollegiatstift gegründet hatte und seine Söhne 1228 diesem damals wohl schon von Deutschen bewohnten Handelsplatz das Schweriner Stadtrecht verliehen hatten, gab Borwins Sohn Nikolaus, dem 1229 bei der Hauptlandesteilung die Herrschaft Werle zugefallen war, bald darauf den alten wendischen Stammsitz Werle auf und zog nach Güstrow. Wenn eine fürstliche Burg hier auch erst im Jahre 1307 urkundlich erwähnt wird mit den Worten: „Gustrove hus unde stat“, so haben doch schon seit 1227 die Fürsten viele Urkunden in Güstrow unterzeichnet. Daß sie damals hier schon residiert haben, ergibt sich auch aus der urkundlichen Erwähnung eines fürstlichen Marstalls in der Stadt vom Jahre 1229.

Ob Nikolaus für den Bau seines Hauses bereits vorhandene ältere Burganlagen hat benutzen können, läßt sich nicht mehr feststellen. Dafür spricht die hervorragend günstige Lage des Platzes am Südrande der Stadt an einer gegen Osten und Süden leicht abfallenden Anhöhe, die von drei Seiten von Wasser und sumpfigen Wiesen umgeben, einen guten Schutz gegen feindliche Übergriffe bieten und zugleich auch den nur hier möglichen Übergang über das breite Nebeltal beherrschen konnte.

Über das Aussehen der alten Güstrower Fürstenburg können wir uns kein klares Bild mehr machen. Sie wird wohl den meisten mittelalterlichen Burgen im Lande ähnlich gewesen sein, also bestanden haben aus einem durch Erdwall geschützten, von einem Bergfried gekrönten Gebäudekomplex, der aus einzelnen, architektonisch nicht besonders bemerkenswerten, zum Teil einstöckigen Häusern allmählich entwickelt, einen Hofplatz umschloß. Von diesen Gebäuden war im 16. Jahrhundert der Westteil, offenbar das älteste Haus, wegen Baufälligkeit schon nicht mehr bewohnbar. In den zur Süd- und Nordseite gelegenen Burgflügeln befanden sich damals die fürstlichen Wohnräume, während der die Gesamtanlage nach Osten abschließende jüngste Bauteil unten die Hauskapelle und darüber die Wirtschaftsräume enthielt. Von dem alten Nordflügel besitzen wir noch eine Ansicht. Auf der bekannten großen Rostocker Bildrolle von Vicke-Schorler vom Jahre 1585 findet sich an ihrem Ende auch ein Bild von Güstrow. Der Künstler hat, offenbar stark beeindruckt von dem damals neuen großen Fürstenschloß, dieses im Verhältnis zu der übrigen Stadtanlage zu groß dargestellt. Wir sehen dort im Vordergrund den vom Brande des Jahres 1556 verschont gebliebenen letzten mittelalterlichen Bauteil, den niedrigeren Nordflügel, der ein Jahr darauf 1586 dann auch einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen ist.

1436 starb die Werlesche Fürstenfamilie aus. Das Land Werle-Güstrow wurde mit dem Schweriner Landesteil vereinigt. Güstrow hörte damit auf, Hauptresidenz zu sein. Doch diente die Burg auch weiterhin als Nebenwohnsitz für die fürstliche Familie. Wegen ihrer freien Lage blieb die Burg von den drei großen Bränden verschont, die zu Beginn des 16. Jahrhunderts fast die ganze Stadt in Asche legten. Es war dies die Zeit, in der die beiden fürstlichen Brüder Heinrich V. und Albrecht VII. gemeinsam die Landesregierung ausübten. Streitigkeiten, die über die Benutzung der Güstrower Burg unter ihnen ausgebrochen waren, wurden 1520 im Neubrandenburger Hausvertrag in der Weise beigelegt, daß der eine von ihnen den Nord-, der andere den Südflügel bewohnen sollte. Als auch damit ein friedliches Zusammenleben der beiden nicht erreicht wurde, siedelte der ältere Bruder 1534 ganz nach Schwerin über, während der jüngere bis zu seinem Tode 1547 ausschließlich in Güstrow lebte.

Als dessen ältester Sohn Johann Albrecht das Erbe seines Vaters in Güstrow angetreten und 1552 nach dem Tode des Oheims in Schwerin auch dessen Herrschaft mit übernommen hatte, forderte bald danach auch sein Bruder Ulrich, der als Administrator des säkularisierten Bistums Schwerin in Bützow residierte, Anteil an der Gesamtregierung des Landes. Nach längeren Verhandlungen darüber kam es dann 1556 in dem Ruppiner Schiedsspruch zu einem Vergleich, nach welchem beide Brüder gemeinsam regieren sollten; als persönliches Eigentum sollte Johann Albrecht Amt und Schloß Schwerin, Ulrich Amt und Schloß Güstrow erhalten. Daraufhin verlegte Ulrich sogleich seinen Wohnsitz von Bützow nach Güstrow.

Während er sich im Sommer 1557 auf einer Reise nach Sachsen befand, brannte der Südteil seines Güstrower Schlosses vollständig nieder. Ulrich beschloß sofort den Wiederaufbau, bei dem zugleich auch der Ostflügel und der älteste, längst nicht mehr bewohnte Westflügel, einem Neubau weichen sollten. Herzog Ulrich war ein kluger Rechner, der sich dabei doch auch seiner künstlerischen Verantwortung gegenüber späteren Generationen bewußt war. Schon während seiner Studienzeit an der Universität Ingolstadt und während seines anschließenden längeren Aufenthalts am Münchener Hofe war er mit den neuen künstlerischen Ideen der Renaissance bekannt geworden, er hatte auf seinen

Reisen auch wohl einige der großen Schlösser gesehen, die seit der Mitte des Jahrhunderts von den prachtliebenden Fürsten in Süddeutschland, Sachsen und Schlesien errichtet wurden.

Zu diesen Schloßbauten gehörte auch das Piastenschloß in Brieg (Schlesien), das sich seit 1544 der Herzog von Liegnitz bauen ließ. Sein Baumeister war der aus Mailand stammende Jakob Parr d. Ältere, der dann einige Jahre später auch an dem Bau des Schlosses Oels mitgearbeitet hat. Die Tatsache, daß das Brieger Schloß in seinem Portalbau und in seinen Hofarkaden eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Güstrower Schlosse hat, läßt vermuten, daß der junge Herzog Ulrich auch in Brieg gewesen ist und dort schon damals Verbindung mit der Künstlerfamilie Parr aufgenommen hat. Jedenfalls wandte er sich, als er selbst vor der Aufgabe eines Schloßneubaues in Güstrow stand, an einen Angehörigen dieser Familie, an den Architekten Franz Parr, der dann auch zu Beginn des Jahres 1558 mit seinen drei Brüdern nach Mecklenburg gekommen ist. Mit Franz Parr schloß der Herzog am 4. Februar 1558 in Güstrow einen Vertrag über den Wiederaufbau seines Schlosses ab. Der Vertrag liegt noch im Wortlaut vor. Danach sollte Parr „nach Aufmaß“ bezahlt werden, und zwar wurden ihm zugesichert „für jedern drei gewöhnliche Güstrowische Ellen lang und breit und einen Stein dicke zu mauern, allewege sechs lübische Schillinge“, dazu weitere Nebenleistungen. Dagegen verpflichtete sich Parr: „solchem Gebäude und Arbeit nach seinem höchsten Vermögen und bestem Verstande obzusein und dasselbe fleißig und getreulich zu fördern.“

Nach der Beseitigung der Brandtrümmer und dem Abbruch des alten Ost- und Westflügels begann man am 8. Juni 1558 mit dem Wiederaufbau. Trotz der großen Stärke der Außenmauern, die im Sockelgeschoß teilweise eine Dicke von fast vier Metern und unter dem Dach noch von eineinhalb Metern haben, wuchs der gewaltige Bau rasch empor. 1562 war bereits der Dachstuhl gerichtet, 1563 war der Südflügel im Rohbau fertig. Die große Bogenhalle entstand in den Jahren 1563—1566 unter der Bauleitung des Italieners Hans Strol. Die Innenausstattung wurde 1570 vollendet. In diesem Jahre entstanden auch die schönen Stuckdecken, sie wurden zumeist nach den Entwürfen von Franz Parr von dessen Bruder Christoph geschaffen. 1567 verließ Franz Parr Güstrow, vermutlich weil er sich wegen seiner Entlohnung mit dem Bauherrn zentweit hatte. Er ging nach Schweden und errichtete dort 1572 den Neubau des Schlosses Upsala. Bei seinem Fortgang aus Güstrow war der Schloßbau nach seinen Entwürfen noch nicht vollendet. In seinem Bauplan war offensichtlich ein längerer Südflügel vorgesehen, dessen Mittelachse dann der große Treppenturm bilden sollte. Davon war aber nur der westliche Teil erbaut, die Verlängerung über den Turm hinaus nach Osten, sicherlich auch wieder mit der zum Hof sich öffnenden Säulenhalle geplant, war unterblieben. Die dazu nötigen Mittel waren damals wohl nicht mehr vorhanden.

Auch die Bauarbeiten an der Nordecke des breiten Westflügels waren noch nicht beendet. Diese führte erst der Niederländer Philipp Brandin zum Abschluß, der seit 1573 im Dienste des Herzogs stehend, neben seinen Bildhauerarbeiten im Dom auch die Aufgaben des Schloßbaumeisters zu übernehmen hatte. Von ihm stammt der den Westflügel nach Norden abschließende hochragende Giebel (1589) sowie auch der Neubau des schon erwähnten, durch einen zweiten Schloßbrand 1586 eingeäscherten mittelalterlichen Nordflügels. Gegenüber dem Parrschen Bau ist dieser 1588 vollendete Neubau in der Höhe seiner Geschosse und des Dachfirstes auffallend niedrig. Nur mit seinem in der Mitte aufragenden

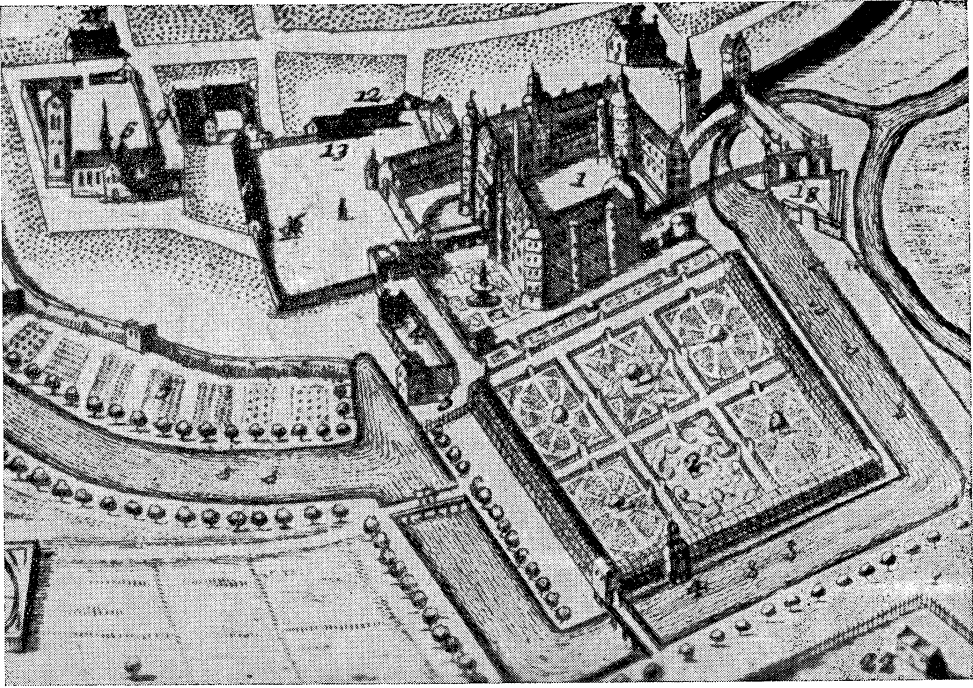
Turm (mit fünf Wohngeschossen) erreicht er die Höhe des gegenüberstehenden mächtigen Treppenturms. Offenbar haben auch hier die Mittel nicht mehr gereicht für einen weiteren Palastbau in den Ausmaßen der Parrschen Schloßflügel. Nach Brandins Entwürfen ist dann auch noch der den Schloßhof nach Osten abschließende Flügel errichtet, aber erst nach Brandins Tod (1594) von seinen Schülern Midow und Brabanter vollendet. In den Akten als Brau- und Backhaus auf dem Schlosse bezeichnet, enthielt dieser Ostflügel neben den Wirtschaftsräumen im Erdgeschoß in den oberen Stockwerken einen Speisesaal und weitere Räume, wohl für das fürstliche Gefolge. In der Mitte auch dieses Flügels erhob sich ein hoher Turm, der ebenso wie die beiden anderen Türme zur Hofseite mit dem herzoglichen Wappen geschmückt und außerdem mit einer Turmuhr versehen war. Von seinem Aussehen geben die Stiche von Merian und Bodenehr eine Vorstellung.



*Merian: Güstrow um 1650*

30 Jahre später wurde dann auch noch die bis dahin verbliebene Lücke an der Südostecke des Schlosses durch Wallenstein geschlossen. Er ließ den nur zur Hälfte vollendeten Südflügel nach Osten bis an den Ostflügel verlängern. Konnte dieser sogenannte Wallensteinflügel in der kurzen Zeit der Herrschaft des Friedländers auch nicht mehr vollendet werden — er erreichte nur die Höhe des ersten Geschosses —, so war damit wenigstens für einige Jahre das Schloß zu einem rings geschlossenen mächtigen Baukörper geworden. Vier rechtwinklig zu einander gestellte Flügel, jeder von ihnen mit einem hochragenden Turm in der Mittelachse, umgaben den großen rechteckigen Schloßhof. Die Abbildung von Bodenehr vermittelt noch heute etwas von dem imposanten Eindruck, den das Schloß damals gemacht haben muß.





*Bodenehr: Schloß Güstrow mit Garten um 1700*

Die Erwähnung des Wallensteinflügels mag uns nun zu den geschichtlich interessanten Ereignissen hinüberleiten, deren Schauplatz das Güstrower Schloß im Verlaufe von vier Jahrhunderten gewesen ist. Noch bevor der Ausbau des Schlosses in allen Innenräumen vollendet war, siedelte Herzog Ulrich dorthin über. In seiner Freude an festlich-heiterer Umgebung und fürstlicher Repräsentation war er der Typ eines Renaissancefürsten. So ließ er an der Südseite des Schlosses den großen Garten anlegen, den wir noch auf dem Bodenehr-Stich sehen. Ein großer Stab von höheren Hofbeamten gehörte zu seiner Begleitung, dazu kamen zahlreiche Bedienstete zur Aufwartung der fürstlichen Familie und für den Marstall. Die besondere Fürsorge des Fürsten galt dem Dom, der nach der Ausweisung des katholischen Domkapitels jahrelang verwahrlost gewesen war. Er ließ ihn renovieren und zu seiner Hofkirche umbauen. Philipp Brandin schmückte den Chorraum mit großen Grabmonumenten der fürstlichen Familie, darunter für den Herzog selbst und seine beiden Frauen ein großes Wandepitaph mit den drei knienden Gestalten. Damals wird auch der gedeckte Gang über einer Reitbahn vom Schlosse zum Dom entstanden sein. Ein Bericht vom Jahre 1726 sagt darüber: „Vom fürstlichen Schloß ist vor Alters ein verdeckter Gang bis zum Dom gewesen, dessen Distance 300 Schritt ausgemacht. Vermittels dieses Ganges haben die hohen Herrschaften nach gedachter Domkirchen als ihrer damaligen Schloßkirchen gehen können.“ Auf der Ansicht von Vicke-Schorler ist dieser Gang noch deutlich zu erkennen.

Nach dem Tode seines Bruders Johann Albrecht in Schwerin (1576) übernahm Ulrich die Vormundschaft für dessen Sohn bis zum Jahre 1784, und nach dessen frühzeitigem Tode auch noch für die Enkel. Das Güstrower Schloß war

damit jahrzehntelang der Mittelpunkt der Regierung für das ganze Land. Hier versammelten sich alljährlich zur feierlichen Eröffnung des Landtages die Vertreter der mecklenburgischen Stände, Ritterschaft und Bürgermeister der Städte. Als Ulrich 1603 hochbetagt auf seinem Schlosse starb, übernahm sein Bruder Karl die Regierung und bis 1607 auch noch die Vormundschaft für die Enkel Johann Albrechts. Mit Karls Tode 1610 starb die Güstrower Fürstenlinie aus. Die beiden Enkel, denen nun die Herrschaft im ganzen Lande zufiel, hielten sich nicht mehr an die 1555 beschlossene gemeinsame Regierung. Sie führten 1621 eine vollständige Landesteilung durch in ein Herzogtum Mecklenburg-Schwerin und ein Herzogtum Mecklenburg-Güstrow. Als Herr von Mecklenburg-Güstrow, zu dem die östliche Hälfte des Landes mit dem Lande Stargard gehörte, residierte der jüngere der beiden Brüder Hans Albrecht II. auf dem Güstrower Schlosse. Er bekannte sich zur kalvinistischen Lehre und versuchte, dieser Konfession in seinem Lande Eingang zu verschaffen. Als sein Plan, zunächst einmal im Güstrower Dom den reformierten Gottesdienst einzuführen, an dem Widerstand der Stände scheiterte, begann er mit dem Bau einer reformierten Kirche an der Nordseite seines Schlosses. Doch noch vor ihrer Vollendung mußten er und auch sein Bruder in Schwerin das Land verlassen.

Ende 1627 war Wallenstein im Kampf gegen die Dänen, für die im Großen Kriege die mecklenburgischen Herzöge nach längerem Schwanken offen Partei ergriffen hatten, siegreich in Mecklenburg eingedrungen. Am 1. Februar 1628 wurden ihm die beiden mecklenburgischen Herzogtümer, zunächst als Pfand für die von ihm aufgewandten Kriegskosten vom Kaiser überwiesen. Wallenstein wählte Güstrow als seine Residenz, einmal wegen der zentralen Lage in seinem Machtbereich, dann aber auch wohl, weil er hier ein neues großes Schloß hatte, das besser als das im 16. Jahrhundert nur zu einem Teil erneuerte alte Schweriner Schloß seinen Ansprüchen genügen konnte. Damit sollte nun das Güstrower Schloß zum Schauplatz geschichtlich bedeutungsvoller Jahre werden.

Noch bevor die vom Kaiser abgesetzten mecklenburgischen Herzöge ihr Land verlassen hatten, traf im März 1628 in Güstrow eine kaiserliche Kommission ein. Auf ihre Veranlassung mußten sich alle Mitglieder der Ritterschaft und die Bürgermeister der Städte, zusammen etwa 500 Personen, auf dem dortigen Schlosse einfinden. Hier versuchten sie zunächst noch, die Absetzung ihrer Herzöge durch eine hohe Geldzahlung an den Kaiser zu verhindern. Aber von der kaiserlichen Kommission ernstlich bedroht, fanden sie sich dann doch zur feierlichen Huldigung für Wallenstein als ihren neuen Landesherrn bereit. Dessen Ankunft in Güstrow verzögerte sich noch zwei Monate. Er lag damals vor Stralsund, dessen Eroberung ihm jedoch nicht gelang. Am 7. Juli 1628 zog er dann, an der Stadtgrenze von den Behörden feierlich begrüßt, in seine Güstrower Residenz ein. In seinem großen Gefolge befanden sich auch die aus Schillers Drama bekannten Offiziere, der Oberst Octavio Piccolomini und Graf Tersky, sowie auch sein Astronom Seni (dieser als Mathematicus Zeno urkundlich erwähnt). Weil das Schloß für die Unterbringung des Gefolges nicht ausreichte, wurde dieses in den größeren Bürgerhäusern einquartiert.

Ein nie vorher in diesem Ausmaße gekanntes Leben entwickelte sich nun in Güstrow. Die Stadt wurde durch Wallensteins Anwesenheit zum Mittelpunkt der europäischen Politik und näherte sich damit dem Range einer kaiserlichen Residenz. Im Schlosse entfaltete Wallenstein eine Hofhaltung, die sogar die kaiserliche in Wien noch übertraf. Wie seine Vorbilder, die großen Kondottiere der italienischen Renaissance, die sich als Siegerpreis ein Fürstentum hatten erringen können, suchte nun auch Wallenstein, was ihm an Hoheit der Geburt fehlte,

durch Prunk zu ersetzen. Hatten schon seine Paläste in Gitschin und Sagan seine Vorliebe für die Baukunst als Trägerin des Ruhmes gezeigt, so machte er sich nun daran, auch sein Güstrower Residenzschloß nach seinem Willen umzugestalten. Die noch im Bau befindliche reformierte Kirche Hans Albrechts ließ er wieder abbrechen und ihre Steine mit zum Bau des schon erwähnten neuen Schloßflügels verwenden. Das ganze Land mußte weiteres Baumaterial und zahlreiche Arbeiter stellen. Auch die Innenräume des Schlosses erhielten eine glänzende Ausstattung. Zu ihrem Schmuck ließ Wallenstein aus Böhmen zweitausend golddurchwirkte Tapeten kommen sowie kostbare Gemälde mit Darstellungen aus Ovids Dichtungen. Im Frühjahr 1629 begann dann auch die Umgestaltung der Umgebung des Schlosses. Alte störende Gebäude, wie die Kanzlei, die Reitbahn mit dem verdeckten Gange zum Dom und das Ballhaus wurden abgerissen, der fürstliche Bauhof wurde hinter den Schloßgarten verlegt. Diesem galt Wallensteins besonderes Interesse<sup>1)</sup>. In einem zeitgenössischen Berichte lesen wir darüber: „Hinter dem fürstlichen Hause, da zuvor der Tiergarten gewesen und jetzo der Acker ist, soll im Frühling alles mit Eichen und Buchen bepflanzt werden. Aus Italien werden viele fremde Samen und Früchte geholt, die in den Garten sollen gesäet und gepflanzt werden. Es seien auch schon über hundert Fasanen aus Böhmen gekommen.“ Diese ließ Wallenstein auf der Schöninsel im Gutower See aussetzen.

Über die Hofhaltung des Friedländers gibt die Chronik eines Cosmus von Simmern (Handschrift, aufbewahrt im Landeshauptarchiv Schwerin) diese Beschreibung: „Wie ich aus eines vornehmen adligen Mannes Schreiben sub dato 20. II. 1629 aus Güstrow geschrieben, erfahren habe, ist dort eine solche Hofhaltung, dergleichen beim jetzigen und vorigen römischen Kaiser nicht gesehen, vorhanden, daß darüber sich nicht genug zu verwundern. Denn ihm an die 70 Grafen, Freiherrn und vom Adel, über alle Maßen stattlich gekleidet, aufwarten. Item 100 Leibschützen und 24 Trabanten, seine Köche, Küchenmeister, Stallmeister und Futterschreiber. Gehen alle in güldenen Ketten, und werden täglich zwei fürstliche Tafeln gehalten, dazu denn alle Tage 24 Scheffel auf Brot und Semmeln muß geschafft werden. Aufn Futter werden gehalten 170 Hauptpferde, item 140 Klepper, 160 Kutschpferde wie auch 50 Maulesel. Die Speisen werden alle in großen silbernen Schüsseln, sowohl was gekocht als auf Konfekt-schalen dirigiert, zu Tisch getragen, und alles sehr sauber, strenge und ordentlich gehalten.“

Mochte der Glanz dieser Hofhaltung zu einem Teil auch auf die Bürgerschaft der Stadt Güstrow ausgestrahlt sein und manchen lohnenden Auftrag

---

<sup>1)</sup> Schon Herzog Ulrich hatte an der Südseite seines Schlosses einen größeren „Lustgarten“ anlegen lassen, von dessen Aussehen uns das Tagebuch eines fahrenden Schülers, des Theologie-Studenten Michael Franck, vom Jahre 1590 eine Vorstellung ermöglicht. Dieser berichtet darüber: „Neben der Schloßbrücken zur rechten Hand, als man aufs Schloß gehen, ist ein schöner fürstlicher Lustgarten zugerichtet gewesen, darinnen man von der Brücken hineinsehen können. Derselbe Garten ist mit lustigen Spatziergängen von schönen Leuben, so mit schönen grünen Laubern überzogen, Lusthäusern, Wasserbrünlein, verborgenen Wasserquellen, wohlriechenden Kräutern, so die Bette mit Buchstaben und Schilden gepflanzt, ausländischen Früchten und Blumen geschmücket und also recht fürstlich zugerichtet, daß man in Sommerzeiten fein im Schatten spazieren gehen und verlustigen können, daß es mit Lust anzusehen gewesen, wie es in solchem Garten fürstlichen pflegt versehen zu seyn.“ (G. v. Bülow: Wanderung eines fahrenden Schülers durch Pommern und Mecklenburg. Baltische Studien, 30. Jahrg. 1. Heft, Stettin 1880.)

für das Handwerk und Gewerbe gebracht haben, so konnte dies alles doch nicht die ungeheuren Lasten ausgleichen, die der Stadt und dem ganzen Lande auferlegt wurden durch die dauernden Truppendurchzüge, Einquartierungen und Gestellung von Gespannen zum Heranschaffen von Kriegs- und Baumaterial aus Böhmen. Wie sehr auch gerade Güstrow unter allen diesen Lasten zu leiden gehabt hat, beweist ein Bericht seines Bürgermeisters vom Jahre 1631 an Wallensteins Statthalter. Darin lesen wir: „Die gute Stadt ist dermaßen in Schulden vertieft, daß Kindeskind es nicht werden erstatten und bezahlen können.“

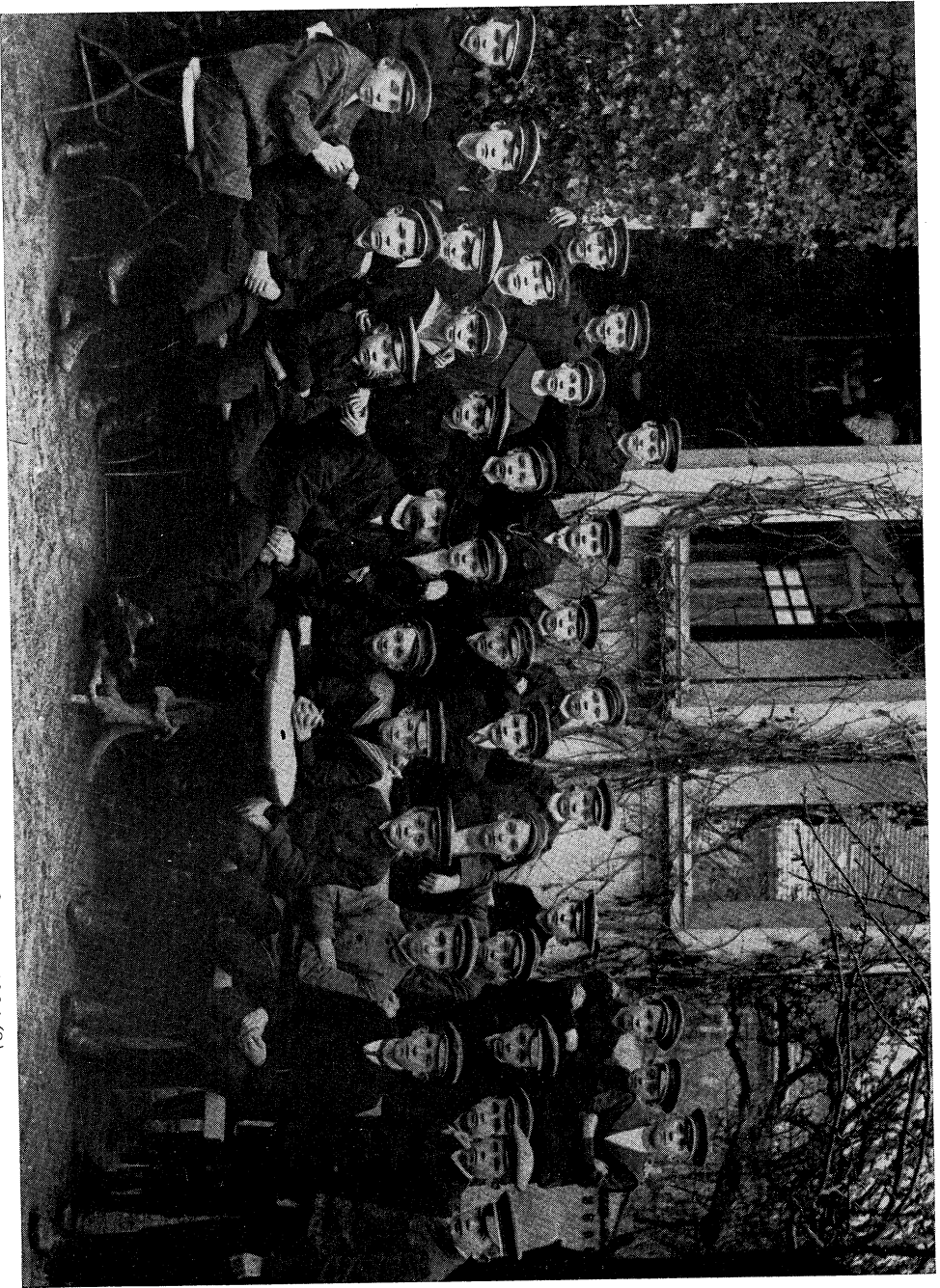
Als Wallenstein im Juli 1629 sich wieder auf den Kriegsschauplatz begab, ahnte er nicht, daß er seine Residenz nicht wiedersehen würde. Die Verwaltung seines Herzogtums, das ihm in diesem Jahre sogar als erblicher Besitz vom Kaiser überlassen wurde, übte nach seinem Fortgang sein Statthalter in Güstrow aus, bis auch dieser im Juni 1631 vor den siegreich nach Mecklenburg vordringenden Schweden aus dem Lande weichen mußte. Der Güstrower Herzog Hans Albrecht kehrte in sein Schloß zurück. In einer planmäßigen Vernichtung alles dessen, was irgendwie an Wallenstein erinnern konnte, ließ er alle die großen Reformen des Friedländers, seine umfassende Armenversorgung, Vereinfachung der Verwaltung, Neuordnung der Rechtspflege, Einführung von einheitlichem Maß und Gewicht, sofort beseitigen. Auch dessen Schloßerweiterungsbau, den Wallensteinflügel, ließ er bis auf die Grundmauern wieder abreißen, „ne indigna Wallensteinii memoria exstaret“. Nur ganz geringe Fundamentreste davon stehen noch heute im Schloßgarten. Nach Hans Albrechts Tode 1636 übernahm für dessen erst vierjährigen Sohn Gustav Adolf der Schweriner Herzog die Vormundschaft und auch die Verwaltung des Güstrower Landesteiles. In den Jahren 1654—1695 war dann das Güstrower Schloß letztmalig Sitz eines regierenden Herzogs. Gustav Adolf ließ vor der Schloßbrücke ein Pforthaus errichten, das kunstgeschichtlich besondere Beachtung verdient, weil es eines der wenigen Bauten des Frühbarocks in Mecklenburg ist.

Nach Gustav Adolfs Tode kam es wegen der Erbfolge im Güstrower Herzogtum zu mancherlei Verwicklungen, die erst 1701 ihr Ende fanden in dem Hamburger Vergleich. Danach wurde eine neue Landesteilung vollzogen in die beiden Herzogtümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz. Das Güstrower Schloß blieb noch bis 1719 Wohnsitz der Herzoginwitwe Magdalene-Sybille. Es war in dieser Zeit zum letzten Male Schauplatz einer repräsentativen Festlichkeit, als Zar Peter der Große und König August der Starke von Sachsen-Polen, die während des Nordischen Krieges sich im Dezember 1712 mehrere Wochen in Güstrow aufhielten, nach einem Besuche im Schlosse von der Herzogin eingeladen wurden. „Es wurde dabei öffentlich Tafel gehalten, wobey denn sowohl Russischer — als Polnischer — und Chur-Sächsischer Seite viele Grandes und hohe Stands-Persohnen sich bei Hofe einfanden.“ (J. F. Stieber, Merkwürdige und erbauliche Lebens-Beschreibung der weyland Durchl. Fürstin Magdalena-Sibillae, 1745, p. 75.) Nach dem Tode der Herzogin verzog ihre Tochter nach Dargun; ein großer Teil der Möbel des Schlosses wurde dorthin überführt. Doch blieben noch einige Räume im Güstrower Schlosse für gelegentliche Besuche der fürstlichen Familie bewohnbar. So konnte sie dort einigen Theateraufführungen beiwohnen, die im großen Festsaal des Südflügels in den Jahren 1740, 1741 und 1751 von der berühmten Schönemannschen Schauspielertruppe — ihr gehörte damals

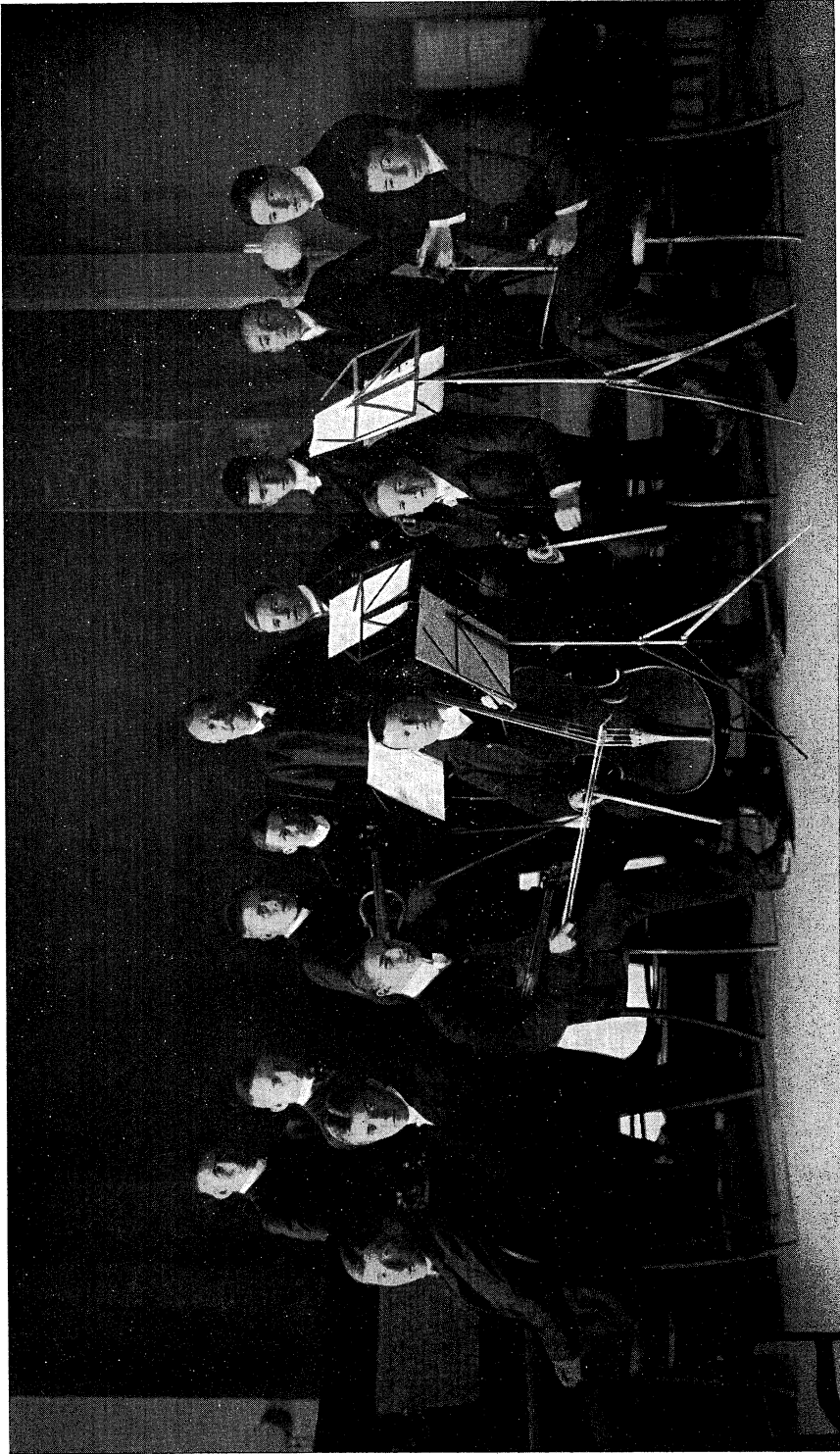
auch Konrad Ekhof an — für die Güstrower Honorationen veranstaltet wurden.

Das Güstrower Schloß hat im 18. Jahrhundert einmal auch im Mittelpunkt kriegerischer Auseinandersetzungen gestanden. Der Schweriner Herzog Karl Leopold hatte 1716 mit Hilfe russischer Truppen, die während dieser Zeit des Nordischen Krieges im Lande lagen, versucht, die Übermacht der mecklenburgischen Ritterschaft zu beseitigen und sich zum absoluten Herrscher des Landes zu machen. Nach anfänglichen Erfolgen des Herzogs hatte dann aber auf den Protest der Stände der Kaiser die Reichsexekution über das Land verhängt. Als ihre Vollstrecker waren lüneburgische und braunschweigische Truppen in Mecklenburg eingerückt, eine kaiserliche Kommission hatte dort die Regierung übernommen und 1728 Karl Leopolds Bruder als Administrator des Landes eingesetzt. 1733 unternahm Karl Leopold nochmals den Versuch, sich mit Gewalt wieder in den Besitz seines Landes zu setzen. Seinem Aufruf zur Vertreibung der Exekutionstruppen leisteten besonders die Bauern in großer Zahl Folge; sie hofften, dadurch auch die Macht der sie knechtenden Ritterschaft zu beseitigen. Eine Schar von etwa 4000 Landstürmern überumpelte die Stadt Güstrow. Die hier stationierte lüneburgische Besatzungstruppe von 300 Mann zog sich, da sie sich zum offenen Widerstande zu schwach fühlte, vor der Übermacht der Angreifer in das Schloß zurück. Diese durch Güstrower Bürger und bald auch noch durch eine reguläre mecklenburgische Truppe verstärkt, eröffneten das Feuer auf das Schloß. Nach einer dreitägigen Beschießung, auch mit Artillerie, schien die Lage der im Schlosse eingeschlossenen hoffnungslos. Aber in diesem kritischen Augenblick gelang es einem eiligst herangeführten hannoverschen Regiment, auf einem Schleichpfade vom Schloßgarten aus unbemerkt von den Angreifern in das Schloß hineinzukommen und sich dort mit den Belagerten zu vereinigen. Am folgenden Tage forderten die Hannoveraner den beschleunigten Abzug der mecklenburgischen Truppe und ihrer Hilfsvölker aus der Stadt. Diese in ihrer Mehrzahl viel zu undiszipliniert, um dem angedrohten Ausfall aus dem Schlosse erfolgreich widerstehen zu können, gaben die Belagerung auf und überließen die Stadt der Rache der Feinde. Die Truppe zog sich nach Rostock zurück, die Bauernhaufen verliefen sich. Der Kampf endete schnell mit dem vollen Siege der Exekutionstruppen und damit auch der Ritterschaft. Herzog Karl Leopold mußte endültig abdanken.

Hatte das Güstrower Schloß durch die Beschießung auch wohl keine schwereren baulichen Schäden erlitten, so setzte nun doch in den nächsten Jahrzehnten, weil es nicht mehr bewohnt wurde, allmählich sein Verfall ein. In einem Bericht des Justizrats Willebrandt vom Jahre 1757 wird noch behauptet, durch ein paar Tonnen Gold könne das herzliche Schloß wiederhergestellt und damit zu einer der prächtigsten fürstlichen Wohnungen in Deutschland gemacht werden. Aber schon 1766 stellt der Engländer Nugent in seinem Reisebericht über Mecklenburg fest: „Dieser vortreffliche Bau steht jetzt wie ein nacktes Gerippe da, überdies in sehr baufälligem Zustande und gewiß dem Untergange nahe, wenn ihm nicht bald geholfen wird.“ Herzog Friedrich Franz I. plante bald nach seinem Regierungsantritt 1785, den Ostflügel des Güstrower Schlosses, das sogenannte corps de logis, für gelegentliche Unterbringung seines Hofstaates erneuern und durchbauen zu lassen. In einem Gutachten des mit der Ausführung dieses Projektes beauftragten Architekten wurde aber festgestellt, dieser Schloßflügel sowie auch der östliche Teil des



*Gustav Langmann, später Pastor in Teschendorf, mit seiner Quartta 1904 (?)*



*Orchester des Musikzirkels am Carolinum 1906*

*Stehend v. r. n. l.: B. v. Harling, Michaelis, W. Hardow, O. Müller, Musikdirektor Busch, C. Arndt, H. Wiendé, W. Heinrichs, H. Müller  
Sitzend v. r. n. l.: H. Bissch, H. Westphal, Höcker, R. Buhrou, W. Heyn, W. Westphal*

Nordflügels mit der Schloßkapelle seien so baufällig, daß sie abgebrochen werden müßten. Ihr Abbruch begann dann auch im Jahre 1794.

Nach einer nicht mehr nachzuprüfenden Überlieferung sollen diese Gebäudeteile aber nur deshalb abgebrochen sein, weil beim Beginn der Erneuerungsarbeiten in einem Raume die alten wertvollen Stuckdecken durch Unachtsamkeit der Bauarbeiter schwer beschädigt worden seien. Aus Angst vor dem Herzog, der großen Wert auf ihre Erhaltung gelegt habe und über ihren Verlust zornig geworden wäre, habe man die Mitteilung gemacht, der ganze Flügel drohe infolge Alters einzustürzen. Einer ruinierten Stuckdecke sei also der schöne Ostflügel zum Opfer gefallen.

Als die Bürgerschaft der Stadt von den Abbruchsarbeiten erfuhr, setzte sie sich diesen energisch entgegen. In mehreren Eingaben an den Herzog wies sie darauf hin, die Stadt und ganz Mecklenburg würden es tief bedauern, wenn das Schloß, „die vorzüglichste Zierde der Stadt“, seinen Ostflügel verlieren sollte. Ja, man ließ sogar durch Bausachverständige feststellen, die Kosten des Abbruches würden die Kosten einer durchaus möglichen Ausbesserung weit übertreffen, und der dem Herzog vorgelegte Bericht über die Baufälligkeit sei überhaupt unrichtig. Der Herzog aber gab der Bürgerschaft auf ihre mehrfach vorgetragene, immer dringlicher gehaltene Bitte, den Plan eines Abbruches aufzugeben, schließlich einen in groben Worten gehaltenen abschlägigen Bescheid und ließ sich nicht mehr von seinem Entschluß abbringen. So ist denn nach dem Abbruch des Ostflügels und der Hälfte des Nordflügels das Güstrower Schloß seit dem Jahre 1795 nur noch ein Torso. Von den einst den ganzen Schloßhof umgebenden Bauten stehen heute nur noch der Parrsche Süd- und Westflügel und von Brandins Nordflügel die westliche Hälfte.

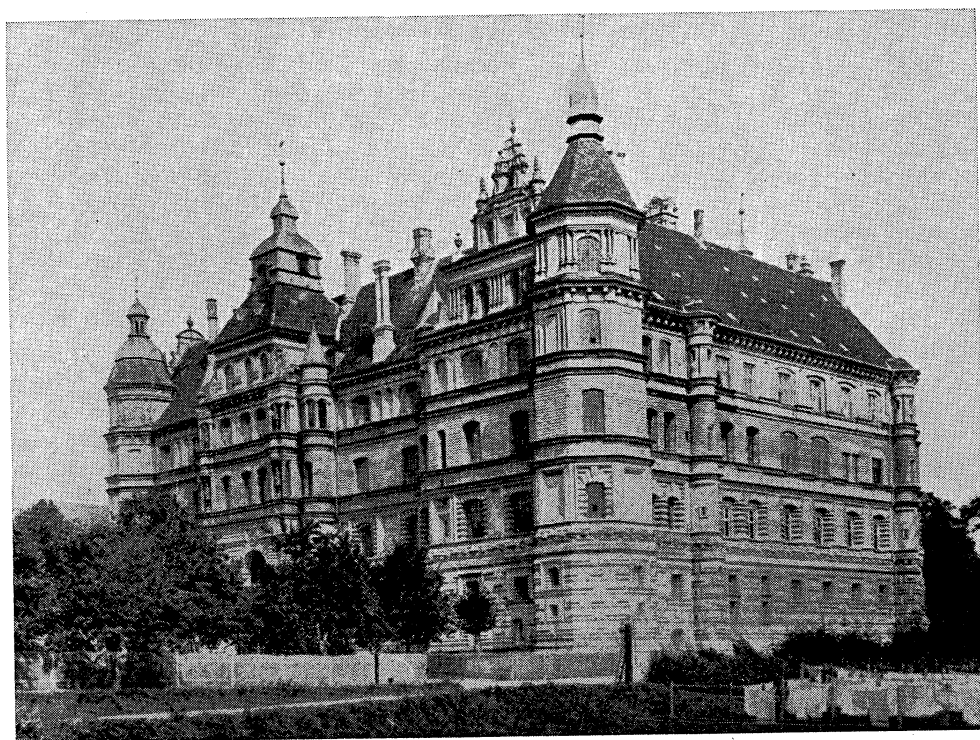
Nach einer fast hundertjährigen Verlassenheit fand das Schloß 1809 erstmalig wieder eine Verwendung. Es diente der französischen Besatzungstruppe als Lazarett. Frisches Leben herrschte hier dann in den Frühjahrswochen des Jahres 1813. Es sammelten sich in den noch bewohnbaren Räumen die mecklenburgischen freiwilligen Jägerregimenter. Der Schloßhof und der Platz vor dem Schlosse wurden Exerzierplätze bis zum Auszug der Truppen zum Kampf gegen Napoleon. 1817 wurde das Schloß dann als Landarbeitshaus umgebaut. Später fanden dort auch Sieche und Landarme Unterkunft (seit 1919 Landesfürsorgehaus).

Wie stark der Verfall des großen Bauwerks zu Anfang des 19. Jahrhunderts gewesen ist, bezeugen der Güstrower Stadtchronist Friedrich Besser in seinen Beiträgen zur Geschichte der Stadt (1821) mit den Worten: „Das Schloß predigt in seinem traurigen Verfall die Vergänglichkeit aller menschlichen Größe“ und in einem ausführlichen Bericht der Leiter des Landesarbeitshauses v. Sprewitz. Danach waren noch im Jahre 1830 alle Böden ohne Fußbodenbelag, die Dächer schadhafte, das Gebälk durch Nässe angegriffen, die Gsimse eingestürzt, aller Putz war abgefallen, im Gemäuer fanden sich Öffnungen, durch die von außen ein Mensch einkriechen konnte. Der neuen Verwendung entsprechend wurden neben einer gründlichen Renovierung des ganzen Gebäudes, die längere Jahre in Anspruch nahm, auch größere Durchbauten im Schloßinnern durchgeführt. Dabei wurde der große Festsaal im Südflügel durch eingezogene Wände zu Beamtenwohnungen umgebaut, wodurch die dort noch vorhandenen, gut erhaltenen Stuckdecken in ihrer Gesamtwirkung aufs stärkste beeinträchtigt wurden. Auch die anderen, einst farbig gestalteten gewölbten Decken im Erdgeschoß und in den Hofarkaden





*Die heute noch vorhandenen Teile des Süd- und Nordflügels*



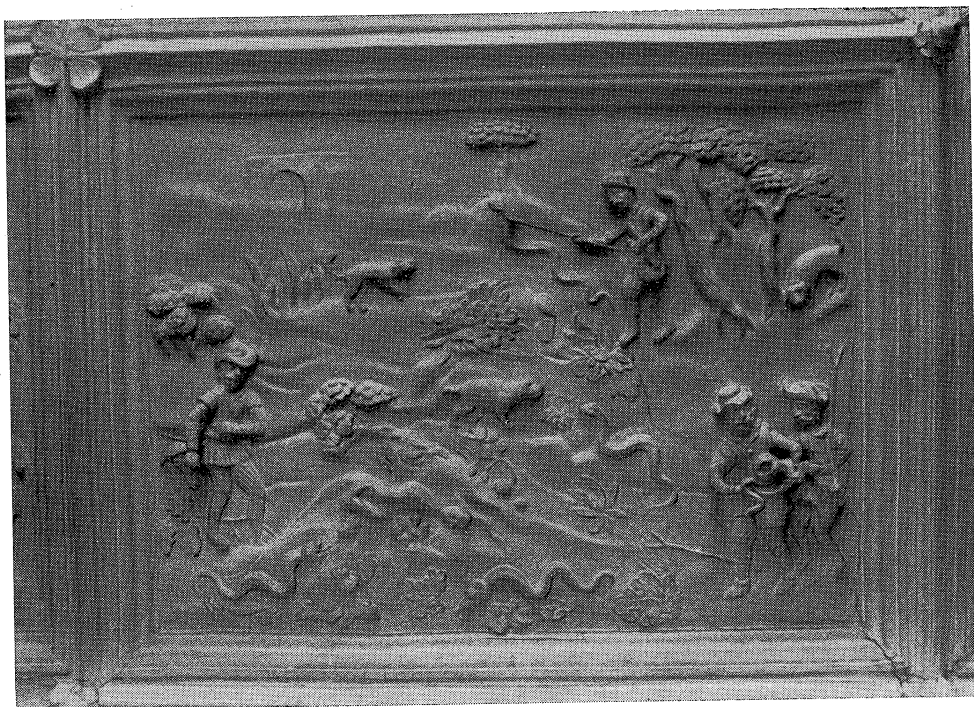
*West- und Südflügel*

wurden damals mit Kalk übertüncht. Besonders bedauerlich ist der noch am Ende des Jahrhunderts erfolgte Einbau von stilwidrigen gußeisernen Fenster- rahmen an der Außenwand des Süd- und Westflügels. Auch das damals an den Nordflügel angebaute Wirtschaftsgebäude stört heute den Gesamteindruck des Schloßhofes. Doch einen nicht zu unterschätzenden Gewinn hat, mag man die Verwendung des schönen alten Baues für Zwecke einer Strafanstalt auch noch so sehr bedauern, der damalige Umbau doch gebracht. Hätte man nämlich das Schloß wie seit dem 18. Jahrhundert auch im 19. weiterhin unbenutzt gelassen, so wären sein weiterer Verfall und schließlich sein völliger Untergang nicht mehr aufzuhalten gewesen. Das Güstrower Schloß hätte das gleiche traurige Ende gefunden, wie die von ihren Erbauern Parr in Upsala und Brandin in Nyköping errichteten Schlösser, von denen heute nichts mehr vorhanden ist.

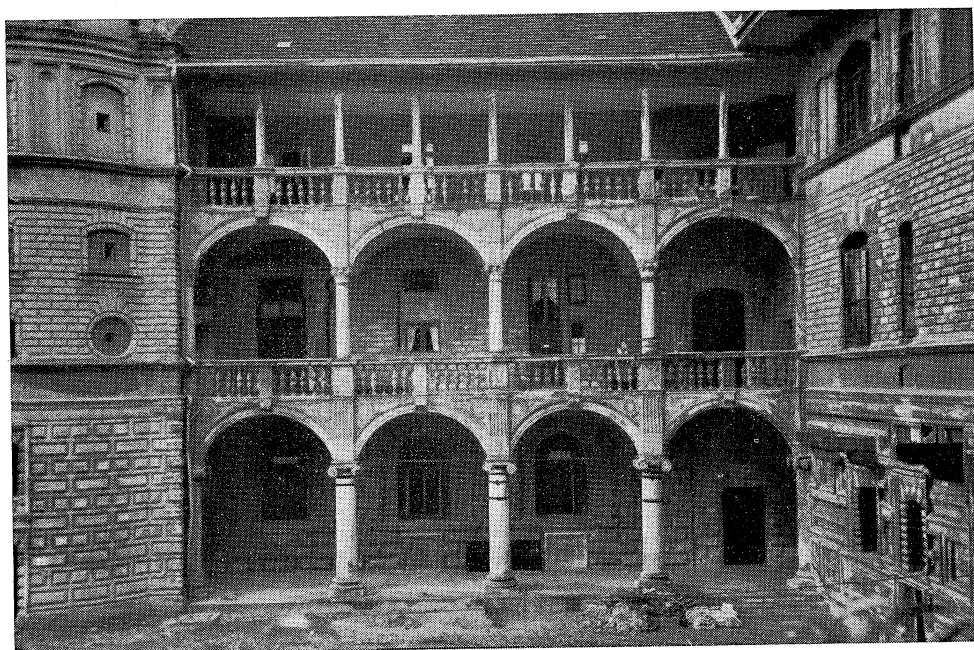
Für die bauliche Erhaltung des Schlosses wird alljährlich eine größere Summe bereitgestellt. Erfreulicherweise hat man diese neuerdings auch mit- verwandt für die Wiederherstellung schöner Gewölbe und Decken in ihren alten Farben. Bei der Putzerneuerung der südlichen Außenwand sind auch schon die unschönen gußeisernen Fenster durch werkgerechte hölzerne Fen- sterrahmen ersetzt. Eine Fortsetzung dieser Arbeiten auch an der breiten West- front ist in Aussicht genommen.

Nach Kriegsende mußten zunächst aber umfangreiche Umbauten im Innern des Bauwerks durchgeführt werden. Das Schloß erhielt eine würdigere Ver- wendung als bisher. Das Landesfürsorgehaus wurde in ein Kreisfeierabend- heim umgewandelt. Dazu mußten Räume geschaffen werden, in denen sich etwa zweihundert alte Männer und Frauen wohl fühlen können. Menschen, die nach Abschluß ihrer Lebensarbeit, viele unter ihnen auch durch Krieg heimatlos geworden, dürfen hier nun einen sorgenfreien schönen Lebensabend verbringen. Ihnen stehen ansprechend ausgestaltete Schlaf-, Wohn- und Lese- räume zur Verfügung. Auch der Schloßgarten mit gepflegten gärtnerischen An- lagen schafft ihnen immer wieder Freude und Erholung.

Der allgemeinen Besichtigung sind wegen ihrer jetzigen Verwendung die Innenräume des Schlosses leider nicht mehr zugänglich. In ihnen sind be- sonders sehenswert einige kassettierte Holzdecken im zweiten Obergeschoß, Tonnen-, Kreuz- und Spiegelgewölbe im Erdgeschoß und besonders die mit mannigfachen Figuren und Ornamenten geschmückten Flachdecken im ersten Obergeschoß, „die merkwürdigsten, die Norddeutschland aus dieser Zeit be- sitzt“ (Dehio). Aber man gewinnt doch auch schon im Schloßhof einen starken Eindruck von der kunstgeschichtlichen Bedeutung des alten Bauwerkes. Die Front des Parrschen Südflügels, die sich hier mit vier Bogenreihen in einer dreigeschossigen Säulengalerie öffnet und in ihrer fein abgewogenen Sand- steingliederung wundervoll kontrastiert zu dem daneben aufragenden mächtigen Haupttreppenturm, ist ein Werk antik-italienischer Renaissance. Ihr gegenüber der etwas jüngere Nordflügel von Philipp Brandin, in der Flächen- behandlung zurückhaltender, ebenfalls von einem hohen Turm flankiert, der mit einem reich dekorierten Erker versehen ist, zeigt typisch niederländische Stilformen der Renaissance. Den „packenden Eindruck des Ganzen“ (Dehio) empfindet man am stärksten vom Schloßberg aus. Mit einem wuchtigen Sockel- geschoß steigen hier der 67 Meter breite Westtrakt und der Südflügel zu einer Höhe von 33 Metern bis zum Dachfirst und mit weiteren 11 Metern bis zur Spitze des Hauptturmes empor. Durch drei Gesimse waagrecht gegliedert, die wie mächtige eiserne Ringe die gewaltigen Steinmassen zusammenzu-



*Teil der Stuckdecke im Obergeschoß des Südflügels*



*Südflügel, Hofseite*

halten scheinen, zeigen die verputzten Wandflächen ein stark plastisches Formenspiel. Vor dem durch viele Schornsteinköpfe durchbrochenen Steindach erheben sich der aus der Front heraustretende Turmvorbau des Hauptportals, die beiden schlanken achteckigen Seitentürme und der in die Westfront hineinragende kräftig gegliederte Staffelgiebel des Südflügels.

Somit zeigen sich in der Außenfront des Schlosses auch starke Anklänge an nordisch-französische Renaissancebauten. In der Gesamtarchitektur des Bauwerks tritt uns also eine Mischung italienischer, nordisch-französischer und niederländischer Stilelemente entgegen. „Das Güstrower Schloß steht in seiner Gesamterscheinung innerhalb der deutschen Baukunst der Wiedergeburt völlig vereinzelt da, eine merkwürdige Blüte lombardischer Kunst, auf deutschen Boden verpflanzt“. (Dehio.) In der gemeinsamen Schöpfung der beiden großen Baumeister, des Italieners Franz Parr und des Niederländers Philipp Brandin, ist hier ein Bauwerk entstanden, das kunstgeschichtlich auch deswegen bemerkenswert ist, weil es „im Schnittpunkt steht der zwei wichtigsten Renaissanceinlinien, die aus Italien von Schlesien her über Mecklenburg nach dem Norden (Schweden) und die von den Niederlanden nach dem Ostseegebiet verlaufen“. (Gehrig.)

Als eindrucksvolles Zeugnis von der Blütezeit der Baukunst im 16. Jahrhundert, als eines der Hauptwerke der Renaissance in Deutschland hat das Güstrower Schloß, wenn auch nur als Torso, nunmehr eine Zeit von vier Jahrhunderten überlebt. Wir dürfen gewiß sein, daß die Stadt Güstrow im Bewußtsein ihrer Verpflichtung gegenüber diesem bedeutenden Kulturdenkmal, sich auch weiterhin stets dafür einsetzen wird, ihr Schloß zu pflegen und es unversehrt, voraussichtlich sogar mit einer noch würdigeren Verwendung als jetzt, der Nachwelt zu erhalten. Man plant nämlich, daß Schloß und seine Umgebung zu einem Kultur- und Erholungszentrum der Stadt umzugestalten. Dabei würden dann auch die heute stark verbauten großen Säle, soweit noch möglich, ihr ursprüngliches Aussehen wieder erhalten.

#### Literatur

- Ernst Boll: Geschichte Mecklenburgs. II. Teil. Neubrandenburg 1856  
Georg Dehio: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Band II Nordostdeutschland, Berlin 1940  
Curt Fischer: Das Schloß zu Güstrow. In Zeitschrift Mecklenburg, 34. Jahrgang 1939. Sonderheft  
Oskar Gehrig: Das Schloß zu Güstrow, ein Hauptbuch der Renaissance in Deutschland. Güstrow o. J.  
Oskar Gehrig: Güstrow. Deutscher Kunstverlag Berlin 1928  
Wilhelm Gernentz: Güstrow und seine Umgebung. Ein Wegweiser. Schwerin 1955  
Wilhelm Lesenberg: Das Schloß zu Güstrow. Schwerin 1911  
Bruno Romberg: Güstrow unter Wallenstein  
In: Mecklenburgische Monatshefte 1928  
Friedrich Schlie: Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin. IV. Band. Schwerin 1901  
Friedrich Schult: Aktenstücke um den Abbruch des östlichen Schloßflügels  
In: Zeitschrift Mecklenburg. 34. Jahrgang 1939. Sonderheft  
Otto Vitense: Geschichte von Mecklenburg. Gotha 1920

## • Töpferei - ein uraltes Handwerk, auch heute noch lebendig

Von Luise Dunker, Flensburg

Das erste Handwerk, das sich herausbildete, als die Menschheit von der einfachsten zu einer entwickelteren Wirtschaftsform übergang, soll das Töpferhandwerk gewesen sein.



Als die Herstellung der Gefäße sich fast nur auf den Eigenbedarf beschränkte, waren es die Frauen, die diese Dinge aus dem feuchten Ton formten, und wir bewundern schon an den steinzeitlichen Töpfen (ca. 500 v. Chr.) die schönen Verzierungen, Ritzmuster, Daumendruckmuster usw., mit denen sie ihre Töpfe schmückten. Die Funde der Archäologen beweisen, welche überragende Rolle die Keramik in den frühen Kulturen spielte. Nicht nur auf dem Gebiete der eigentlichen Töpferei, der Gefäßherstellung, sondern auch in der Baukeramik, als farbige Ziegel, Fliesen und Tonreliefs, bei Kleinplastiken, als Graburnen und

sogar bei den frühen großen Götterbildern, überall ist der Grundstoff Ton. Der Ton birgt viele Möglichkeiten der Bearbeitung in sich, daher finden wir in den verschiedenen Kulturen sehr unterschiedliche Techniken ausgebildet. So waren die Griechen Meister in ihren reichgegliederten, hochentwickelten Gefäßformen und bewundernswürdig in ihrer reichen, zarten Maltechnik, mit der sie ihre Vasen und Schalen schmückten. Sie beschränkten sich in den Farben auf roten, weißen und schwarzen Ton. Die wunderbar glatte, sanft glänzende Oberfläche gibt noch heute Rätsel auf und ist in dieser Vollkommenheit wohl noch nicht wieder erreicht worden. Auf eine Glasur verzichtet sie zugunsten der reichen figürlichen Malerei. Ein anderes Bild bietet die Keramik vor allem in China und Persien, wo gerade die Glasuren besonders entwickelt sind.

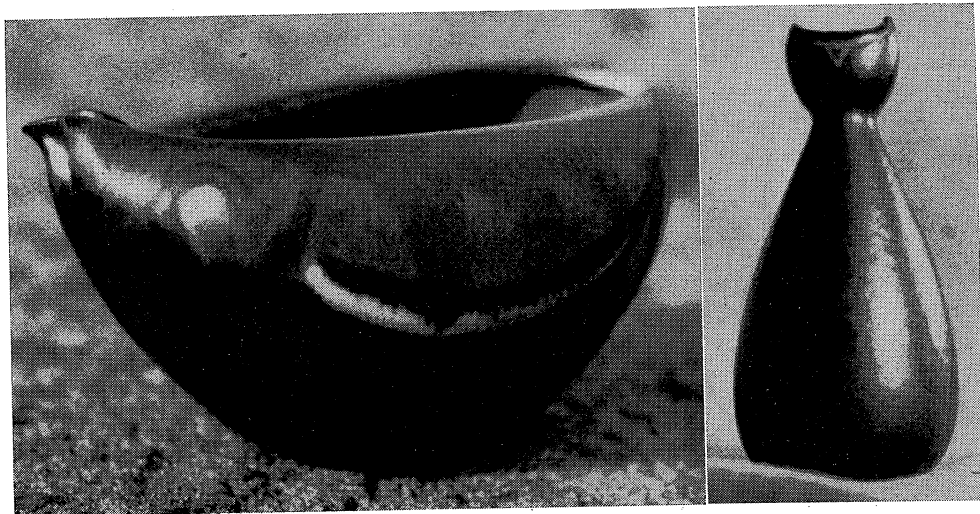
Hier sind die zauberhaftesten Farben und Oberflächenstrukturen entstanden. Sie entwickelten die irisierenden Lüsterfarben, die stumpfen, erdigen Steinglasuren, leuchtende Farben und weißmattglänzende, durch ein Netz feiner Sprünge zerrissene Oberflächen. Es gibt auf diesem Gebiet eine Fülle von Möglichkeiten, die besonders in asiatischen Ländern ausgeschöpft wurden. — Ein Blick in die Welt des alten Süd- und Mittelamerikas zeigt wieder eine andere Art. Geworden unter dem Einfluß der starken Lichtverhältnisse und

der üppigen Vegetation finden wir hier eine Keramik mit großzügigen, stark farbigen Dekors und sehr eigenartiger Formung. Die Gefäße sind zum Teil modelliert als Menschen und groteske Tiergestalten, die zwar gebunden gehalten sind, aber doch starke individuelle Züge tragen. Diese Mischgebilde aus Gefäß und Plastik findet man zwar auch ab und an in anderen Kulturen, aber nicht als geprägten Stil. —

Wie steht es nun heute mit der Verwendung des Tons? Auch heute noch behauptet er seinen Platz. Vom Ziegelstein und Elektroisolator bis zur zartesten Porzellantasse ist überall der Grundstoff gebrannte Erde.

Doch liegt heute die Herstellung in erster Linie in den Händen der Industrie, die keramische Dinge mit Hilfe von Gipsformen und Schablonenmalerei zu billigen Preisen und technisch einwandfrei herstellen kann. Da heute auch die Industrie teilweise großen Wert auf geschmackliche Qualität legt, Formen und Muster in Zusammenarbeit mit hervorragenden Entwerfern entwickelt, erhebt sich die Frage, ob denn die handwerkliche Töpferei in unserer Zeit überhaupt noch sinnvoll ist. Das industrielle Angebot ist so vielseitig, reichlich und preiswert, daß man leicht dazu kommen könnte, die mühevollen Töpferarbeiten als unzeitgemäß anzusehen, ihr höchstens noch musealen Wert beimessen will.

Trotzdem ist zu beobachten, daß gerade heute die schmückenden Handwerke, obgleich ihre Arbeit durch den großen Zeitaufwand teuer wird, nicht nur weiterleben, sondern einen Aufschwung erfahren haben. Das hängt wohl einerseits mit dem steigenden allgemeinen Wohlstand zusammen, kann aber nicht allein auf diese Weise erklärt werden. Vielmehr scheinen die Menschen heute nach einem Ausgleich zu suchen, um der Übermacht der Technik zu entgehen. Der Kontakt mit der Natur ist heute vielfach erschwert, so strebt man danach, etwas Natürliches um sich zu haben. Daher das starke Bedürfnis, sich mit Tier und Pflanze zu umgeben. Eine Blume im Zimmer erfreut wie ein freundliches Wort. Aus diesem Bedürfnis nach Wärme hat man



heute auch wieder den Wert der Dinge entdeckt, die aus menschlichen Händen gewachsen sind. Solch ein Stück vereinigt oft kleine liebenswürdige Unvollkommenheiten (die nicht mit nachlässiger Arbeit zu verwechseln sind) mit starkem, erfülltem Ausdruck und sprechen den Beschauer persönlich an. Diese Bedürfnisse können wohl alle schmückenden Handwerke befriedigen. Hier liegen nicht nur die Chancen, sondern auch die tieferen Aufgaben des Kunsthandwerks. Ich möchte nun versuchen, an meinem Handwerk klar zu machen, inwiefern sich ein handgefertigtes Stück tatsächlich von einem industriell, oder wie es heißt in Serien hergestelltem Stück unterscheidet.

Wer einmal erlebt hat, wie solch ein Topf aus dem formlosen Klumpen auf der Scheibe unter den Händen des Töpfers emporwächst, wer sieht, wie die formende Hand behutsam und doch kraftvoll die Form durch Druck und Gegendruck bildet, kann nachempfinden, welch ein Gefühl den Formenden erfüllt, wenn er das wohlgelungene Stück von der Scheibe trennt, und auch der Beschauer fühlt sich durch dieses Erleben bereichert. Dieser erste Abschnitt im Werden eines Topfes verblüfft durch die Schnelligkeit des Ablaufes. Man denkt nicht daran, welch ein mühseliger Weg es war, bis die Hand so geschult ist, daß ihr gelingt, dem Gestalt zu geben, was dem inneren Auge vorschwebt.

Nun hat das Gefäß zu seiner Vollendung noch einen langwierigen Weg vor sich, der in viele kleine, durch Trocknungspausen getrennte Arbeitsabschnitte geteilt ist. (Abdrehen des Topfbodens, Henkelansetzen, Färben, Trocknen, Brennen, Glasieren und schließlich der letzte wichtigste Brand bei ca. 1100 Grad.)

In kleinen Werkstätten, in denen die Arbeitsteilung noch nicht so fortgeschritten ist und dieser ganze Arbeitsgang oft in einer Hand liegt, sind noch die Voraussetzungen gegeben, daß immer wieder etwas Neues und in sich Geschlossenes entstehen kann. Die Arbeitsweise erlaubt es (allerdings nur dort, wo keine schablonierten Serien hergestellt werden) die reiche Fülle, die in einem Formentyp oder einem Grundmuster liegen, zu erschließen und auszuschöpfen. So bleibt die Arbeit lebendig und in den Dingen, die so entstehen, prägt sich natürlicherweise ein Stück der Persönlichkeit des Töpfers aus. Und dieses Stückchen Eigenleben ist es, was den grundsätzlichen Unterschied zum Industrieprodukt ausmacht, das trotz seiner technischen Vollkommenheit und mit seinem teilweise guten, bis ausgezeichneten geschmacklichen Niveau doch nicht recht zu erwärmen vermag. Während selbst ein bescheidener handgeformter Gegenstand in einem dafür empfänglichen Menschen eine tiefer dringende, beruhigende Wirkung ausüben kann.

Eine weitere Möglichkeit, dem Gegenstand ein einmaliges Gesicht zu verleihen, hat der Töpfer im Dekor. Oft reizt die schön geglättete Oberfläche dazu, sie weiter zu schmücken. Wenn nämlich die Form selbst den Töpfer anregt, sie zu beleben und zu schmücken (d. h. wenn er ein nicht vorher entworfenes Muster daraufsetzt), kann eine harmonische Einheit von Form und Dekor erreicht werden, die den Gegenstand erhöht und ihn nicht verzerrt oder überlädt. Da es mich selbst sehr beglückt, meine Töpfe zu dekorieren, möchte ich auch gerne eine Lanze für das Dekor brechen, das ja zugunsten der

reinen Form heute etwas in Mißkredit geraten ist. Viel überzeugender, als ich es ausdrücken kann, sind die Gedanken und Ausführungen des Professors v. Wersin\*) in seinem Buch „Das Ornament“. Sein Thema ist dort nur das Ornament. Doch glaube ich, daß seine Gedanken in weiterem Sinne auch für die Arbeit des Töpfers überhaupt gültig sind.

Seite 5 heißt es dort:

Ornament ist eine Art Sprache, die dort, wo sie lebt, gesprochen und verstanden wird. Doch hat es andere Wurzeln als die Sprache: es kommt aus den Quellen des Triebhaften der menschlichen Natur — ähnlich wie der Tanz.

Die spontanen Regungen der menschlichen Natur verlangen nach gebundener Form. Diese gebundene Form ist schon enthalten in den pulsierenden Kräften des Lebens, die auch im Menschen wirksam sind: im Zweitakt des Atems und im Schlag des Herzens, wie auch im Wechsel von Tag und

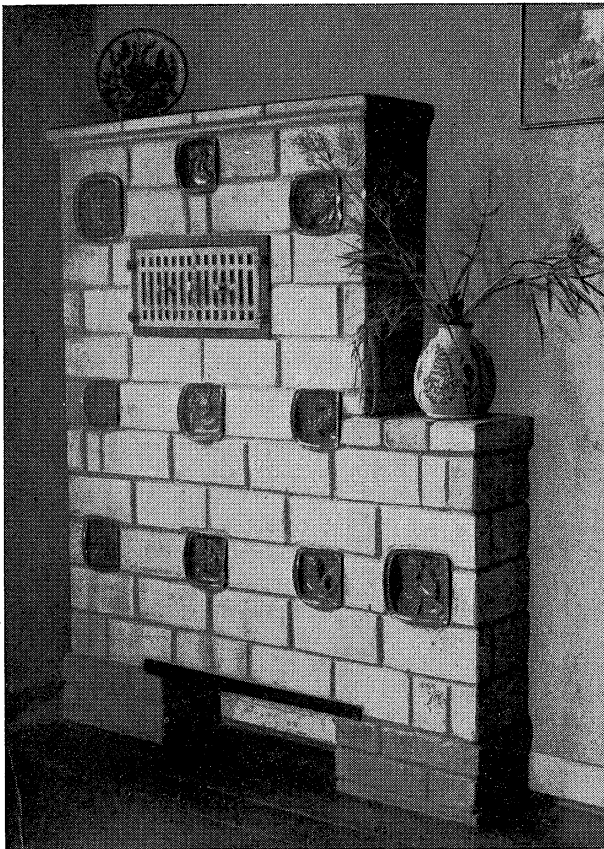
Nacht, Ebbe und Flut. Der rhythmische Verlauf aller Lebensvorgänge mit ihrer periodischen Wiederkehr ist ein Gleichnis für die Kräfte, aus denen das Ornament entsprungen ist. Wiederholung des Gleichartigen und Ausgleich von Gegensätzlichkeit, wie sie der Mensch in der Natur erlebt, sind der Beweggrund und das eigentliche Thema im Ornament.

Und weiter Seite 25:

Ganz allgemein und einfach menschlich gesehen, entsteht Ornament zunächst aus Freude am Ding und an der Arbeit daran. Hinter der Absicht des Schmückens steht ein ganz allgemeiner Drang nach lebendigem Ausdruck, aber gleichzeitig — und vielleicht als Hauptmotiv — nach Erhöhung des Wertes und der Würde des zu Schmückenden. Aus dem

Wunsch zu bekrönen und zu bekränzen, hat sich der Mensch von jeher des Ornaments bedient. *Man schmückt die Dinge, um sie zu lieben.*

\*) Wolfgang von Wersin: Das elementare Ornament und seine Gesetzlichkeit. Otto-Maier-Verlag, Ravensburg.





# Die Freie Universität Berlin

von Heinz Lohmeyer

Mehr als ein Jahrzehnt ist vergangen, seit die Freie Universität Berlin ihre Pforten öffnete, um sich im Kreis der deutschen Hochschulen ihrer vornehmsten Aufgabe zu widmen, junge Menschen zu bilden und zu formen und den akademischen Nachwuchs für eine Reihe wichtiger Berufe zu fördern. Sie ist die jüngste Universität Deutschlands. Getragen von humanistischen Idealen und erfüllt von dem immerwährenden Streben nach Wahrheit hat die Freie Universität Berlin den Studierenden aufgerufen „zum Ringen nach Erkenntnis, Wissen und Wahrheit und zur Entwicklung seiner Persönlichkeit und seines Menschentums in der Zucht strengen Denkens, wacher Selbstkontrolle und Teilhabe an dem Reichtum der geistigen Werte, deren Obhut und Pflege den Universitäten anvertraut ist“ (Professor Paulsen). *Veritas, Justitia, Libertas* — unter dieser Losung vollzieht sich seit November 1948 die Arbeit dieser Universität, deren erster Rektor der im Februar 1954 verstorbene Historiker Friedrich Meinecke war. Blickt man heute auf die außergewöhnliche Gründungsgeschichte der Freien Universität zurück, so wird man sich die damaligen Verhältnisse in Berlin vor Augen halten müssen, um die anfänglichen Schwierigkeiten verstehen und das bisher Geleistete würdigen zu können. Technische und finanzielle Gründe waren die Ursache dafür, daß man sich zunächst auf den klinischen Teil der Medizin, eine (1949 geteilte) Rechts- und Wirtschaftswissenschaftliche und eine Philosophische Fakultät beschränken mußte. 1949 wurde die Vorklinik errichtet und außerdem eine Studiemöglichkeit für Naturwissenschaftler geschaffen, aus der im Jahre 1951 eine Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät entstand. 1951/52 wurde die junge Universität um eine Veterinärmedizinische Fakultät erweitert. Freiheit und Unabhängigkeit der Wissenschaft und Lehre sind durch die Satzung vom 4. November 1948 gewährleistet.

Die Freie Universität Berlin, die im Wintersemester 1948/49 infolge fehlender Lehrkräfte und unzureichender Räumlichkeiten von rund 5000 Studienbewerbern nur 2140 Studenten aufnehmen konnte, hat in den vergangenen zwölf Jahren eine Entwicklung durchgemacht, die alle Erwartungen übertroffen hat. Die Überwindung der heute kaum mehr vorstellbaren Schwierigkeiten der Blockadezeit ist letzten Endes aber auch darauf zurückzuführen, daß man auf dem Gebiet der Hochschulverwaltung und -verfassung völlig neue Wege beschritt. Eine bis dahin unbekannte Form der studentischen Selbst- und Mitverwaltung sowie eine der Verwirklichung der akademischen und wirtschaftlichen Autonomie dienende Satzung kennzeichnen diese Reformen. Die Studenten der Freien Universität erhielten ein sehr weitgehendes Mitbestimmungsrecht. Sie haben auch heute noch ein satzungsmäßig festgelegtes Maß an Rechten und Pflichten, wie es in der Geschichte der deutschen Universitäten bisher unbekannt war. Den Studenten wird eine autonome Selbstverwaltung und eine verantwortliche Mitverwaltung zugebilligt. Sie nehmen teil an der Verwaltung der Gesamtuniversität und wirken bei der Selbstverwaltung der Studentenschaft mit.

Die Zahl der Studierenden belief sich im Wintersemester 1959/60 auf insgesamt 11 457, davon 2209 Studenten und Studentinnen aus der Bundesrepublik und 574 aus dem Ausland. Damit ist die Freie Universität Berlin mit ihren sechs Fakultäten heute die zweitgrößte Universität Deutschlands. 200 Professoren mit 350 Assistenten, zahlreichen Lehrbeauftragten, Dozenten

und Lektoren lehren in über 110 Instituten der Medizinischen, Juristischen, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen, Veterinärmedizinischen, Philosophischen und Mathematisch - Naturwissenschaftlichen Fakultät. Die Freie Universität domiziliert in 80 Gebäuden in dem schönen Villenvorort Dahlem. Mittelpunkt dieser akademischen Stätten sind der Henry-Ford-Bau mit dem Auditorium maximum und die Universitätsbibliothek, die beide im Jahre 1951 aus den Mitteln einer Spende der Ford-Foundation errichtet wurden. Der 1957 fertiggestellte Magazinturm kann in seinen elf Stockwerken etwa 550 000 Bände aufnehmen. Ein großes Kellermagazin bietet Platz für weitere 200 000 Bände. Durch die ständige Zunahme der Zahl der Studierenden und das damit verbundene Wachstum der Universität sind Senat und Kuratorium vor neue Schwierigkeiten gestellt. Die Hörsäle sind überfüllt, die Lehrkräfte überlastet. Immer wieder müssen neue Wege gefunden werden, um den weiteren Ausbau und Aufbau zu sichern und den Studenten eine Existenzgrundlage zu schaffen. Um zu vermeiden, daß der Student den Kontakt zu der Universität verliert, sind Tutorengruppen ins Leben gerufen worden. In über hundert dieser Gruppen wird den jungen Kommilitonen der Weg in das Leben und Wirken der Universität geebnet.



*Alfred Stærke: „Am Glockenbrunnen“*

## Untergang in Neubrandenburg\*)

Deutung des Gemäldes von Caspar David Friedrich in Hamburg  
von Eckhard Unger

„Der berühmte Landschaftsmaler Caspar David Friedrich, der sich hier (in Neubrandenburg) öfter und längere Zeit hindurch, und namentlich in den Jahren von 1820—1830 bei Verwandten aufhielt, ward an der Vollendung eines bereits begonnenen Bildes unserer schönen Stadt und deren reizenden Umgegend, das er vom Datzberge aus aufgenommen, durch den Umstand verhindert, daß, als er gerade eifrig bei der Arbeit beschäftigt, unter seinen Augen aus der den Fuß des Hügels umspülenden Dätze die Leiche eines Ertrunkenen herausgezogen ward. Durch diesen Anblick ward er in eine so trübe Stimmung versetzt, daß er von der Arbeit abbrach und auch später nicht, sie wieder aufzunehmen vermochte. Wer das eine oder das andere der effektvollen Bilder dieses so hervorragenden Meisters gesehen, wird es bedauern, daß jener traurige Zufall solche Folgen hatte, und daß auch das unvollendete Bild hier nicht verblieben ist.“

Mit diesen treffenden Worten kennzeichnete der Neubrandenburger Bürgermeister Wilhelm Ahlers (1810—1889) die Entstehung eines der interessantesten Gemälde C. D. Friedrichs (1774—1840), das sich heute in der Kunsthalle in Hamburg befindet (Nr. 1050; Höhe 0,72 m, Breite: 1,02 m). Es ist dort unter der irrigen Bezeichnung „Sonnenaufgang bei Neubrandenburg“ ausgestellt. Ahlers verweist in seinen „Historisch-topographischen Skizzen aus der Vorzeit der Vorderstadt Neubrandenburg“, 1876 (S. 107), auch auf das frühere Zeugnis für dieses Gemälde von Ernst Boll (1817—1868), dem intimen Freund von Fritz Reuter, ausgezeichnet von der Universität Greifswald durch den philosophischen Ehrendoktor (am 16. X. 1863) für die sachliche und freimütige Naturforschung und Geschichtsschreibung seines Heimatlandes Mecklenburg. Boll gab einen Bericht in seiner „Beschreibung der Tollense“ (Archiv für Landeskunde III, 1853, S. 30, Anm.). Es ist bemerkenswert, daß beide Neubrandenburger Schriftsteller schon damals ein ausgezeichnetes Verständnis für den Landschaftsmaler bekundeten, das aber erst seit dem Jahre 1906<sup>1)</sup> den Kunsthistorikern aufgehen sollte.

Friedrich hatte nicht nur in seiner Geburtsstadt Greifswald, sondern auch in Neubrandenburg und Breesen Geschwister wohnen und war durch deren Heirat auch mit Neubrandenburger Familien Brückner, Sponholz und Stoye eng verwandt. Daher kam der Maler wiederholt 1798, 1801, 1806, 1809, 1818 und wohl zuletzt 1826, nachweislich auch nach Neubrandenburg, dessen eichenumkränztes mittelalterliches Stadtbild den Maler der Romantik auch selbst stark beeindruckte.

Vom Datzberg, im Nordosten der Stadt, hat man eine umfassende Sicht über den Ort im Tal vor dem ausgedehnten Tollensesee im Hintergrunde.

\*) vgl. Bild S. 112

<sup>1)</sup> In der „Deutschen Jahrtausendausstellung 1906“ (Malerei des 19. Jahrhunderts). Auch im Kunstkalender von Spemann von 1901 ist C. D. Friedrich nicht verzeichnet, im sogenannten „Goldenen Buch der Kunst“.

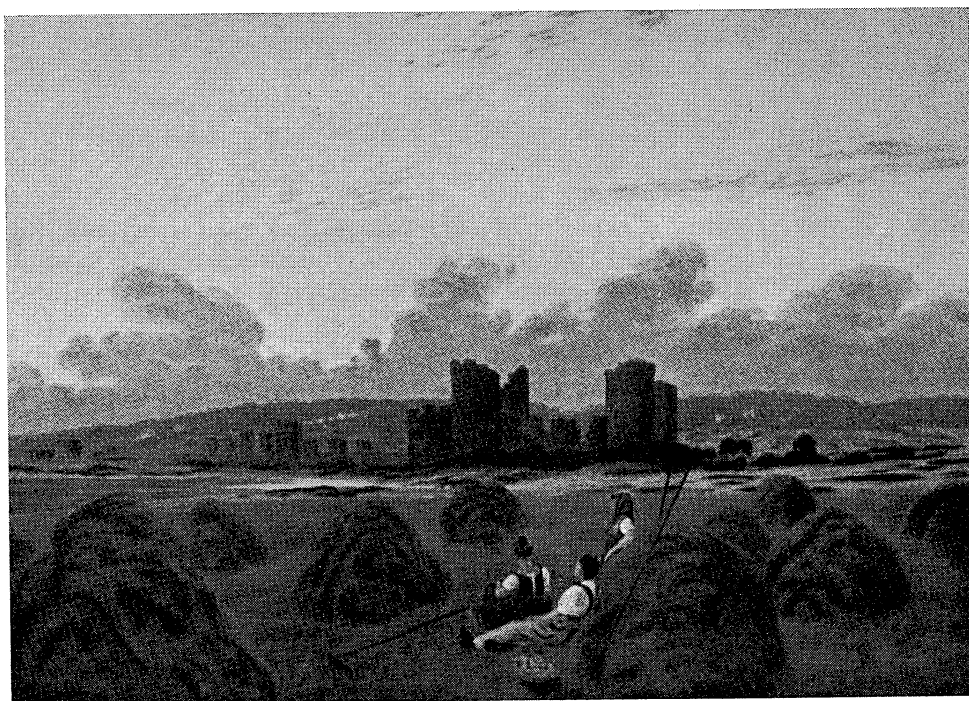
Ein zweites Gemälde, betitelt „Neubrandenburg“, im *Stettiner* Stadtmuseum, von 1818, hat der Maler von demselben Standpunkte aus aufgenommen, nur etwas erhöht, da sich im Hintergrunde die über hundert Meter aufsteigenden Randberge des Sees zeigen. Im Südwesten steht der helle Schein der untergehenden Sonne, vor dem die Silhouette der Stadt sich dunkel abhebt. Der Kirchturm in der Mitte ist von *Friedrich* mit doppelt aufsteigendem, achteckigem Aufbau und Spitze in gotischem Sinne ergänzt. Die Kirche ist ostnordost orientiert, mit dem Chor, so daß der Untergang der Sonne, und zwar im Herbst, gewiß ist, weil die Sonne hinter dem, im Westen stehenden Kirchturm, also im Südwesten, untergeht, so wie es das Gemälde darstellt. Vorn erblickt man einen großen Findling, rechts davon auf einem Wege zwei Männer, die die Stadt betrachten, und links einen Strauch, der fast völlig entblättert ist, also ebenfalls den Herbst anzeigt.

Das Gemälde in *Hamburg* (Abb. 1) aber ist seither konsequent von den Kunsthistorikern als „Sonnenaufgang bei Neubrandenburg“ bezeichnet worden, mit einer einzigen, mir bekannten Ausnahme des Prof. Dr. Max Sauerlandt, der die Westlage des Kirchturms berücksichtigte und das Bild richtig mit „*Neubrandenburg bei Sonnenuntergang*“ betitelte. Daß C. D. *Friedrich selbst den falschen Titel gegeben haben sollte, ist bei seiner Korrektheit und Wahrheitsliebe, die aus seinen Briefen und seinen Aphorismen spricht, ausgeschlossen.* Vielmehr handelt es sich hier um eine falsche, ohne Prüfung beibehaltene, nachgesprochene Bezeichnung des Bildes von seiten der Kunsthistoriker.

Die genauere Betrachtung des Originals in *Hamburg* aber bestätigt und bekräftigt den Inhalt des Stadtbildes als *Untergang* in dreifacher Hinsicht. Der Standpunkt des Malers ist niedriger als beim *Stettiner Bilde*, da die Berge im Hintergrunde fehlen. Man sieht die vom Eichenwall umgebene Stadt, auf die schräg eine Straße hinführt zum Zingel des Friedländer Tors, hinter dem das Außentor und der Torturm sichtbar sind, rechts davon die gotisch ausgestaltete Marienkirche mit dem hohen Turm, dem aber die Spitze fehlt. Weiter rechts die Johanniskirche und der Fangelturm. Hinter Wolken geht die Sonne mit mächtigen Strahlen zwischen Torturm und Kirchengiebel unter. *So endet der Tag.* Aber auch die Stadt geht unter: Man sieht am Original deutlich kleine rote Flämmchen auf den Dächern der Türme, von denen ein weißlicher Rauch durch scharfen Ostwind rechtshin geweht wird. Besonders deutlich am zerstörten Gebälk des Kirchendachs. Aus dem Kirchturm, dessen Spitze verbrannt ist, steigt eine Rauchwolke empor. *Der Untergang der Stadt* ist hier dargestellt, die 1614, 1676 und 1737 jedesmal fast völlig abbrannte. Endlich erkennt man vorn links im Bilde drei zusammengeballte Haufen, die man wohl bisher als Motiv eines „unvollendeten“ Bildes angesehen haben mag. Es sind aber drei Misthaufen für die Felderbestellung im Herbst.

Hierdurch wird ein dritter *Untergang, der des Jahres* im Herbst, charakterisiert. Zum Vergleich für die Misthaufen mögen die Heuhaufen dienen, die C. D. *Friedrich* in seinem Gemälde (vom gleichen Format wie das *Hamburger*) in der *Dresdner* Gemäldegalerie (Abb. 2), mit drei ausruhenden jungen Mädchen, dargestellt hat. Das Bild heißt „*Rast bei der Heuernte*“. Im

Hintergrunde aber sieht man eine große viereckige Burgruine mit vier runden Ecktürmen, an einem Fluß, und, wie es scheint, auf einer Insel gelegen. Ihre Ähnlichkeit mit der größten pommerschen Burgruine, Landskron, ist so groß, daß ich sie mit dieser gleichsetzen möchte. Sie liegt am großen Landgraben, nordwestlich von Friedland, nahe der Grenze von Mecklenburg, was der Maler dadurch angedeutet hat, daß er der stehenden Heumagd die Farben dieses Landes gegeben hat, blauen Rock, gelbe Bluse und rotes Kopftuch. Man kann die Bilder C. D. Friedrichs nicht aufmerksam genug betrachten, um ihren tiefen Sinn zu verstehen. Weiter links sieht man eine Burgruine, vielleicht die Burgruine *Klempenow*, geisterhaft herangerückt.



*Rast bei der Heuernte bei Landskron*

*Gemälde von C. D. Friedrich in Dresden*

So behandelt das eindrucksvolle Gemälde „Neubrandenburg bei Sonnenuntergang“ drei Untergänge in seinem Inhalt, den des Tages, den der Stadt und den Untergang des Jahres. Wenn man nun bedenkt, unter welchen *trüben* Erscheinungen der Maler, nach der Überlieferung von *Ahlers* und *Boll*, das Gemälde angefertigt hat, und was er daraus hat entstehen lassen, so bewahrheitet sich hier der Ausspruch von C. D. Friedrich: „Der Maler soll nicht bloß malen, was er vor sich sieht, sondern auch, was er *in sich sieht*.“ Gerade bei diesem Gemälde lernt man bewundern, wie der Künstler hier selbst das Motiv des Unterganges genial und erhaben zu gestalten verstanden

hat. Die bisherige Bezeichnung als „Sonnenaufgang“ aber ist willkürlich. Sie zerstört die ernstesten, tief sinnigen Gedanken dieses Meisterwerkes.

#### Literatur:

Friedrich Wiegand: Aus dem Leben C. D. Friedrichs, Geschwisterbriefe, Greifswald, Bamberg, 1924

Kurt Karl Eberlein, Bekenntnisse, C. D. Friedrich, 1924

Kurt Karl Eberlein: C. D. Friedrich, 1939, Velhagen u. Klasing, Bildtafel 67 (Neubrandenburg in Stettin), 68 (Neubrandenburg in Hamburg). 113 (Rast bei der Heuernte - Landskron)

Otto Fischer, C. D. Friedrich, die romantische Landschaft, 1922, Stuttgart, Sirecker & Schröder, Abb. 20 (Neubrandenburg, Hamburg) 21 (Rast. Landskron) = Paul Brandt, Sehen und Erkennen, 1938, Tf. VIII.

Max Sauerlandt: Der stille Garten, Blaue Bücher, Langewiesche. 1913, Abb. 34 (Neubrandenburg bei Sonnenuntergang)

---

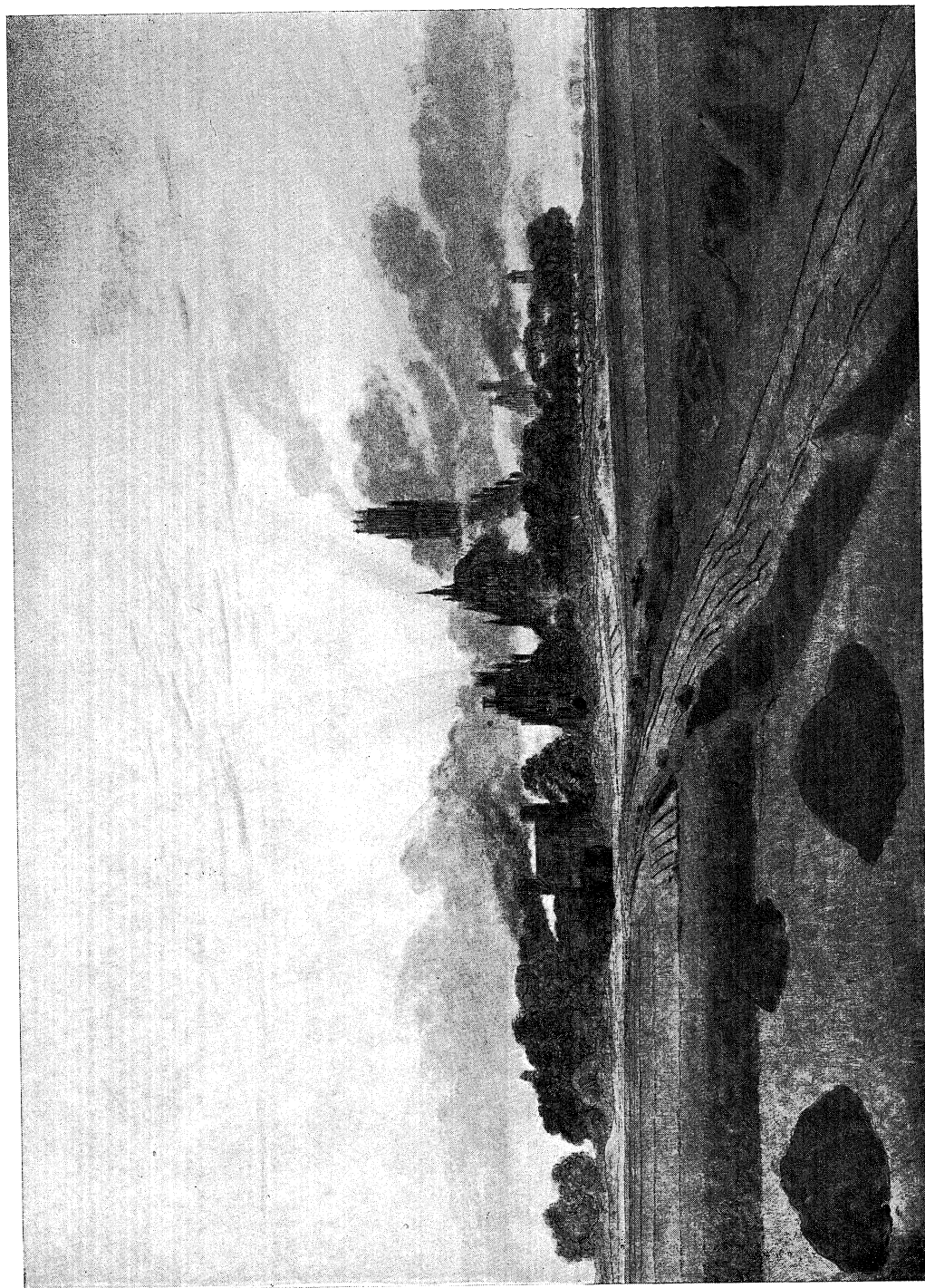
### In alten Neustrelitzer Zeitungen geblättert

mitgeteilt und mit Erläuterungen (eingeklammert) versehen von R. Wagner

- 1885 Natalie von Eschtruths Roman „Gänseliesel“ spielt am Strelitzer Hofe.
- 1876 gab Charlotte Birch-Pfeiffer drei Gastspiele als Schauspielerin und Sängerin (Gluck, Spontini, Shakespeare) in Neustrelitz.
- 1885 Großes Eisfest auf dem Zierkersée mit bengalischer Beleuchtung und Fackeln.
- 1886 wurde die Bahnlinie Neustrelitz-Warnemünde eröffnet.
- 1882 richtete Sporermeister Thieme infolge des eisfreien Winters eine Rollschuhbahn im Schützenhaus ein.
- 1834 Wer im Schloß- oder Tiergarten oder in der Schloßkoppel Nachtigallen fängt, wird mit 10 Taler Gold- oder Leibesstrafe bestraft.
- 1855 lädt Rosenzüchter Pagel in Zierke zum Rosenflor ein. 800 veredelte Kronen. Garten ist von morgens fünf Uhr an offen.
- 1839 empfiehlt Dr. Gentzke sein russisches Dampfbad (Sauna). Dasselbst eine Schwefelquelle auf dem Hof (Seestraße 17).
- 1876 Der Schnellläufer Heinrich Jsau läuft in 20 Minuten vom Markt zur Fasanerie.
- 1879 besucht *Heinrich Schliemann* Neustrelitz.
- 1879 bietet Uhrmachermeister F. G. Schade *trojanische Urnen und Vasen* u. a. aus der Collection Schliemann an.

---

\*) Über die Jahrhundertausstellung 1906 in Berlin und über die Entdeckung von C. D. Friedrich schrieb Niels von Holst, der Kunsthistoriker, in dem Buch „Merian, Mecklenburg“, Heft 9/IX, 1958, Hamburg, Hofmann & Campe, S. 31, mit Wiedergabe des Gemäldes in Farben, aber wiederum mit der irrigen Bezeichnung „Sonnenaufgang über Neubrandenburg“, wodurch der Situation und den Ideen des Malers Gewalt angetan wird Denn *jeder Kunsthistoriker weiß*, daß der Kirchturm, hinter dem die Sonne erscheint, *im Westen steht*, so daß sie untergeht! — Der dreimalige Untergang aber paßt so recht zu der düsteren, aber erhabenen, künstlerischen Gedankenwelt des Malers C. D. Friedrich.



*Caspar David Friedrich: Sonnenuntergang in Neubrandenburg*



*Dr. Friedrich Düsel*



## Dr. Friedrich Düsel

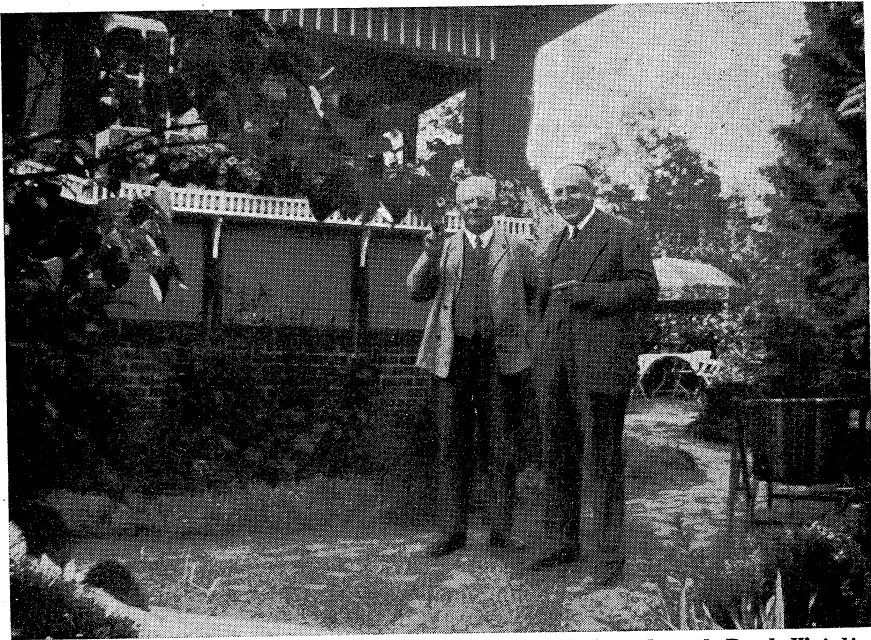
Friedrich Düsels Name ist schon häufig im „Carolinum“ erwähnt worden, daß es vielleicht manchen alten Caroliner interessieren dürfte, etwas über ihn zu erfahren.

Friedrich Düsel wurde am 11. 2. 1869 in Strelitz (Alt) geboren, er besuchte das Carolinum bis zum Abitur. Trotz einer Eins im Deutschen wurde er von dem damaligen Direktor der Schule, Oberschulrat Schmidt, zur Reifeprüfung nicht zugelassen, da er im Latein nicht genügte. Düsel legte dann die Reifeprüfung in Friedland ab und studierte in München, Jena, Rostock und Berlin Germanistik. Als Schüler von Professor Dr. Erich Schmidt promovierte er mit der Arbeit „Der dramatische Monolog in der Kunstlehre des 17. und 18. Jahrhunderts und in den Dramen Lessings“ zum Dr. phil. Nach kurzer Tätigkeit an der Deutschen Zeitung trat er in die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ ein, deren Herausgeber er 36 Jahre gewesen ist. Er besaß eine ungewöhnlich große Arbeitskraft und einen emsigen Fleiß, so daß er neben seiner umfangreichen Redaktionsarbeit noch die Zeit zu vielseitiger schriftstellerischer Betätigung fand.

Er gab die Werke von Geibel, Geijerstam, Storm u. a. neu heraus und versah sie mit ausgezeichneten biographisch-kritischen Einleitungen. Uns Mecklenburger wird es besonders interessieren, daß Friedrich Düsel zusammen mit Hermann Quistorf auch die im Verlage Th. Knaur erschienene zweibändige Volksausgabe der Werke Fritz Reuters mit der neuen plattdeutschen Rechtschreibung herausgab und einleitete (1936). Gern benutzt wurde s. Zt. auch das „Verdeutschungs-Wörterbuch für das tägliche Leben“ von ihm, das während des ersten Weltkrieges im Verlage von Westermann erschien, nur ein kleiner schmaler Taschenband, aber durchweg immer das enthaltend, was man im täglichen Leben gerade brauchte. Viele Jahre hindurch gehörte Friedrich Düsel zu den bekanntesten Theaterkritikern Berlins. Es ist noch heute ein ästhetischer Genuß, wenn man in alten Jahrgängen von Westermanns Monatsheften blättert und in der „Dramatischen Rundschau“ seinen feingeschliffenen Kritiken begegnet. Nach dem Tode Rudolf Presbers war er einige Jahre Präsident der Berliner Literarischen Gesellschaft.

Paul Weiglin, ebenfalls alter Caroliner, war nach seinem Studium anfangs Düsels Mitarbeiter bei Westermann, später Freund und Kollege als Herausgeber der Velhagen und Klasingschen Monatshefte. Enge Freundschaft verband Friedrich Düsel mit Ernst Barlach, wovon die vielen im Piper-Verlag erschienenen Briefe Barlachs an ihn Zeugnis ablegen. Er hielt ihm auch die Gedenkrede, als die sterbliche Hülle des toten Freundes in die Erde gesenkt wurde (1938). Seiner mecklenburgischen Heimat hat Friedrich Düsel bis zu seinem Tode die Treue gehalten. Glücklicher war er, wenn er bei seinen Besuchen in Neustrelitz alte Schulfreunde, wie Stadtrat Müller und Förster Laue vom Schweizerhaus, traf und mit ihnen über vergangene Zeiten plaudern konnte.

An seinem 70. Geburtstage wurden Friedrich Düsel aus dem großen Kreise seiner Freunde und Bekannten zahlreiche Ehrungen zuteil, und er bedankte sich dafür mit dem nachstehenden lebenswürdigen Gedicht:



*Friedrich Düsel und Paul Weiglin*

*Dank für den 11. Februar 1939*

Die Sonne sank, das Lid wird schwer,  
Nun Spiel und Tanz verklungen —  
Da quillt ein Lichtschein übers Meer,  
Wüßt gern, wo er entsprungen.

Und sieh, auf mondbeglänzter Bahn,  
Ein Schifflin kommt gezogen,  
An Bug und Heck, an Bord und Rahn  
Von Wimpeln bunt umflogen.

Und hoch am Mast seh ich von fern  
Ein Strahlen sich entfalten —  
Dank, Freunde, für den Abendstern,  
Den ihr entfacht dem Alten!

Noch einmal schenkt er mir zurück  
Der Jugend stolzes Wähnen,  
Der Liebe Mai, der Arbeit Glück  
Und Trost für alle Tränen.

Friedrich Düsel.

Berlin-Steglitz, im Februar 1939  
Beymestraße 13

Am 8. Dezember 1945 setzte der Tod seinem arbeitsreichen und schaffens-  
frohen Leben ein Ende.

A. B.

### Buchbesprechung

Paul Steinmann: „Bauer und Ritter in Mecklenburg“, Wandlungen der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse im Westen und Osten Mecklenburgs vom 12./13. Jahrhundert bis zur Bodenreform 1945. Petermännken-Verlag, Schwerin. 1960, 328 S. DM. 16,80. — Wie alle uns bekannten Veröffentlichungen des Petermännken-Verlags ist auch dieses Werk sehr gut gedruckt und ausgestattet. Der Preis erscheint bei Wert und Ausstattung außerordentlich niedrig, so daß keine Bibliothek, aber auch kein Forscher und Freund des Landes Mecklenburg die Anschaffung zu scheuen braucht, denn er wird reich belohnt. Wer Paul Steinmann kennt, weiß, daß er einen absolut zuverlässigen Forscher und Gelehrten vor sich hat. Niemals würde er von der von ihm erkannten wissenschaftlichen Wahrheit abgehen, um eine einmal von ihm aufgestellte These zu verfechten, wenn er sie als nicht haltbar erkannt hat. Sein ganzes Leben ist von seiner Jugend an der Erforschung der mecklenburgischen Heimat gewidmet und auch heute noch mit über 70 Jahren ist er emsig bemüht, die Ernte eines Lebens in die Scheuer zu bringen. — Das Werk gliedert sich in zwei Teile: Westmecklenburg und Ostmecklenburg. Steinmann wählt zwei alte mecklenburgische „Länder“, terrae, wir würden heute sagen „Ämter“, und zwar für den Westen Wittenburg und für den Osten Stargard. Innerhalb dieser Länder nimmt er dann die beiden Dörfer: Goldenbow im Kreise Hagenow und Cölpin im Kreise Neubrandenburg, um an ihrem Beispiel die Entwicklung, die als typisch für die beiden Länder gelten kann, aufzuweisen. St. beschränkt sich aber keineswegs auf diese beiden örtlichen Beispiele, sondern spannt von dort ausgehend den Rahmen sehr viel weiter und legt überall die geschichtlichen und soziologischen Zusammenhänge dar, wie wir es schon aus seiner „Chronik der Stadt Burg Stargard im Rahmen der Landesgeschichte“ kennen. So wurde für gewisse Zeitabschnitte der ganze Westen Mecklenburgs berücksichtigt. — Die alten Mecklenburg-Strelitzer wird natürlich vor allem Teil II fesseln, in dessen erstem Kapitel St. sich eingehend mit den Problemen der älteren Geschichte des Landes Stargard beschäftigt, während Kapitel II—XII die Geschichte des Dorfes Cölpin im Zeitalter der Neubesiedlung bis zur Bodenreform von 1945 und die Gestaltung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse des Amtes Stargard vom 16. Jahrhundert bis 1945 behandeln. Wir weisen besonders hin auf Kapitel III: Übergang zur neuzeitlichen Gutswirtschaft und Guts-herrschaft im Amte Stargard und in Cölpin während des 16. Jahrhunderts. Kapitel IV: Gestaltung der gutsherrlichen und der bäuerlichen Verhältnisse während des 30-jährigen Krieges. Kapitel XI: Rekonstruktion der bäuerlichen Stellen in den ritterschaftlichen Dörfern . . . Kapitel XII: Die beiden Mecklenburg-Strelitzschen Verordnungen vom 10. 12. 1824 betr. Feststellung und Regelung der bäuerlichen Verhältnisse in den ritterschaftlichen Gütern. — Ganz besonders sei aufmerksam gemacht auf die umfangreichen Anmerkungen, die eine Fülle von kritischem und aufschlußreichem Material enthalten, und auf den Kartenanhang mit seinen Erläuterungen und Auswertungen, die auch die Siedlungsarchäologie umfassen. Historiker und Vor- und Frühgeschichtler müssen ja eng zusammen arbeiten, um einigermaßen sichere Resultate zu erhalten. Für viele Jahrzehnte wird Steinmanns Buch das Standardwerk für die in ihm behandelten Probleme bleiben. P.

### Friedrich Griese:

„Der Wind weht nicht, wohin er will“. Eugen Diederichs-Verlag, Düsseldorf-Köln, 1960, 335 S., DM 16,80. Das Werk ist noch rechtzeitig zur Frankfurter Messe erschienen und daher vielleicht manchem schon bekannt. Es ist ein echter „Griese“ möchte man sagen. Und doch spricht irgendwie ein neuer Mensch zu uns. Wie seine anderen Werke ohne Funkeln und Glänzen, aber von innerem Leuchten. Der schwere Boden der mecklenburgischen Erde ist auch hier der Grund. Das große, unheimliche Geschehen im eigentlichen Sinne von „Geschichte“ ist nun nicht Vergangenheit, sondern Gegenwart, und kommt wie ein riesiges dunkles Tier durch den Wald auf den Dichter selbst zu. Und nun heißt es: wer bist du? Bist du bereit, hast

du dich in deinem Leben rechtzeitig, ja immer darauf vorbereitet, das Schicksal zu bestehen? — Aber das muß man selbst lesen und erleben, muß manchen Satz noch einmal lesen, von dem man schon glaubte, ihn verstanden zu haben, um ihn in seiner ganzen Schwere zu erfassen und zu erföhlen. Wie der echte Musiker und Maler hat Griese seine Sprache. Sie ist es, die das Werk zum Kunstwerk macht. P.

### *Der Spaten bringt es an den Tag*

Heinrich Schliemann: Briefwechsel. II. Band: 1876—1890. Herausgegeben von Ernst Meyer. Verlag Gebr. Mann, Berlin. 488 Seiten. 35 DM.

Man macht sich keiner Übertreibung schuldig, wenn man Heinrich Schliemann als eines der sonderbarsten Phänomene des vorigen Jahrhunderts bezeichnet. 1822 im kleinen Neubukow (Mecklenburg-Schwerin) als Sohn eines ebenso armen wie kinderreichen Pastors geboren, gründete er mit 25 Jahren in Petersburg ein eigenes Großhandelshaus, das bereits 1852 eine Filiale in Moskau hatte. Wie mit Tee, Zucker, Salpeter und Holz, handelte er auch mit Indigo so erfolgreich, daß er 1864 ein Drittel des gesamten russischen Indigo-Importes beherrschte und ein Vermögen von rund 10 Millionen besaß, das er vornehmlich in Eisenbahnaktien anlegte. Statt seine ungewöhnliche merkantile Karriere fortzusetzen, zieht sich der vierzigjährige Multimillionär vom Geschäftsleben zurück, um der Verwirklichung eines alten Jugendtraumes zu leben: die Leiden und Taten der homerischen Helden als historische Realität zu erweisen.

Während Winckelmann, Goethe und Hölderlin das nie mit eigenen Füßen betretene Land der Griechen „mit der Seele“ suchten, begibt sich der mit Zollstock, Fernrohr, Thermometer und Barometer bewaffnete Sohn des nüchternen 19. Jahrhunderts selbst in jenes Land, gräbt sich buchstäblich, das heißt mit dem Spaten und der Spitzhacke, in den Boden hinein, auf dem einst die Griechen die von Homer besungene Feste des Priamos vernichteten, bringt das verschüttete Troja wieder ans Licht, gräbt dann auch in Mykene, wo er die Gräber einer ganzen Königsdynastie findet, in Orchomenos und Tiryns. Und das jahrzehntelang auf sich allein angewiesen, ausgesetzt dem Spott der Besserwisser, und triumphiert schließlich so eindeutig über die Gelehrtenwelt, daß er eine der populärsten Gestalten seiner Zeit wurde, Ehrenbürger der Stadt Berlin, wie vor ihm nur Bismarck und Moltke, Träger hoher und höchster Orden. Bei allen Irrtümern in Einzelheiten hat er in allen großen Fragen recht behalten. Von seinen Grabungsergebnissen nahm die genauere Kenntnis der griechischen Frühgeschichte ihren Ausgang; dank seiner Hinweise fand Dörpfeld den Ursprung der griechischen Frühkultur in Kreta. Auf den Fundamenten des im Affront gegen die Vorstellungswelt der Forscher von F. A. Wolf bis Müllendorff und Max Müller aus dem Dunkel des Mythischen und der Irrealität des Epischen in die Helle geschichtlicher Wirklichkeit erlösten Troja ruhen auch die Arbeiten Wilhelm Werner Jaegers und Schadewaldts.

Nicht, daß Schliemann als erster die Grabungstechnik in die historische Archäologie eingeführt hätte; Ludwig Ross und Alexander Conze hatten schon vorher andernorts gegraben. Auch kann keine Rede davon sein, daß der mit unerhörter Willenskraft begnadete Amateur etwa der Archäologie eine zuverlässige „Methode“ vermittelt hat; diese ist erst Dörpfeld zu verdanken. Aber gerade die großartigen Grabungserfolge Schliemanns haben entscheidend dazu beigetragen, daß Scherben und Schutt, wie vorher Kunstwerke und Goldschätze, der Altertumswissenschaft wichtige Indizien für die Chronologie der Kulturschichten geben. Auch das gehört zu der für das 19. Jahrhundert charakteristischen Privilegierung der „Quelle“, der Urkunde, des Monuments und Dokuments, in der historischen Heuristik.

Wer diese Anfänge der geschichtlichen Archäologie verfolgen will, kann an dem Briefwechsel Schliemanns nicht vorübergehen, den der unbestritten führende Schliemann-Forscher Ernst Meyer in zwei Bänden herausgegeben hat. In ihm findet man alles, was für das Bild Schliemanns, für den Geist seines Jahrhunderts und besonders

für die Entwicklung der Altertumsforschung von Bedeutung ist. Die Briefe werden wohl jeden enttäuschen, der durch sie Aufschlüsse über die existentielle Intimsphäre Schliemanns zu erhalten hofft, in der sich keine dramatischen Prozesse abgespielt zu haben scheinen. Er war offensichtlich eine mehr nach außen orientierte Natur, die in ihren Briefen keine einzige meditative Reflexion formuliert. Man bewundert statt dessen die generalstäblerische Prägnanz und Dichte der zahlreichen Geländebeschreibungen, in denen sich der ungewöhnlich entwickelte topographische Blick Schliemanns bekundet, die mathematische Klarheit in den Mitteilungen der Grabungsergebnisse und -hindernisse, in der Erörterung und Klärung strittiger Fragen, in der systematischen Zusammenfassung von Erfahrungen.

Die „Welt“ dieser Briefe aber beschränkt sich nicht auf die Forschungsthematik, mag diese auch im Vordergrund stehen. Sie umfaßt auch Ereignisse und Probleme verschiedener Länder, die Problematik der deutschen Auswanderung nach Übersee, das Getriebe im Goldwäschergebiet Kaliforniens, die Nachwehen des amerikanischen Bürgerkrieges in den Südstaaten, die Sklavenemanzipation in Mittelamerika, die wirtschaftliche und nationale Krise in Rußland und so fort. Das Spiegelbild eines Forschers weitet sich zum Spiegelbild seiner Zeit.

Um die Leistung des Herausgebers angemessen würdigen zu können, muß man sich vor Augen halten, daß er aus dem mit Lupe und Spiegel mühsam entzifferten und durchgearbeiteten Nachlaß von rund 60 000 Briefen 1750 als wichtig erkannte ausgewählt hat. Mit welcher philologischen Akribie er dabei vorgegangen ist, läßt sich auch aus dem wertvollen Apparat von weit über 400 Anmerkungen ersehen, in denen er die von Schliemann aufgeworfenen Probleme bis zum gegenwärtigen Stand verfolgt und aus dem bewundernswerten Fundus seiner spezialistischen Gelehrsamkeit den zeitgebundenen und den überdauernden Anteil Schliemanns im Gedanklichen wie im Methodischen sauber herausstellt, immer mit so präzisen Quellenangaben, daß er sich selber — eine heute sich nicht von selbst verstehende Tugend! — kontrollierbar macht. In summa: eine in jeder Beziehung vorbildliche Edition.

*Hans Kudszus*

Entnommen dem „Tagesspiegel“ vom 3. 4. 60.

### *Zu unseren Texten und Bildern*

Wir zeigen dieses Mal wieder einige besonders schöne Bilder aus unserem Verlagsort Göttingen, die wir dem Leiter des Verkehrsamtes verdanken. Das Bild „Aufgang zum Rathaus“ hat der Musterschmidt-Verlag, Göttingen, gestiftet. Das schöne Treppenhaus bewunderte schon Goethe, als er mit seinem Sohn August gelegentlich einer Pyrmonter Badereise in Göttingen weilte und die schon damals berühmte Universitätsbibliothek zu Studienzwecken aufsuchte. — Der Bund bildender Künstler Nordwestdeutschlands, Gruppe Harz, der 66 Maler, Graphiker, Bildhauer, Architekten und Kunsthandwerker umfaßt, gab uns freundlicherweise die Möglichkeit, einen Einblick in das Schaffen heute lebender, um das Höchste ringender Künstler zu tun. Wir werden uns wiederholt in die Bilder versenken müssen, um den Gehalt der Wiedergaben auszuschöpfen. — Luise Duncker, Tochter des verstorbenen Oberstudiendirektors Dr. Duncker, führt uns in ihrer Skizze in die schöne, aber schwere Arbeit des Keramikers. Aus jedem Wort spricht die verantwortungsbewußte, ihrem Werk ergebene Künstlerin. Der Kieler Professor Wolfgang J. Müller spricht auch in seinem Buch „Kunsthandwerk in Schleswig-Holstein“ Heide in Holstein, 1960, über L. Duncker und zeigt Aufnahmen aus ihren Schöpfungen. — Dr. Paul Steinmann behandelt in Teil IV seiner Chronik die interessantesten Ereignisse, Probleme und Persönlichkeiten der Landesgeschichte. Vor allem wird jeden die wahre Gestalt Dörchläuchtungs fesseln. Der „Rahmen“ ist für diesen Fall besonders groß konzipiert. — Otto Fröhcke, alter Abiturient des Carolinums, schon 1947 gestorben, erscheint zum erstenmal in unseren Blättern. Aus den beiden Gedichten spricht ein starkes lyrisches Talent. Sie wurden mit gütiger Genehmigung des Erich-Schmidt-Verlags Berlin, veröffentlicht,

wo sie in der Sammlung „*Wolken wissen nichts vom Leide*“, *Gedichte einer Landschaft*, 1948 posthum erschienen. Zwei epische Arbeiten von O. Fröhmkke („*Das Schwedenloch*“, „*Begegnung in Waltsch*“) sind 1947 im gleichen Verlag veröffentlicht.

Dr. Wilhelm Gernentz studierte an den Universitäten Göttingen, München, Berlin und Rostock Alte Sprachen, Geschichte und Kunstgeschichte. 1914 promovierte er *summa cum laude* bei Professor Helm in Rostock (der heute mit 89 Jahren noch auf seinem Gebiet arbeitet und Reisen in den tiefen Süden unternimmt). — Das Bild „*Allee im Schloßgarten von Neustrelitz*“ verdanken wir Walter Knöfel, die Fahrt im Spreewald Apotheker Frese, Wiesbaden, das Orchester des Carolinums Prof. W. Westphal und auch Zollrat Buhrow. — Auf dem von Dr. Rütz eingesandten Bild der Primaner in Wicks, der zum Fackelzug bei der Übernahme des Direktorats durch Professor Dr. Theodor Becker im Herbst 1904 getragen wurde, bedeutet die dem † zugefügte 1: gefallen im 1. Weltkriege.

### *Niederdeutsche Rezitatoren*

Nachdem Annalise Wagner uns aus Leben und Kunst des berühmten Reuter-Rezitors Karl Kraepelin berichtet hat, wollen wir in diesem Heft nicht vergessen, der beiden heute noch lebenden und wirkenden Reuter-Rezitatoren kurz zu gedenken. Es ist unser alter Caroliner Rektor i. R. Hans Meese, der uns allen durch seine Beiträge schon lange bekannt ist. Gerade in diesen Wochen und Monaten um den 150. Geburtstag Reuters ist H. Meese unterwegs, um in die Städte und Dörfer Mecklenburgs den goldenen Humor und den darin verborgenen tiefen Ernst Fritz Reuters zu tragen. — Der zweite ist der 71jährige Ernst Hamister, der aus dem Klützer Winkel stammt und also ebenfalls ein echter Mecklenburger ist. Von Beruf Kaufmann, fand er den Weg zu seiner eigentlichen Berufung im Jahre 1930 in der Reuterstadt Stavenhagen, wo ihn der Bürgermeister zu einem Reutervortrag einlud. Der Erfolg entschied über sein weiteres Leben. An seinem 70. Geburtstage ehrte ihn die Hansestadt Lübeck durch die Verleihung der Senatsplakette wegen seiner Verdienste um die Förderung der plattdeutschen Sprache und um die Verbreitung der Reuterschen Werke. —

In diesem Zusammenhang wollen wir nicht eines niederdeutschen Schriftstellers und Rezitors vergessen, der schon im 81. Lebensjahr steht und noch immer schreibt und spricht. Es ist der in Elversberg/Saar lebende Sanitätsrat Dr. med. Bernhard Trittelvitz. Er entstammt einer Rügenschens Pastorenfamilie, sein Beruf als Arzt hat ihn früh ins Saarland geführt. Von seinen verschiedenen Büchern erwähnen wir das uns bekannte kleine Werk: Bernhard Trittelvitz, „*En poor gode Druppen gegen alle Hartensnoot*“, Evangelische Verlagsanstalt, Berlin, 1959. 2. Aufl. 108 S. Wer einmal wirklich von Herzen fröhlich sein und lachen will, der sehe zu, daß er in den Besitz des Büchleins kommt. Es sind schon 13 500 Exemplare davon verkauft.

### *Gründung der Fritz-Reuter-Gesellschaft in Lübeck*

Im Juli 1960 kam eine Gruppe von Mecklenburgern in Lübeck zusammen, um miteinander einen Weg zu finden, den großen niederdeutschen Dichter Fritz Reuter zu seinem 150. Geburtstag durch ein besonderes Geschenk zu ehren, und dem deutschen Volk den Schatz, den es in Fritz Reuter besitzt, von neuem vor Augen zu führen.

So kam es zu der Gründung der Fritz-Reuter-Gesellschaft mit dem Sitz in Lübeck. Einer der größten lebenden mecklenburgischen Dichter, der nun 70jährige Friedrich Griese, wurde zum Präsidenten der Gesellschaft gewählt. Wenn Friedrich Griese nach den schweren Jahren, die hinter ihm liegen, und nach vor kurzer Zeit erst überstandener schwerer Operation sich zur Übernahme dieses ehrenvollen Amtes bereit erklärt hat, so wissen wir, daß sein hohes Pflichtgefühl

gegenüber seinem Volk und seine tiefe Liebe zu dem einmaligen Heros niederdeutscher Dichtkunst ihm die Absage unmöglich gemacht haben.

Die Fritz-Reuter-Gesellschaft will sich für das dichterische Gedankengut Fritz Reuters einsetzen. Hierzu werden Veröffentlichungen, Hinweise und Beratungen dienen. Sobald die finanzielle Möglichkeit gegeben ist, soll die Herausgabe eines Jahrbuches erfolgen.

Weiter sollen Erinnerungen, Andenken (z. B. Bilder, alte Ausgaben, frühe Veröffentlichungen über den Dichter) gesammelt und bewahrt werden. Wenn auch der größte Teil hiervon schon in Stavenhagen und Eisenach seinen Platz gefunden hat, so darf man doch annehmen, daß sich noch manches Stück und einige Kostbarkeiten in privater Hand befinden, die nun den Weg in den Besitz der Fritz-Reuter-Gesellschaft finden werden.

Vor allem aber möchte die neue Gesellschaft allmählich eine Art Sammelpunkt für alle Kreise werden, die sich in der Öffentlichkeit den Namen des Dichters für ihre Tätigkeit beilegen. P.

### *Fritz-Reuter-Gesellschaft*

Im Juli d. J. wurde in Lübeck eine Fritz-Reuter-Gesellschaft gegründet, deren Wirken sich über das ganze Bundesgebiet und darüber hinaus erstrecken soll. Zum Präsidenten wurde unser Dichter Friedrich Griese und zu seinem Stellvertreter Rechtsanwalt Felke, Lübeck, gewählt. Dem Vorstand gehören außerdem als Ehrenmitglied der bekannte Reuter-Rezitator Ernst Hameister, ferner als Geschäftsführer der Bankdirektor Alfred Höffer und als Schatzmeister der Buchhändler Otto Hamkens in Lübeck an. Als Beisitzer wurden in den Vorstand die Herren Dr. Blanck, Paul Langmaak und Günther Wiencke berufen.

Die Fritz-Reuter-Gesellschaft wird erstmalig zum 150jährigen Geburtstag Reuters mit einer repräsentativen Veranstaltung an die Öffentlichkeit treten. H.

## Verschiedenes

Die beiden Neustrelitzer und Caroliner in Südkalifornien, Ilse Rosenhainer - Hance und Dr. med. Fritz Rosenthal, trafen sich — dank der Caroliner Adressensondernummer — in Santa Barbara, wo Ilse mit ihrem Mann und ihrem Töchterchen Linda in der schönen kalifornischen Höhenlandschaft oberhalb des Meeres und fern vom Getriebe der Stadt ein hübsch gelegenes Landhaus besitzt. Sie grüßen gemeinsame Freunde in der alten Heimat. — Adolf Friedrich, Herzog zu Mecklenburg, vor 1914 Gouverneur von Togo, 86 Jahre alt, suchte die einstige deutsche Kolonie aus Anlaß der Unabhängigkeitserklärung auf und wurde herzlich willkommen geheißen. — Grüße von einem Caroliner-Treffen im Staatspark Fürstenlager bei Bensheim-Auerbach a. d. Bergstraße (Café Herrenhaus) sandten Inga Brunswig, Peter Brunswig, E. Neumann, Anne Liese Müller, Dieter Müller, Erika Krüger geb. Siehl, Horst Müller, Anke Hoesch geb. v. Wussow, Gerda Merk geb. Schüder, Otty Schüder geb. Rust, Mieke Schreiber, Dörthe v. Bergen geb. Jerchel, Dr. Heinrich Pinnow, Dr. Julius Breest u. Frau, Dr. Eberhard Stier, E. Pinnow, Joachim Peters und Frau (als Schüler bei Frau v. Strauß), Dr. Herbert Müller, Gundula Schütte geb. Kerstenhann, U. Stier (?). Über Park und Schloß, das jetzt als Café mit Gästeheim von Herrn G. Wodarg und Frau Ruth Stichtenoth geb. Schüder geführt wird, berichten wir im nächsten Heft. — Rudolf Meyer (Realschule 1916 bis 1921) schlägt vor, hinter die Anschriften der alten Caroliner die Schulzeit zu setzen, schon weil viele Namen wie Krüger, Schultz usw. sich wiederholen. Wir begrüßen den Vorschlag und werden in Erwägung ziehen, wie er durchgeführt werden kann. — Der Neubrandenburger Abend von 1938 in Berlin, der alle 4 Wochen im Preußenhof, Savignyplatz 5 stattfindet, übersandte von einem Treffen mit 21 Teilnehmern herzliche Heimatgrüße. — Ansichten!: Ein Landgerichtsrat schreibt: Wo kann ich das Buch von Dr. Steinmanns Mecklenburgischer

Landesgeschichte (Chronik Burg Stargard) kaufen. Ich möchte es sofort erwerben. [Die Aufsätze des Archivrats Steinmann sind Originalbeiträge und werden zum erstenmal im „Carolinum“ veröffentlicht. In Buchform sind sie daher noch nicht herausgegeben.] — Ein Mittelschullehrer: Ich möchte sofort alle Aufsätze von Paul Steinmann über die Chronik der Stadt Burg Stargard im Rahmen der Mecklenburgischen Landesgeschichte in Sonderdrucken beziehen. Können Sie uns die liefern? [Sonderdrucke werden in beschränkter Anzahl nur, wie allgemein üblich, an die Autoren wissenschaftlicher Beiträge ausgegeben.] — Ein Studienrat: Die Aufsätze von Dr. Paul Steinmann sind trocken und uninteressant. — Die Redaktion der „Blätter für deutsche Landesgeschichte“ im Hauptstaatsarchiv Wiesbaden hat um regelmäßige Belieferung mit dem „Carolinum“ gebeten. — Im Laufe des letzten Jahres sind uns viele Bilder für das Bildarchiv des „Carolinums“ zugegangen. Wir danken allen Einsendern herzlich und freuen uns über die Mitarbeit. Gleichzeitig aber bitten wir zu bedenken, daß eine ganze Reihe von Aufnahmen, besonders wegen des Alters, nicht mehr reproduktionsfähig ist und daß wir in einem Heft immer nur eine sehr beschränkte Auswahl bringen können. Den Namen des Einsenders bitten wir auf die Rückseite zu setzen. — Vom Lübecker Caroliner-Treffen am 21. Mai 1960 sandten Grüße: Peter Heitmann und Frau, Michel Ludewig und Frau; Lena Klemp geb. Sachse, Marlen Jürgens, Dora Wiencke geb. Ceconi, Maria Rehm geb. Sieverth, A. v. Raven, Käthe Ziegenspeck, Gätgen (?), Dr. Pantel, Fritz Kraemer, Carl Roewer jun., Lisa Stoppel, Reinhard Gotsmann u. Frau, Anneliese Bauer geb. Boldt, F.-W. Schürer und Frau geb. Josephi, Sigrun Lütjen geb. Post, 3 × Brandt, Bäckerstraße 1, Maria Krause, Anneli Schlicht geb. Krause, Hans Behrendt, Helga Pape, Ehrenfried Bahlcke, Professor Dr. Sass und Frau. — Berichtigung: In Heft 31, S. 104, Zeile 3 von oben muß es statt *Kreise* *Bezirke* heißen. — Von Heft 33 ab soll die Stärke unserer Caroliner Hefte wegen Überlastung des Herausgebers und auch aus finanziellen Gründen auf etwa 120 Seiten herabgesetzt werden *Wir wiederholen daher die dringende Bitte, Aufsätze nicht über 12 Druckseiten auszudehnen!* Sonst wird das Einverständnis zur Teilung vorausgesetzt. Im vorliegenden Heft mußte die „Chronik der Burg Stargard“ so lang erscheinen, weil die Schriftleitung in diesem Reuterheft nicht auf die historische Darstellung von „Dörchläuchting“ verzichten konnte. — In Heft 31 ist auf Seite 18, Z. 2 von oben statt *Florenz* „*Verona*“ einzusetzen. — Auf die Anfrage in Heft 31, S. 104 nach der „*Strelitzie*“ sind eine Fülle von Erwidierungen eingegangen, auch aus der Heimat der Pflanze, Südafrika. Wegen Raummangels können wir erst in H. 33 auf die Antworten eingehen, für die wir allen Einsendern unseren Dank aussprechen. — Versehentlich ist in *Heft 31, S. 120/121* der Name des Verfassers nicht mitgedruckt. Es ist, wie jeder auch durch das Gruppenbild erkannt haben wird, *Oberstudienrat Dr. Hans Stichel*.

---

## Plädoyer für die Kleinschreibung

Neues Heft der Duden-Beiträge

HUGO MOSER: GROSS- ODER KLEINSCHREIBUNG? Ein Hauptproblem der Rechtschreibreform. Verlag Bibliographisches Institut, Mannheim, 91 S., 8,— DM.

Wann endlich kommt die Kleinschreibung? Richtiger: Wann kommt die „gemäßigte Kleinschreibung“, nach der nur noch die Eigennamen, Titel, die Anrede für Wörter, die Bezeichnungen Gottes und die am Satzanfang stehenden Wörter groß geschrieben werden? Nach der Lektüre der von Hugo Moser im Rahmen der „Duden-Beiträge“ erschienenen Darstellung dieses Hauptproblems der Rechtschreibreform kann man nur noch einmal fragen: Wann endlich . . . ?



Es ist doch so, daß kaum einer von uns die verzwickten Regeln völlig beherrscht. Schon weil sich die Wortart „Hauptwort“ gar nicht genau abgrenzen läßt, geraten wir von einem Zweifel in den anderen. In der Schule quälen wir die Kinder mit Regeln, die sie zuletzt doch nicht verstehen, und die Einübung dieser Regeln kostet Jahr für Jahr Zeit und Mühe, die wir für eine sinnvollere Beschäftigung mit der Muttersprache gut brauchen könnten — von der Verärgerung über die immer sprudelnde Fehlerquelle bei Schülern, Eltern und Lehrer gar nicht zu reden.

Selbst solche Überlegungen würden jedoch noch nicht den Ausschlag geben, wenn die Kleinschreibung nicht auch der deutschen Sprache gemäß und eigentümlich wäre. Es ist viel zu wenig bekannt, daß die vielen großen Anfangsbuchstaben (Majuskeln) sich erst seit dem 16. Jahrhundert eingebürgert haben (auch der Untertanengeist war mit am Werke), daß der Gebrauch oder richtiger Mißbrauch der Majuskel noch lange ganz unregelt blieb und sich erst im Laufe des 18. Jahrhunderts halbwegs ordnete und festigte. Aber schon Anfang des 19. Jahrhunderts ist Jakob Grimm ein erklärter Gegner der Großschreibung. Er und viele seiner Nachfolger verfaßten ihre germanistischen Studien in der ursprünglichen Kleinschreibung.

Wenn wir die Kleinschreibung wieder aufnähmen, würden wir unsere Sprache auch den anderen europäischen Sprachen angleichen. Da wir dabei nichts Eigenes aufgeben, vielmehr nur zum ursprünglichen Stand zurückkehren, ist nicht einzusehen, warum wir damit die Erlernung und den Gebrauch der deutschen Sprache für Ausländer nicht erleichtern sollen. Auch in unserem Jahrhundert gab und gibt es Dichter und Schriftsteller, die sich zur Kleinschreibung bekennen, Stefan George ist der bekannteste unter ihnen. Wer sich mit ihren Schriften befaßt, weiß, wie bald sich der Leser mit der Kleinschreibung befreundet.

Ein Blick auf die in Dänemark 1948 eingeführte Reform der Rechtschreibung zeigt, daß die Befürchtungen, die ältere Literatur könnte unlesbar werden, sich als unbegründet erwiesen haben. In der Kopenhagener Zeitung „Politiken“ v. 21. 3. 58 heißt es: „Die Kinder und die Jungen, die in der Schule nur nach den neuen Regeln (Verzicht auf die großen Anfangsbuchstaben der Substantive) gearbeitet haben, sind glücklicherweise imstande, die alten Texte ohne die geringste Schwierigkeit zu lesen . . . Schließlich hat sich die Behauptung, die Kleinschreibung würde Möglichkeit von Mißverständnissen stark vermehren, als nicht stichhaltig erwiesen“. Wir haben dem nichts hinzuzusetzen.

*Rudolf Ibel*

Entnommen der „Welt“ vom 7. 5. 1960.

---

---

### *Beitrag*

Carolinier und Angehörige zahlen einen Mindest-Jahresbeitrag von 10.— DM. Sie erhalten die Zeitschrift „Das Carolinum“ kostenlos.

Freunde des Carolinums zahlen einen Mindest-Jahresbeitrag von 6.— DM. Dafür erhalten sie unsere Zeitschrift.

Dem Heft Nr. 32 liegt wieder eine Zahlkarte bei für diejenigen, die mit dem Beitrag für 1960 noch im Rückstand sind und für Spenden.

Postcheckkonto: Walter Blank, Kiel 1.

Hamburg 21 80 06 für Altschülerschaft Carolinum.

---

---

## Vermischte Nachrichten

### Geboren

Christa M ö c k e l geb. Müller (Reichshof), Wuppertal-Barmen, Zwillinge (Junge und Mädchen) — Dr. Lothar Wallis und Frau Mareile geb. Büchsel ein Sohn (Hartmut) — Am 25. 5. 60 wurde Dr. med. dent. Boden stein und Frau Maja geb. Heuck eine 3. Tochter geboren (Ulrike) — Dr. Elisabeth Lessing geb. Kesselner und Dr. Johannes Lessing, Düsseldorf, ein Sohn (Johannes, 4. Kind) — Karin Ohle und Dipl. phys. Klaus Hinrich Ohle eine Tochter. — Renate L a u b a c h geb. Stichel und Dr. theol. Fritz Laubach ein Sohn (Hans Reinhold). — Im Jahre 1960 wurden Dr. med. Conrad Kalkschmidt zwei Enkelkinder geschenkt. — Gertraud Feilke geb. Pfeil eine Tochter (Ursula). — Im April wurde Dr. med. Werner Maass, Heidelberg, das 3. Kind, ein Junge geboren. — Anneliese Post geb. Richter, und Dr. Dietrich Post: ein Sohn (Hans Ulrich).

### Verlobt

Erica Brandt (Tochter von Frau Christa Brandt, Langenlonsheim/Nahe) mit Horst Kappes (Oppenheim) — Dietlind Wedemeyer, Tochter des verstorbenen Studienrats Dr. Otto Wedemeyer, mit Dr. rer. nat. Thorsten Beyrich, Greifswald. — Renate Winter und Günther Windecker, Kassel. — Rolf Hartwig mit Carla Müller, Frankfurt/Main.

### Verheiratet

Am 20. 4. 1960 heiratete der Sohn unseres Caroliners Dr. med. Conrad Kalkschmidt. Er ist ebenfalls Arzt und wird in Kürze die Praxis seines Vaters übernehmen. — Am 10. September 1960 wurden Peter Schweizer und Gudrun Schweizer geb. Knacke, in der Stiftskirche in Tübingen getraut.



Abiturientenkommers (G.) 1935

### *Examina, Beförderungen pp.*

Veit Ludwig Freiherr von Seckendorff bestand im Herbst 1959 die Diplom-Ingenieur-Prüfung. — Horst Rosenhainer bestand das medizinische Staatsexamen und promovierte summa cum laude zum Dr. med. Er ist jetzt als Medizinalassistent in St. Georgen/Schwarzwald tätig. — Oberregierungsrat Erich Weiher, Kiel, wurde zum Regierungsdirektor befördert. — Ulrich Wolter und Frau Margarete geb. Wendlandt, Nichte des verstorbenen Staatsministers Dr. Hustaedt, feierten in Eichelstädter Hof bei Waldmohr (Pfalz) ihre silberne Hochzeit. — Dr. jur. Joachim Rieck, Sohn unseres Caroliners Walther Rieck, wurde zum Landgerichtsrat in Düsseldorf ernannt. — Hartmut Stolze bestand das Assessor-Examen und ist jetzt als Studienassessor in Ahlen (Westf.) am Gymnasium tätig.

### *Geburtstage*

Am 20. 9. 1960 feierte Dr. med. Hugo Hamann in Zeulenroda in Thüringen seinen 80. Geburtstag. — Ihren 70. Geburtstag begingen Oberstudiendirektor a. D. Dr. Herbert Müller, Zollrat a. D. Robert Buhrow, Oberstudiendirektor a. D. Gustav Piehler. — Prof. Dr. Wilhelm Westphal wurden zu seinem in Heft 31 gemeldeten 70. Geburtstag viele Glückwünsche und reiche Ehrungen zuteil. Vor allem ließ die Bundesforschungsanstalt für Milchwirtschaft, an der W. Westphal früher Institutsdirektor war, durch Oberregierungsrat Wiehr, Kiel, ihre herzlichen Glückwünsche und ihren Dank für die treue und hervorragende Mitarbeit des Jubilars überbringen. Westphal hat noch nach seiner Pensionierung ein vorbildliches Werk über milchwirtschaftliche Betriebslehre geschaffen, das 1957 herauskam und in mehrere Sprachen übersetzt wurde. — Am 2. 10. 1960 feierte der Dichter Friedrich Griese seinen 70. Geburtstag. Wir danken ihm auch an dieser Stelle für seine Mitarbeit am „Carolinum“. — Unser Vorstandsmitglied, Dipl.-Ing. Walter Rieck, beging am 29. 8. 1960 in voller Frische im Kreise seiner Kinder und Kinderkinder seinen 75. Geburtstag. Wir kennen seine Liebe und Treue zu seiner lieben alten Schule, wir wissen aber auch um sein inniges Verbundensein mit der mecklenburgischen Heimat und seine Freude am deutschen Lied; das er noch im hohen Alter pflegt. So wundern wir uns nicht, daß er auch der Pfleger von Ahnentafel und Stammbaum der weitverzweigten Familie Rieck ist, daß sein Heim von dieser Familien tradition und von Freude an Schönheit und Kunst zeugt.

### *Gestorben*

Am 3. Juli verstarb im Alter von 75 Jahren infolge eines Unglücksfalles der Rechtsanwalt und Notar Erich Hagenkötter, Nassau a. d. Lahn, der viele Jahre in Neustrelitz lebte. — Frau Pastor Hoth, Neustrelitz, verstarb nach längerem Krankenlager. — Dr. Erich Kassau beklagt den Tod seiner Mutter, die im Alter von 87 Jahren in Frankfurt/Main gestorben ist. — Im Alter von 40 Jahren verstarb nach langem, tapfer getragenen schweren Kriegsleiden am 10. 5. 1960 unser lieber Caroliner Hans Heinrich Winckelmann in Wiesbaden, früher Weidlin. — Nach kurzer, glücklicher Ehe wurde Karl Heinz Feilke, Dalheim, Kreis Erkelenz, durch Herzinfarkt aus dem Leben gerissen. — Dr. med. Ernst Heyn, Facharzt für Hautkrankheiten in Greifswald, starb am 27. 3. 1960 an Herzinfarkt im Alter von 69 Jahren. Seine noch lebenden Klassenkameraden hatten so sehr gehofft, nach Jahrzehnten der Trennung mit dem guten alten Freund ein Wiedersehen zu feiern. Requiescat in pace! — Im gesegneten Alter von 95 Jahren ist der Vater von Studienrat Ohle, Neustrelitz, Max Ohle, gestorben. — Auguste Becker, Tochter unseres unvergeßlichen, verehrten Direktors des Gymnasiums Carolinum, Geheimrat Prof. Dr. Becker, ist nach längerem Leiden sanft entschlafen. — Unser alter Caroliner Kurt Beyer, Sohn von Professor Beyer, ist nach jahrelangem, schwerem Leiden durch den Tod erlöst worden. — Frä. Blumhagen, Schwester des Geheimrats Dr. Blumhagen, dessen Sohn unser Abiturient war, ist in Neustrelitz am 24. 12. 1959 gestorben. — Die Mutter unseres Caroliners Adolf Hollnagel ist

in Neustrelitz nach langem Leiden gestorben. Der Tod kam als Erlöser. — Am 31. 3. 1960 verstarb die DRK-Schwester Gertrud Stecher, Nichte unseres Seniors Albert Stecher. Gertrud Stecher war Schülerin der Höheren Töchterschule, als diese sich noch im Marktgebäude befand. — Am 11. Sept. 1960 verstarb mit 85 Jahren Kulturrat a. D. und Oberstleutnant d. R. Otto Wegener in Denzlingen bei Freiburg/Br. Mit ihm ging ein Mann dahin, der vor unser aller Augen als ein Vorbild an Charakter, Haltung und höchster Pflichterfüllung stand. Als er mit 80 Jahren nach 10jähriger Kriegshaft 1956 aus dem fernen Osten zurückkam, ein Greis, aber ungebrochen, hatten wir die große Freude, ihn mit seiner Frau und seinen beiden Kindern, die alle Caroliner waren, auf dem Marburger Treffen willkommen heißen zu können. So wird sein Bild in vielen von uns leben und alle werden sich mit Achtung und Ehrfurcht vor diesem echten deutschen Mann neigen. — Hans Joachim Metzenthin, Duisburg und Dr. Borwin Wendlandt, Bonn, beklagen den Tod ihres Vaters. — Oberstudiendirektor Walter Sauter trauert um den Verlust seiner Gattin, die nach in Tapferkeit getragenen Leiden aus dem Leben geschieden ist. — Frau Hoff, Neustrelitz, Witwe des Landgerichtsdirektors Dr. Hoff, Schwester des Studienrates a. D. Karl Nahmmacher, ist vor wenigen Monaten verstorben. —



*Dr. Georg Ballschmieter †*

Am 25. April 1960 starb im 63. Lebensjahr nach langer, schwerer Krankheit Oberstudienrat Dr. Ballschmieter. Trotz seiner Operation im Februar 1958 hat er bis zu seinem völligen Zusammenbruch seinen geliebten Schuldienst an der Oberschule in Lübz versehen. Wegen seiner vorbildlichen Pflichttreue, die er auch bei schwindenden Kräften bewies, wurde er von seinen Kollegen und seinen Schülern hoch geachtet, ja bewundert. Von seinen Berufskameraden wurde er eigenhändig zu Grabe getragen, während die Schüler und Schülerinnen den Weg von der Kapelle bis zum Grabe säumten.

Am 9. März 1898 geboren, besuchte er das Humanistische Gymnasium in Friedland und kam nach bestandener Reifeprüfung schon Weihnachten 1915 ins Feld. Im

Januar 1919 als Leutnant entlassen, begann er sofort sein Studium an der Heimatuniversität Rostock. Obwohl er sich dem studentischen Leben nicht verschloß und in seiner Korporation sogar 1. Chargierter war, promovierte er innerhalb von drei Jahren, bestand in derselben Zeit sein Staatsexamen und trat im Herbst 1922 als Studienreferendar am Realgymnasium in Neustrelitz seinen Schuldienst an. Nach bestandener Assessorprüfung wurde er schon 1925 zum Studienrat ernannt. Bei Kriegsbeginn wurde er zum Heer einberufen, avancierte sofort zum Batteriechef und Abteilungskommandeur und führte zuletzt als Oberstleutnant ein Regiment. Obwohl er stets mit seiner Truppe an der Front stand, wurde er nur zweimal an Oberschenkel und Kopf leicht verwundet. — Nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft arbeitete er zunächst im Geschäft seines Schwiegervaters. Im Herbst 1953 wurde er wieder zum Schuldienst herangezogen und gab den gesamten Lateinunterricht an der Oberschule in Lübz.

Am Carolinum tat Georg Ballschmieter bis zu seiner Einberufung Dienst. Bei seinen Schülern war er als strenger Lehrer bekannt, aber so „scharf“ er war, so beliebt war er auch. Da Ballschmieter durch hervorragende Tüchtigkeit, Streben und Fleiß sich auszeichnete, lag es nahe, daß er von dem Direktor der Anstalt zu besonderer Mitarbeit herangezogen wurde und das seit dem Jahre 1795 bestehende Archiv des Carolinums nicht nur mit Umsicht ordnete, sondern auch in vorbildlicher Weise verwaltete. Auf Vorschlag des Direktors wurde Dr. Ballschmieter, während er schon im Felde weilte, zum Oberstudienrat und Leiter des Realgymnasiums in Schönberg i. M. ernannt. Es sollte ihm nicht vergönnt sein, dieses ehrenvolle Amt noch anzutreten. Wir alle werden Georg Ballschmieter, der stets frisch und heiter in und außer Dienst war, in treuem Gedächtnis behalten, den geliebten Lehrer und den guten Kameraden. P.

#### *Zum Gedächtnis von Otto Pfeil, gestorben 1935*

Das schwere Schicksal, das die einzige Tochter unseres alten Lehrers Studienrat Otto Pfeil betroffen hat, die ihren Gatten, den Caroliner Karlheinz Feilke, nach einer Ehe von wenigen Monaten durch Herzschlag verlor, hat unsere Gedanken auch dem Vater wieder stärker zugewendet.

Otto Pfeil wurde am 8. August 1884 in Neubrandenburg geboren, besuchte dort das Humanistische Gymnasium und studierte nach dem Abitur 4 Semester Architektur auf der Technischen Hochschule in Charlottenburg. Dann sattelte er um und ging zur Universität, um Mathematik, Physik und Chemie zu studieren, zog später nach Göttingen, wo er seine Prüfung als Turn- und Schwimmlehrer machte und bestand 1913 in Kiel das Staatsexamen. Er war in Tangermünde und Crone an der Brahe tätig, wurde zum Kriegsdienst eingezogen und 1918 an das damalige Realgymnasium Neustrelitz als Studienrat berufen.

Vor unserem geistigen Auge steht Otto Pfeil in erster Linie als der Turnlehrer des Carolinums. Er kam ja auch aus Neubrandenburg, wo die eigentliche Wiege des deutschen Turnens gestanden hat und Turnvater Jahn selbst zwei Jahre als Erzieher und Begründer des edlen Turnwesens tätig war (vgl. „Carolinum“ Nr. 31, S. 75: A. Wagner: „Neubrandenburg als Geburtsstätte der deutschen Turnkunst“). Ganz in Jahns Geist wirkte um die Jahrhundertwende in Neubrandenburg der allseits verehrte Professor Reinhard, dem seine Schüler an der Stätte seines Wirkens einen Gedenkstein gesetzt haben. Otto Pfeil bezeichnete sich nicht ohne Stolz als einen Reinhard-Schüler. In Neustrelitz hatte das Turnen am Carolinum stets sehr im argen gelegen und war als *quantité négligeable* behandelt worden. Nur wenn eine Turnfahrt unternommen wurde, waren die Schüler ganz dabei. Erst Otto Pfeil brachte den erforderlichen Schwung mit. Er stellte die Leibeserziehung auf eine völlig neue Grundlage. Zum Turnen kam als gleichwertige „Sparte“ der Sport. Durch sein anregendes, ja begeisterndes Vorbild erreichte er in kurzer Zeit auf beiden Gebieten eine Leistungssteigerung, die erstaunlich war. Angeregt durch ihren Turnlehrer gründeten die Schüler den Schüler-Turnverein, der sich mit Ernst und Eifer ganz der Sache des Geräteturnens verschrieben hatte. Wie hervorragend die Leistungen dieser

Turnriege (wie sie nach Verbot der Schülervereine genannt wurde) waren, weiß heute noch jeder, der einmal ein Schulfest des Carolinums in der damaligen Zeit miterlebt hat. Wenn dann der Beifall aufbrauste, galt er jedesmal auch dem Protektor Otto Pfeil, der den Schülern ein echter Turnvater geworden war. — Berühmt waren die von Otto Pfeil durchdachten und geleiteten Turn- und Sportfeste des Carolinums.



Eine unsägliche Kleinarbeit mußte geleistet werden, aber Otto Pfeil besaß den Schneid und das Organisationstalent dazu. — Mit dem modernen Sportgeist verband Otto Pfeil den Sinn für die Romantik aus der Zeit des Turnvaters Jahn. Nach Beendigung der Wettkämpfe erfolgte traditionsgemäß der feierliche Einmarsch in die Stadt. Voran schritt der Tambour-Major mit seinem Trommler- und Pfeiferkorps (nach altem Brauch alle in langen weißen Hosen, auch die Fahnenbegleiter und die Riegenführer). Dahinter das Musikkorps, die Fahne, mit Eichenlaub geschmückt, die Sieger mit eichenlaubumkränzter Stirn und hinter der Fahne geschlossen das Lehrerkollegium. So ging es zum Marktplatz, wo sich der Zug auflöste. Das Lehrerkollegium aber zog vom Markt in den Reichshof. Wenn alles wieder glänzend verlaufen war — und es war stets ein neuer Erfolg — so war das Grund genug, die Feste zu feiern, wie sie fallen. An solchen Tagen gab es keinen glücklicheren Menschen als unseren unvergeßlichen Otto Pfeil.

K.

## Aus Briefen

Dr. Ernst Urbahn: Wir waren im Naturschutzgebiet „Ostufer der Müritz“ tätig. In wenigen Tagen soll es zu weiteren Erkundungen nach Rügen, Usedom und der Insel Bock gehen. Im August folgt dann der große Int. Entomologen-Kongreß in Wien. . . . Ganz besonders hat mich der Spinnen-Artikel interessiert. Allen treuen Freunden herzliche Grüße. — W. Parisius (Superintendent): Viele Blütenträume der Jugend sind nicht gereift. Ich habe meine Lebensleistung einem lebenslangen Herzleiden abringen müssen und können. Mein Grundsatz war: Andere verstehen, bescheiden bleiben, leiden lernen, Christus dienen. . . . Ein Sohn ist Pfarrer, ein zweiter Orgelbauer. . . . Ich machte 1922 Abitur. Dankbare Grüße Herrn Studienrat Köhler und allen Klassenkameraden. W. Parisius genannt Priscus. Jahrgang Tolzien, Krog, Nahmmacher, Distelmeyer. — Dr. Hans Plendl (Florida State University): Paul Steinmann's äußerst sorgfältige Arbeit über Burg Stargard im Rahmen der Landesgeschichte und der Aufsatz über das Strelitzer Technikum fand ich besonders interessant. Heinrich Homann's Aufnahmen durch die Augen der Spinnen fand ich überraschend gut. G. H.'s Gedicht in H. 31 und der Anklang an Eichendorff, der darin zum Ausdruck kam, gefiel mir recht gut, ebenfalls die vorher veröffentlichten Gedichte vom selben Dichter. . . . Je weiter wir Caroliner von der Heimat entfernt sind, umso mehr sind wir dem Herausgeber und seinen Mitarbeitern zum Dank verpflichtet für die Aufrechterhaltung und Wiederanknüpfung der heimatlichen Verbindungen. — [Dr. Plendl besuchte in diesem Jahr zum erstenmal wieder die Heimat und hatte beabsichtigt, den Herausgeber aufzusuchen. Leider ließen die Umstände ein Treffen nicht zu. Wir hoffen auf ein Wiedersehen in zwei Jahren.] — Rudolf Meyer: Es war eine freudige Überraschung, als ich bei alten Carolinern zum erstenmal das „Carolinum“, von dessen Existenz ich nichts ahnte, in die Hände bekam. Plötzlich wurde durch die Hefte die Vergangenheit lebendig. Manchen bekannten Namen fand ich in der Zeitschrift. Ich war auf der Realschule von 1916 bis 1921. — Wilhelm Paschen: Pünktlich am Sonnabend vor Ostern traf Heft 31 ein. Mein erster Gedanke war: Jetzt darf es Ostern regnen. . . . Die Skizze „Über den Gesichtssinn der Spinnen“ ist einzigartig. Wo ich auch darüber berichtete, jeder war eingenommen davon. — Karlheinz Gieseler: Durch einen Zufall, beim Blättern im Presse Leitfaden, erfuhr ich vom Fortbestehen der Zeitschrift der Carolinerschaft. War das eine freudige Überraschung! Nein, das Carolinum ist nicht vergessen! . . . Ich zähle zu den letzten Jahrgängen, die die schöne Schule nahe am See verließen. 1943 wurde ich eingezogen. . . . In Dortmund leite ich jetzt die Pressestelle des Deutschen Sportbundes. — Peter Rhein: Neustrelitz ist ein Stück von meinem Herzen, der Ort, in dem ich mich, und nur einmal in meinem Leben, unter den Menschen wohlgeföhlt habe. Der Mensch, der aus meiner Jugend, vielleicht auch aus meinem ganzen Leben, hervorleuchtet, ist Ulrich Wellhausen. — Ursula Bausch: Am 12. August 1959 feierte die Schloßkirche ihr 100jähriges Bestehen. Vom 9. bis 16. August hatten wir eine Jubiläumswoche. Jeder Abend wurde von auswärtigen Pastoren gestaltet. Baurat Brückner hielt am ersten Abend einen Lichtbildervortrag über die Entstehung des Baues. Am Sonntag, dem 9. 8., hielt der Landesbischof D. Dr. Beste die Festpredigt in überfüllter Kirche. Am Sonntag, dem 16. 8., wurde die Festwoche beschlossen mit einem Kirchenkonzert durch Kirchenmusikdirektor Borlisch und drei auswärtige Solisten. Am 1. Advent wurde in der Stadtkirche der „Messias“ aufgeführt. Ausführende waren die Singakademie, der Kirchenchor Fürstenberg und Berliner Instrumentalisten und Sänger unter Leitung von Hans Borlisch. — Ernst Clodius: Unsere beiden jüngsten Kinder stehen im Abitur. Die Tochter wird medizinische Assistentin, der Sohn hat sich um die Zulassung zum Schiffbau-Studium beworben. — Käthe Worms: Ich besuchte das Lyzeum in Neustrelitz von 1910—1920. Seit 1925 lebe ich in Berlin und war bis 1955 als Krankenschwester im Rudolf-Virchow-Krankenhaus tätig. Leider mußte ich krankheitshalber vorzeitig meinen Beruf aufgeben. — Dr. Grete Staffeld: Wie schön war es in Marburg 1956! Ob ein Treffen jemals wieder so schön und harmonisch werden kann? War es nicht prachtvoll, die Gruppen zu sehen, die sich in den Armen

lagen: „Mensch — büst Du ok dor? Wat mokst Du, wat is ut Di worn?“ Es war ein Fest, das die Seele erwärmt hat. — **Jos. Walchhütter**: Ich bin noch von Professor Haberland in Mathematik unterrichtet worden. — **Rolf Schimmelpfennig**: Kam 1943 als Evakuierter aus Hamburg nach Strelitz-Alt und besuchte das Carolinum von Quinta bis Untertertia. So lernte ich das schöne Neustrelitz mit seiner für mich fast märchenhaft erscheinenden Umgebung, mit seiner Tradition und mit dem schönen Carolinum gründlich kennen und lieben. Dank meinem angeborenen Humor hatte ich ein gutes Verhältnis zu jedem Lehrer. Meine Klassenlehrer waren Studienrat Köpke, Ulrich Wellhausen und Dr. Paul Kühl. — **S. Ch. v. Henning**: Mit den Carolinerheften grüßt immer ein Stück Heimat und man schwelgt in Erinnerungen. — **F. D.**: Gestern kam wieder das „Carolinum“ ins Haus. Ich bin dann für Stunden für niemanden zu sprechen und dann — packt mich das Heimweh! — **Marie-Luise Piotrowski** geb. Rochna: Ich bin die älteste Tochter von St. R. Erich Rochna und Hildegard geb. Feldtmann. Durch Zufall erfuhr ich von dem Bestehen der Zeitschrift „Das Carolinum“. Mein Sohn ist Angehöriger der Handelsmarine. — **Heinz Diederichs**: Ullrich Goedeckemeyer wurde in Heft 25/26 gesucht. Seine Schwester Beate Wien geb. G. ist meine Cousine, sie wohnt in Alt Weilnau bei Usingen im Taunus bei ihrem Bruder. — **Dr. Erich Kassau**: Zum Aufsatz meines verehrten Lehrers Dr. Stichel auf S. 120 in Nr. 31 noch einige Ergänzungen: Ostern 1920 waren in der U I: Rudolf Alstein, Wesenberg, Walter Blank, Neustrelitz, Helmut Fraatz, Fürstenberg, Erich Kassau, Neustrelitz, Robert Lissau, Fürstenberg, Karl Friedrich Müller, Carpin, Wilke, Neustrelitz. Lissau und Wilke gingen im Laufe der U I ab. Alstein starb am 4. November 1921. In der 2. U I waren Gienapp, Heitmann, K. Blank u. a. — **Frau Ottilie Winkelman** hat nach dem ersten Erdbeben in Chile, wo ihre ältere Tochter verheiratet ist, Nachricht erhalten, daß ihre Tochter Eva, der Schwiegersohn und die zwei Kinder am Leben sind. — **Dr. Max Rütz**: Unserem alten Caroliner Paul Weiglin ist jetzt ein Denkmal an seinem Grabe gesetzt — **Dr. Ernst Heyn†**: Für das Carolinum Nr. 30 bedanke ich mich herzlich, es ist wieder ein schönes Heft und hat mir viel Freude bereitet. Auszeichnet ist wieder der kurze und doch das Thema ausschöpfende Beitrag von Hermann Brunswig (Humanismus, Staat und Gesellschaft), auch stilistisch prachtvoll! Das ist ein Mensch nach meinem Herzen! — **H. A. Stoll**: Das „Carolinum“ verbindet Tradition und Neugestaltung aufs edelste und beste. — **Dr. Max Rütz**: „Mann“ (auf dem Gruppenbild) wurde immer „Dicker Mann“ genannt; unter diesem Namen wird jeder wissen, wer er ist. Er stammte aus Mirow oder Wesenburg. Ich traf ihn 1915 in Rußland in einem ärmlichen Dorf bei bitterer Kälte und schwerem Beschuß. Später ist er gefallen. — **Joh. Köhler**: Annalise Wagners Aufsätze finden immer besonderen Anklang, so wieder ihr Artikel „Aufbau in Neustrelitz nach 1945.“ Dr. Pantels Bericht „Das Herzog-Monument im Güstrower Dom“ war gut geschrieben und interessant.

### Bücher

**Heinz Lohmeyer**: „Probleme des Rechtsschutzes im Steuerstrafrecht“. Veröffentlicht in dem vor kurzem in der Verlagsbuchhandlung des Instituts der Wirtschaftsprüfer erschienenen Buch „Vom Rechtsschutz im Steuerrecht“. Der Sonderdruck umfaßt 40 Seiten. — **Georg Tessin**, Archivrat in Koblenz, arbeitet an der Formationsgeschichte des Heeres, der Marine und der Luftwaffe. Da es sich um etwa 25 000 Formationen handelt, ist es eine Lebensaufgabe. Bisher ist die Entwicklung von 1933/39 in Buchform erschienen. — **Gerd Lüpke**: „Mecklenburg und Vorpommern“, mit 96 ganzseitigen Meisteraufnahmen, 120 S. DM 18,50. Vorrätig in der Buchhandlung Walter Schulz, Inh. Georg Schmidt (alter Caroliner), Schwerte/Ruhr, Hagener Straße 3a. — **Otto Fahlbusch**: „Der Landkreis Göttingen in seiner geschichtlichen, rechtlichen und wirtschaftlichen Entwicklung“. Heinz Reise-Verlag, Göttingen 1960. 259 S. DM 12,50. Das Buch, ein Ergebnis langjähriger ernster wissenschaftlicher Forschung, ist in Inhalt, Aufbau und gediegener Ausstattung vorbildlich,



und wurde sofort nach seinem Erscheinen in die Bibliotheken der Ämter, Schulen und Hochschulen eingestellt. Wir werden im nächsten Heft darauf zurückkommen. — Friedrich Griese's „Reuterbiographie“ wird neu aufgelegt und erscheint zum 150. Geburtstag in Lübeck beim Verlag Dr. Matthiessen. Wer die Auszüge daraus in unserem Heft gelesen hat, wird das Verlangen haben, das kleine, aber inhaltsreiche Werk zu besitzen, in dem der Dichter dem Dichter in die letzten und tiefsten seelischen Gründe zu folgen versucht, aus denen Fritz Reuters Werk entsproß. — H. A. Stoll, der Verfasser des Schliemann-Romans „Der Traum von Troja“ und von „Heinrich Schliemann, Abenteuer meines Lebens“ (vgl. „Das Carolinum“ Nr. 29, S. 49), wird zur Jahreswende ein Buch über griechische Tempel mit 48 Bildern und 60 Tafeln herausgeben. — Erhard Wittek (Vater unseres gef. Abiturienten Wolfram Wittek): „Die Welt, die mag zerbrechen“, Christuszeugen des Ostens, Claudius-Verlag, München, 1959, 237 S., DM 6,80. — Klaus Nitsche-Fritz Meyer-Scharffenberg: „Schwerin und seine sieben Seen“, Petermänken-Verlag, Schwerin, 1960. Eine hervorragende Leistung des bekannten Schweriner Verlages, voller herrlicher Bilder. Nach Dr. Steinmann das schönste Buch des Jahres. — Mecklenburgisches Landeshauptarchiv: „Schwerin im Spiegel seiner Stadtpläne“, Petermänken-Verlag, Schwerin, 1960.



Benzin, Rütz, Winkel, Buchholz, Köppen, Kreienbrink, Parbs, Busch  
 Bruhn, Busch, Drews, Kietzmann, Wendt,  
 Michael, Lange, Bruhn, Lamprecht, Maas, Thomas  
 Matheus, Wagner, Horn, Heinrichs ? ? ?  
 Westphal, ? Kreienbrink, Wagner, Prütz, Reinhold, Kurtzisch, Kreienbrink, Guhl, Becker

Geboren bin ich in Woldegk, wo mein Vater Bürgermeister war. Das Schönste aus meiner Kindheit war ein paradiesischer Garten, der sogenannte Bürgermeisterwall, der an der Stadtmauer entlang ein Viertel um die Stadt herum ging. Heute ist er ein ganz besonders schöner Ehrenfriedhof.

Ein großes Ereignis war es, als das neue Krankenhaus gebaut war und die Großherzogin mit Herzogin Jutta kam, um es zu besichtigen. Da mein Vater schwer erkrankt war und nicht zum Empfang zum Bahnhof kommen konnte, ging meine Mutter in seiner Vertretung hin, ich mußte sie begleiten, im rosa Kleid, mit einem Kranz im Haar und einem Blumenstrauß in der Hand. Mit einem tiefen Knicks und den Worten „Willkommen in Woldegk“ erledigte ich meine aufregende Aufgabe.

Eine besondere Freude für uns war es immer, wenn es auf Besuch nach Neustrelitz ging zum Großvater Langbein, der dort an der Schloßkirche Oberhofprediger war und in einem großen hübschen Pfarrhaus wohnte in der Seestraße nahe am Zierker See, gerade gegenüber vom Schloßgarten. Die breite Kastanienallee neben dem Schloßgarten war ein herrlicher Spielplatz. Die Pendeltür vom Schloßgarten klingt mir noch heute in den Ohren.

Eine mir bekannte Persönlichkeit aus jener Zeit war Onkel Rudolphi, der alte Sanitätsrat, der am Markt wohnte oben in Zanders Apotheke. Wenn wir ihn besuchten, mochte ich zu gerne am Fenster stehen und von oben über den ganzen hübschen Marktplatz blicken.

Unvergeßlich bleibt mir die alte Näherin, die öfter zum Nähen ins Pfarrhaus kam. In der Hand hatte sie dann einen Vogelbauer mit ihrem Kanarienvogel, den sie liebevoll betreute. Sie hatte weiße, krause Haare und große schwarze Märchenaugen. Sie konnte so wunderbare Geschichten erzählen, ich ging ihr dann nicht von der Seite! Nähmaschine konnte sie nicht nähen, aber die Nähnadel flog nur so unter ihren flinken Fingern beim Erzählen. Mein Großvater war für sie untrennbar mit Neustrelitz verbunden. Als es hieß, daß er wohl bald aus Neustrelitz fortziehen würde, war sie ganz außer sich und meinte, das ist gerade so, als wenn der liebe Gott aus Neustrelitz weggeht! Wir wollten sie trösten und sagten, dann könnte sie sich ja mal auf die Bahn setzen und auf Besuch kommen. Aber dazu meinte sie nur, in solch unheimliches schwarzes fauchendes Ding würde sie sich in ihrem ganzen Leben nicht setzen.

Als ich 12 Jahre alt war, ich selbst bin eine „Maikatz“ aus dem Dreikaiserjahr, stand ich andächtig auf der Veranda von Großvaters Haus und hörte, wie nachts um 12 Uhr das neue Jahrhundert eingeläutet wurde.

Und ungefähr um die Zeit begann auch meine Schulzeit auf der Töchterschule in Neustrelitz. Ich kam in die 2. Klasse und in Pension zu der rührend guten „Tante Hintze“ in der Seestraße, die eine Reihe von Mädels aufgenommen hatte aus kleinen Städten und von Gütern. Es war eine fröhliche und schöne Zeit mit den so ziemlich gleichaltrigen Mädchen. Z. B. waren Hanning und Mäken Cordua aus Sarnow meine Pensionsschwestern, auch Hanning Pezold, verh. Voß aus Kotzow bei Mirow. Ob noch jemand etwas von ihr weiß?

Natürlich war es in der Pension ein sehr geregeltes Leben. In der Stadt waren wir bekannt unter dem Namen „Backfischaquarium“, wenn wir mit Tante Hintze immer brav zwei und zwei hintereinander unseren Spaziergang machten. Einen besonderen Reiz hatte es natürlich immer für uns, Schülern mit ihren hübschen schwarzen, weißen oder roten Klassenmützen zu begegnen. Es kam

vor, daß wir den hochgewachsenen blinden alten Großherzog trafen oder auch das Erbgroßherzogspaar und dann unseren tiefen Hofknicks hinsetzten. So erzählte mir einmal meine Tante Mariechen Langbein, daß die Erbgroßherzogin zu ihr gesagt hätte: „Heute habe ich Ihre Nichte gesehen, die mit den Locken“, worüber ich mich natürlich ganz besonders geehrt fühlte!

Auch erlebte ich noch die diamantene Hochzeit von den alten Großherzogs, wie sie festlich durch die Straßen fuhren.



Von links nach rechts: Lotte Haberland-Beckström, Maria Fölsch, Miete Märker, Ursula Herzberg, Else Schulz-Cordua, Anna Meier  
Pension von „Tante Hintze“ 1898—1900

Die Spaziergänge durch Schloßgarten, Schloßkoppel, Tiergarten, Badegarten waren einzig schön. Im Sommer gings zum Zierker See zum Baden und im Winter zum Schlittschuhlaufen. Ein biederer Aufseher, Sporer Thieme, hatte aufzupassen, daß das Eis nicht zu früh betreten wurde und keine Ansammlungen auf dem Eis stattfanden, wenn die Eisdecke noch nicht so ganz dick war. Sein Ruf „Runter von das Eis, macht keine Hümpels auf das Eis“ erregte unsere Heiterkeit.

In der Schule waren Lisa Rieck und Mieken Zander meine Nachbarinnen auf der Schulbank. Lisa war unsere kluge Klassenerste. Sie mußte herhalten, wenn Mieken dran kam. Und Lisa verstand es meisterhaft, vorzusagen, ohne die Lippen zu bewegen, nur so aus einem Mundwinkel heraus. „Lisa, du bekommst noch einen schiefen Mund“, wurde sie immer geneckt. Die Lehrer schmunzelten, wenn Mieken sich glücklich durchgewunden hatte. Böse konnte unserer Mieken Zander niemand sein!

Unsere Lehrer waren damals: Herr Rektor Präfke, an den ich mit großer Verehrung noch denke. Fräulein Lorenz, unsere strenge Lehrerin in Englisch und Französisch. Herr Schulenburg, der uns Kenntnisse in Physik beibrachte. Er hatte ein sehr trauriges Schicksal während meiner Schulzeit, denn er verlor seine Frau bei der Geburt von Zwillingen. Dann war da Herr Schmuhl im Rechnen und Singen, dem wir übermütigen Mädels das Leben nicht leicht machten. Die Klasse glich manchmal einem Bienenschwarm. Als einmal die Wogen besonders hochgingen, tat sich plötzlich die Tür auf und Herr Rektor Präfke stand in der Tür! Betretenes Schweigen! Er sagte gar nicht viel, aber daß er dort stand, das genügte. Ich höre auch noch das herzliche Lachen von unserem Rektor Präfke, als wir im Deutsch-Unterricht gerade Grillparzers „Ahnfrau“ lasen und ich damit heraus kam: „Herr Rektor, entschuldigen Sie, ich habe meine Ahnfrau vergessen“. —

Ich erlebte es noch, daß die alte Großherzogin, unsere Protektorin, Ostern zu einer feierlichen Stunde kam und der besten Schülerin eine Prämie über-

reichte. Ein großes Ereignis für uns alle! Meine Tante Mariechen Langbein, die in ihrer Jugend auch so eine Prämie erhalten hatte, bewahrte diese, eine wunderschöne Ausgabe von „Hermann und Dorothea“, wie ein Heiligtum auf.

Auch meine Mutter hatte schon die Töchterschule besucht. Der Bruder meiner Mutter, Wilhelm Langbein, der später Pastor in Schwichtenberg bei Friedland war, ist auch Lehrer an der Töchterschule gewesen und war in jungen Jahren Erzieher der Prinzen. Vier seiner Kinder sind übrigens nach Argentinien gegangen und erfreuen sich eines großen Kinderreichtums. Als Onkel Wilhelm als junger Lehrer in der Töchterschule zu unterrichten begann, versuchten die Mädchen, ihn in Verlegenheit zu bringen. Sie spießten ihre sämtlichen Handschuhe auf die in der Klasse angebrachten Kleiderriegel auf, so daß all die Handschuhfinger auf ihn zeigten. Onkel Wilhelm äußerte nur: „Ach, ich hätte gar nicht gedacht, daß ihr alle so große Hände habt!“ Er hatte die Mädchen an ihrer empfindlichsten Stelle, ihrer Eitelkeit, gepackt. Der Kampf war ausgefochten: der junge Lehrer wurde anerkannt.

Der Zufall wollte es, daß meine Einsegnung in der Schloßkirche die letzte Amtshandlung meines Großvaters war, weil er in den Ruhestand trat. Zu unserem Leidwesen zog er dann nach seiner Geburtsstadt Friedland. Wir wären so viel lieber in Neustrelitz geblieben. Da meine Eltern früh starben, war das Haus meines Großvaters mit meinen beiden Tanten, Mariechen und Martha Langbein, die ihn betreuten, unser Zuhause geworden. Und so mußten wir denn Abschied nehmen von unserem lieben Neustrelitz.

Gretel Borck geb. Fölsch  
Mutter von 6 Kindern



Karl Klapper: „Kiefern im Sturm“

### *Fahrt in die Heimat*

Im August dieses Jahres packte mich wieder die Sehnsucht nach der alten Heimat im Strelitzer Land. Der Autobusverkehr floriert, besonders in der Strelitzer Heimat. In Neubrandenburg ist unweit des Reichsbahnhofes ein Busbahnhof mit 10 Bahnsteigen, von denen die Fahrzeuge nach allen Richtungen abfahren: Woldegk, Feldberg, Neustrelitz, Demmin, Schwerin und so fort. Ich stieg also kurz entschlossen hier um 12 Uhr in den Bus und war bereits um 16 Uhr in Neubrandenburg. Dort wird in der Innenstadt ja sehr gebaut. Ich fand mich nicht so recht mehr zurecht, nur an dem herrlichen Stargarder Tor konnte ich mich wieder orientieren. Dann ging es vorbei an Tannenkrug nach Usadel. Die Pappelallee aus der Zeit Napoleons ist dort verschwunden, aber schnell nahm ich noch einen Blick über die Weite des Tollensee's und Liepssee's, einer der schönsten Ausblicke in ganz Mecklenburg. Schon folgten Blumenholz und Weisdin. Bei „Mutter Grell“ wird kurz gehalten, jetzt HO-Gaststätte. Weiter ging's. Der bewaldete Schloßberg winkt herüber, kommt links der Langesee, dann rechts der Krebssee, den langen Berg hinunter, den anderen hinauf und schon sind wir an der Friedhofskapelle, Schützenhaus und dann in der Hohenzieritzer Straße. Da stehen die Erinnerungen auf. Hier wohnte Studienrat Köhler, hier Bernhard Zanzig, da Walter Heinrichs. Gasthaus Gotsmann ist auch noch da, Bäcker Kaufmann und da das alte Gymnasium. Ich kenne aus meiner Schulzeit nur dieses. Der Schulhof winkt durch die Häuser. Ob die Maulbeerbäume wohl noch stehen? Schon sind wir vorüber. — Der Markt. Ich steige aus. „Reichshof“? Ja, ist noch da — heute HO. Ist geblieben was er war. Früher auch schon H. O. (H. O. Lüdecke). „Goldene Kugel“ da drüben auch noch da. Befremdet aber fühle ich mich, weil ich nicht mehr über den Marktplatz gehen kann zum Rundteil. Ich muß am Rande des Platzes verbleiben, um das Rundteil sausen die Kraftfahrzeuge. Ja, auch eine Errungenschaft unseres Jahrhunderts. Nach dem Abendessen gehe ich noch einmal zum Glambecker See, am Wasserturm vorbei zur Badeanstalt. Da ist noch reger Betrieb. Ich gehe den alten „Franzosensteig“ entlang, und bald steigt vor mir das schlichte und schöne weitgestockte Gebäude des neuen Carolinums auf. Lange betrachte ich es in Gedanken versunken.

Am nächsten Morgen mache ich noch einen Spaziergang. Zunächst zum „Tiergarten“. Er ist sehr viel schöner geworden, seitdem das Damwild dort nicht mehr die natürliche Waldverjüngung verbeißen kann. Auch sind die Bäume älter und wichtiger geworden, überall Unterwuchs und Gebüsch, prächtige Waldbilder. Ist der Rodelberg noch da? Ja. Dann zur Schloßkoppel und zurück am früheren Marstall und dem kleinen, neuen und schönen Friedrich-Wolff-Theater vorbei in den Schloßpark (jetzt Stadtpark). Das Schloß fehlt. Ein großer Jammer, eine Lücke in dem Gesamtbild der Anlagen, die einmal wieder irgendwie ausgefüllt werden muß. Am Zierker See bei der Weißen Brücke — ja, sie ist noch da — ein gut eingerichteter Strandbetrieb. Ich verweile etwas auf einer Bank, sehe nach Torwitz hinüber, Prä-lank, und dort winkt der Zierker Kirchturm. Hier botanisierten wir mit „Deißer“ Reinke. Dann durch den unteren Schloßgarten am Hebetempel vorbei die Zierker Straße zurück: „Hesse's Weinstuben“ sind noch da, Strelitzer Straße, ja, „Café Pogoda“ existiert auch noch. Und dann stand ich in dem früheren Buchladen von Fritz Michaelis — heute Volksbuchhandlung. Es war mir, als müsse Fritz Michaelis jeden Augenblick erscheinen, aber er kam nicht.

Nachmittags fuhr ich dann in meine engere Heimat, den schönen Mirower Holm, und verbrachte dort noch einige Tage bei dem befreundeten Förster Walter Mohnke. Die Stille der Wälder und Seen, der Duft von Himbeerkraut und Farnen umgaben mich. Bis hier war unsere Zivilisation noch nicht gedungen. Keine Chaussee, keine Eisenbahn, kein Motorengeräusch. Hier war noch Natur. Hier hörte man noch die Stimmen der Tiere, ein Reiher fliegt dort krächzend vom Ufer fort, der Haubentaucher trompetet, und hoch in des Äthers Blau zieht ein Seeadlerpaar bei strahlendem Sonnenschein seine Kreise. Ach, da konnte man einmal wieder die Brust voll Heimatluft saugen und neue Kräfte sammeln für die Arbeit in unserem unruh-vollen Zeitalter.

*Ludwig Schultz*

### Vorstandssitzung in Hamburg

Am 10. Juli d. J. fand in Hamburg eine Sitzung unseres Vorstandes statt. Es wurde in freimütiger Aussprache Rechenschaft über das vorjährige Treffen in Marburg abgelegt. Die gewonnenen Erfahrungen sollen für das nächste Carolinertreffen nutzbar gemacht werden, das für 1962 wiederum in Marburg — allerdings in etwas anderer Form — vorgesehen ist. Eingehend wurde sodann die weitere Ausgestaltung unserer Zeitschrift erörtert, die das beste Bindeglied zwischen allen Carolinern darstellt und für deren Herausgabe unserem Oberstudiendirektor a. D. Pihler immer wieder Dank und Anerkennung gebührt. Dem heimatlichen Teil wie auch den Personalien wird insbesondere Raum gegeben werden. Daneben besteht aber auch beachtliches Interesse an Aufsätzen und Berichten aus der großen Geistes- und Kulturwelt, der sich unser Carolinum stets verbunden fühlte. Daher auch der Untertitel: „Blätter für Kultur und Heimat“! Dem vielfach vorgetragenen Wunsch, diese Zeitschrift häufiger erscheinen zu lassen, stehen noch finanzielle und arbeitsmäßige Schwierigkeiten entgegen. Eine Entlastung des Herausgebers ist ohnehin erforderlich.

Was die wichtige Beitragsfrage anbetrifft, so soll zunächst an dem auf der Hauptversammlung in Marburg beschlossenen Jahresbeitrag von 10 DM festgehalten werden. Voraussetzung bleibt aber, daß alle Caroliner (einschl. ehem. Realschüler und Lyzeistinnen) sich auch zu diesem Jahresbeitrag bekennen und ihn regelmäßig an unseren Schatzmeister Blank abführen. Freunde unserer Carolinerschaft zahlen 6 DM pro Jahr. Darüber hinausgehende Spenden, für die wir außerordentlich dankbar sind, mögen uns nach wie vor zuteil werden, damit wir unsere Zeitschrift weiterhin im bisherigen Format herausgeben können! Insgesamt ergab die Vorstandssitzung eine vertrauensvolle Zusammenarbeit, wie sie echtem Caroliner-Geist entspricht. H.

#### Aufruf

*Dipl.-Ing. Walter Rieck, Bergisch-Neukirchen b. Opladen, Hauptstraße 96*, hat sich bereit erklärt, das Werk seines Vaters, Prof. Dr. Rieck fortzusetzen und die Abiturienliste, die dieser bis zum Jahre 1906 in der Chronik zur Hundertjahrfeier aufgestellt hat, bis zum Jahre 1945 zu vervollständigen. Schätzungsweise werden 640 Namen zusammenkommen. Zur Anlage der hierzu nötigen Kartei bitten wir alle Abiturienten des Carolinums, die seit 1907 die Reifeprüfung bestanden haben, nach dem unten folgenden Muster eine Postkarte auszufüllen und an die obige Adresse zu senden.

Muster		Abiturium: O 1926 R.	
Name	Vorname	geb.:	Beruf und Anschrift
Lehmann	Kurt	23. 7. 1907	Dipl.-Ing. Stadtbaurat a. D. Hanau, Bergstraße 14

Wir waren insgesamt 13 Abiturienten

- |                 |               |         |
|-----------------|---------------|---------|
| 1. Krage        | 7. Ohligs     | 13. Ich |
| 2. Michaelis    | 8. Zimmer     |         |
| 3. Herbord †    | 9. Rinau      |         |
| 4. Timm         | 10. Bittkow † |         |
| 5. Höffert gef. | 11. Lindner   |         |
| 6. Becker       | 12. Krafft    |         |

Unterschrift: gez. K. Lehmann

G. = Gymnasium  
R. = Realgymnasium

Bemerkungen siehe umseitig!

## 2. Treffen der Caroliner und Lyzeistinnen in Lübeck

Aus der näheren und weiteren Umgebung Lübecks trafen sich diesmal 37 „Ehemalige“ mit Angehörigen in Restaurant unseres Mecklenburger Landsmannes Ullrich in der Beckergrube in unmittelbarer Nachbarschaft des Theaters.

Peter Heitmann eröffnete den Abend und konnte zur allgemeinen Freude den früheren stellv. Direktor des Lyzeums, Prof. Dr. Saß mit Frau aus Arolsen sowie unseren lieben „Schnurz“ Bahlke aus Hermannsburg besonders begrüßen. „Schnurz“ überreichte darauf mit launigen Worten einen von ihm selbst geschnitzten Ständer mit der Inschrift „De Caroliner“ mit Mecklenburger Flagge, die unsere gemeinsame Tafel bei künftigen Treffen schmücken werden und Michel Ludewig zu treuen Händen übergeben wurden. Der Dank der Anwesenden drückte sich in einem dreifachen Hoch auf „Schnurz“ aus.

Bald folgte dann der „gemütliche“ Teil des Abends, der die Anwesenden noch bis nach Mitternacht in anregenden Gesprächen zusammenhielt.

Man schied mit dem Versprechen, sich bald wieder zu treffen, und zwar

am Sonnabend, dem 22. Oktober 1960, 20.15 Uhr  
im Stadtrestaurant (Hauptbahnhof) zu Lübeck.

Ein Hinweis für die Lübecker soll zur Erinnerung noch kurz vorher im Veranstaltungskalender der „Lübecker Nachrichten“ erscheinen.

Etwilige Teilnehmer werden gebeten, ihre Anmeldung zum Treffen wieder an Michel Ludewig, Schwartauer Allee 13a, Lübeck, zu senden. Helga Pape

Zu dem Gruppenbild auf Seite 81.

Der älteste Jahrg. auf dem Bilde wird dargestellt von den Abiturienten Ostern 1905:

Walter Proschwitzky, Max Rütz, Werner Behm.  
Hans Buff und Fritz Rütz.

Leider fielen im ersten Kriegsjahr des 1. Weltkrieges bereits Behm, Buff und Fritzing Rütz.

Als ich 1925 zur Schulfeyer in Neustrelitz war, fragte ich Johannes Köhler, was wohl aus Proschwitzky geworden sei. Köhler konnte mir nur mitteilen, daß alle Umfragen nach ihm ergebnislos verlaufen seien. Die Mutter habe in Strelitz-Alt gewohnt und sei verzogen. — In den „Schlachten des Weltkrieges“ las ich kurz darauf: „Bei der Sprengung der Gneisenau fand der Marineoberingenieur Proschwitzky den Heldentod“. — Bald danach jährte sich zum 10. Male die Schlacht bei den Falklandsinseln. Ich teilte Köhler meine Kenntnis aus den „Schlachten des Weltkrieges“ mit und bat, einen Kranz an dem Tage der Schlacht unter die Ehrentafel zu legen, ferner dafür zu sorgen, daß der Name von Proschwitzky nachträglich in die Tafel eingeschnitzt würde. Für die Kosten träte ich ein.

Köhler schrieb einen lieben Brief und teilte mir mit, daß er mir eine angenehme Überraschung bereiten könne. Primaner des Gymnasiums hätten eine Reise nach Ostpreußen gemacht und in Königsberg durch eine Zeitungsannoncè zu einem Treffen der Mecklenburger aufgefordert. Bei dieser Gelegenheit hätte sich Proschwitzky gemeldet als damals Oberbaurat in Königsberg!

Ich schrieb ihm eine Postkarte, die er nicht beantwortete, nein, er kam mit dem nächsten Zuge in Berlin an. Nun blieben wir in ständiger Verbindung. Den Vorschuß von 20 Mark behielt Köhler für eine Besichtigung des Pergamonmuseums durch Schüler des Carolinums.

Für mich kam der Lohn erst im 2. Weltkriege. Proschwitzky mußte in Dänemark Schiffe herrichten und hin und wieder der Marineleitung in Berlin Vortrag halten. Bei solchen Gelegenheiten brachte er mir dann Speckseiten mit, — sie waren nicht so dick wie in Mecklenburg — aber wer sah 1941 auf die Dicke der Speckseiten! Als ich einmal zu ihm sagte: „Du hast ja erst vor 6 Wochen eine mitgebracht“, meinte er: „Für einen Kranz kann man nicht genug Speckseiten mitbringen!“

Der untergegangene Marineoberingenieur war der Bruder von Proschwitzky.

Max Rütz



*Die Obersecunda (R) auf Turnfahrt im Spreewald 1928*  
v. l. n. r.: Helmut Staude †, St.R. Rosenhainer, Koch, Knacke, Mühl, Bethusy-Huc †

---

#### *Angebot*

Angeboten wird ein Mecklenburgisches Album mit 60 Stahlstichen, herausgegeben und verlegt von B. S. Berendsohn in Hamburg. Größe der Blätter 32×24. Erschienen schätzungsweise um 1850. Liebhaber werden gebeten, sich an die Schriftleitung des „Carolinum“ zu wenden.

---

*Unbekannt verzogen:* Achim Tacke; Helmut Fröhlich; Ernst Ringer; Wolf Dietrich Ehrentreich; Dipl.-Ing. Karl August Stark; Heinz Tiedt, Hannover; Wilhelm Grosskopf; Rechtsanwalt Berbohm; Heike Deukelman; Brigitte Höllge.

Sollte jemand Heft 31 versehentlich nicht erhalten haben, bitten wir um kurze Nachricht.



## Uns' plattdütsch Eck

Wi Minschen reisen dörch de Tied  
von Dag to Dag in dulle Fohrt.  
Keen weet den Weg, keen weet wur wiet,  
keen weet, wur lang de Reis noch wohrt.

Du meenst woll, dat ik ollen Mann  
von wägen dit blots klagen do?  
Dat maak ik ok woll af un an,  
doch mierste Tied bün'k hellschen froh.

Denn wenn ik ok nich weiten kann,  
wur lang mien Lebensreis noch duurt,  
ik heff en goden Stüürmann!  
Herr, blief bi mi an Buurt!

*Bernh. Trittelwitz*

---

### Aus: Hanne Nüte un de lütte Pudel

Sinen ollen Fründ

**Korl Kräuger**

taum Gedächtnis an de schönen Jung's-  
un Schauljohren von den,  
de 't schrewen hett

As 't Sommer würd, un Frühjohr was,  
Dunn drewen s' ehr Gössel in 't gräune Gras,  
Dunn sprungen de Gören  
Ut Stuwen un Dören  
Un danzten herümmer in 'n Sünnesschin,  
Un't Freuen un Lachen hadd gor kein En'n  
Un sprungen vör Lust un klappten de Hän'n:  
„Kik, Fiken, kik, Pudell! des' säben sünd min.  
Kik, Fiken, kik, Pudell! dit 's uns' oll grag' Gant,  
Un wohrt man jug' Gäus', hei 's betsch, de oll Rekel;  
Un hollt jug man linksch, un hollt jug tau Hand! —  
Süh, nu geht 't all los. — Entfamtige Ekel!“ —  
Un sei stahn nu un slahn  
Mit de barkenen Strük:  
„Willst, Racker, woll glik!  
Watt heww'n Di uns' Gäus' un uns' Gösseling dahn?“ —  
So häuden sei 'runner nah gräune Wisch,  
Wo de Frühjohrsdag  
Hell d'räwer lagg,  
As en reines Laken up Gottes Disch.  
De Disch steiht äwerst man noch arm;  
Dor 's nicks von Sommerkost tau seihn;

De Blaumen wagen knapp dat Bläuhn,  
 Un lockt de Sünn ok hell un warm,  
 Sei trugen all den Freden nich,  
 Verstecken un verkrupen sich.  
 Dat hartlichst Tüg, dat Winterkurn,  
 Dat spitzt verdeuwelt fin de Uhr'n  
 Un horkt herute in de Welt,  
 Ob Rip ok woll un Snei noch föllt;  
 Dat Blatt, da kümmt irst ganz bescheiden  
 Un kickt sick nah den Nachtfrost um:  
 „Büst, Racker, hir noch wo herüm?  
 irst gah din Weg', nahst will 'ck mi breiden.“  
 Blag Öschen dukt unner den Wepeldurn,  
 As wull't irst lur'n,  
 Ob 't sick ok schickt,  
 Dat 't fröhlich in de Welt 'rin kickt;  
 De Botterblaum, deip in de Bläder  
 Mit ehren Sünnenangesicht,  
 Kickt nah de Sünn, as wull sei fragen:  
 „Na, Swester, segg, kann ick 't woll wagen?  
 Und krig w' nahgradens beter Weder?“  
 Un rechtsch un linksch un hin'n un vören,  
 Dor spaddelt dat Allens von Gören un Gören,  
 De springen un wöltern in 't gräune Gras;  
 Dat ein, dat liggt langs un dat anner verdwas;  
 Kein Mütz un kein Büx,  
 Kein Strümp un kein Stäwel,  
 Kein Rock un kein Nicks,  
 Blot Beinen un Knäwel;  
 So spaddelt dat 'rümmer in 'n Sünnenschin. —  
 Kann 't jichtens up Irden woll beter sin? —

---

De oll Herr Paster, ganz verluren  
 In all de schöne Frühjohrspracht,  
 Geiht unnr'e Linden up un dal;  
 Sin Og' is hell, sin Hart, dat lacht  
 Un freu't sick, dat dat noch einmal  
 Den gräunen Bom, de junge Saat,  
 De Welt in ehren Frühjohrsstaat  
 Mit olle Leiw ümfaten kann.  
 So lichtung ward den ollen Mann;  
 De bleiken Backen farwen sick,  
 Hei schüwwt sin swartes Käppel t'rügg  
 Un fröhlich in de Welt 'rin süht 'e;

Dunn kümmt Jehann herup tau gahn,  
 De oll Herr süht 't un bliwwt bestahn:  
 „Sag' mal, Sophie, ist das nicht Hanne Nüte?“ —  
 „„Ja, Vater.““ „Ei, was führt den her?  
 So weiß und rot, man kennt ihn gar nicht mehr!  
 'S ist doch 'ne wundervolle Zeit,  
 Die Frühlingszeit; selbst Schmiedejungen  
 Sind aus den ruß'gen Essen heut  
 Zu lichten Farben durchgedrungen.  
 Sieh bloß mal diesen Hanne Nüte,  
 Er blüht wie Ros' und Apfelblüte!“ —  
 Un unse Smäd'jung' kümmt nu 'ranne  
 Un sinen Filz herunne tüht e:  
 „„Gun Morr, Herr Paster!““ — „Morgen, Hannel! —  
 Was wünschest Du, mein lieber Sohn?“ —  
 „„Je, Herr Pastur, ick hadd min Profeschon  
 Nu richtig lihrt un bün Gesell,  
 Un gistern schrewen sei mi ut.““ —  
 „Das ist ja prächtig, lieber Schnut! —  
 Sophiechen, liebes Kind, geh' schnell  
 Zu Mutter, Schnut wär' nun Gesell,  
 Sie sollt' 'ne Flasche Wein 'rausschicken,  
 Und bring' auch ein paar Gläser mit,  
 Wir wollen an den Tisch hier rücken.“ —  
 De Win, de kümmt. — „Also ein Schmidt,  
 Neu von der Elle,  
 Ein ausgeschriebener Geselle?“ —  
 „„Ja, Herr, un wull Adjüs doch seggen.““ —  
 „Dann soll's nun wohl aufs Wandern gehn?“ —  
 „„Ja, morgen, dacht wi, Herr Pastur.““ —  
 „Ei, ei! Das ist ja wunderschön!  
 Am ersten Mai auf Reisen gehn,  
 Wenn neu erwacht ist die Natur,  
 Wenn alles grünt und alles blüht,  
 Bei Drosselschlag und Lerchenlied  
 Zu ziehen durch die schöne Welt!  
 Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt.  
 Juchhei!  
 Und wer will mein Kamerade sein,  
 Mit frohem Mut und leichtem Sinn  
 Zu wandern und ziehen am ersten Mai? —  
 Trink aus, mein Sohn, trink aus den Wein!  
 Drink man, min Sähn, ick schenk Di wedder in! —  
 Ja, wenn's mein Stand und Alter litt',  
 Ich zög' wahrhaftig gerne mit.  
 Und wo geht denn die Reise hin?“ —

„„Je, Vater meint, in 't Reich\*) herin  
 Un denn nah Belligen un Flandern,  
 Un wenn dat mäglich wesen kün, —  
 Denn süll ick ok nah England wandern.““ —  
 „Und da hat Vater recht, mein Sohn,  
 Die Hauptsach' ist die Profession;  
 E i n s soll der Mensch von Grund aus lernen,  
 In e i n e m Stücke muß er reifen,  
 Und in der Nähe, in den Fernen  
 In seiner Kunst das Beste greifen,  
 Dann kann er dreist mit Fug und Recht,  
 Sei's Handwerksmann, sei's Ackerknecht,  
 Sich stellen in der Bürger Reih'n.  
 Er wird ein Mann und Meister sein.  
 Und meint denn Mutter ebenso?“ —  
 „„Ne, Mutter meint nah Teterow,  
 Un höchstens meint sei bet nah Swaan,  
 Doch wider süll ick jo nich gahn.““ —  
 „Ja, ja! Ich dacht's! Das ist der Mütter Art;  
 Sie halten gern im engsten Schrein  
 Ihr liebes Kind vor Fährlichkeit verwahrt,  
 Und bei den Töchtern mag's auch richtig sein.  
 Doch bei den Jungen sag' ich: nein!  
 So'n Bursch muß durch die Länder schweifen,  
 Die Ecken, Kanten 'runter schleifen,  
 Muß lernen sich zu tummeln, rühren,  
 Den Stoß durch Gegenstoß parieren,  
 Bald unten und bald oben liegen,  
 Den Feind bekämpfen und besiegen,  
 Bis in ihm fertig ist der Mann,  
 Und er sich selbst besiegen kann. —  
 Darauf — komm' her! — trink mit mir aus!  
 Und kehr als tücht'ger Kerl nach Haus! —  
 Und nun noch e i n s ! — Kannst Du's verbinden  
 Mit Deiner Reise ernsten Zwecken,  
 So suche Deinen Wanderstecken  
 Mit bunten Blumen zu umwinden;  
 Zieh durch die schönen deutschen Länder,  
 Schau von dem Berg auf Waldesgrün  
 Und auf der Ströme Silberbänder,  
 Die sich durch Ährenfelder ziehn.  
 Begrüß die Städte altersgrau,  
 Wo Sitte wohnt und deutsche Art,

---

\*) Unter ‚Reich‘ versteht der plattdeutsche Handwerksgesell das westliche Mittel- und Süddeutschland. (R.)

Und grüß von mir den edlen Gau,  
 Wo dieser Wein gekeltert ward. —  
 Sieh mich, mein Sohn! In meinen alten Tagen  
 Lebt frisch noch die Erinnerung,  
 Als ich, wie Du, einst frei und jung  
 Den Flug tat in die Ferne wagen.  
 Ach Jena! Jena! lieber Sohn,  
 Sag mal, hörst Du von Jena schon?  
 Hast Du von Jena mal gelesen?  
 Ich bin ein Jahr darin gewesen,  
 Als ich noch Studiosus war.  
 Was war das für ein schönes Jahr!  
 Ach, geh mir doch mit Mutters Schwaan  
 Und mit des Alten Engeland,  
 Nein, Ziegenhan und Lichtenhan,  
 Und dann der Fuchsturm, wohlbekannt,  
 Und auf dem Keller die Frau Vetter\*) —  
 Es war ein Leben, wie für Götter! —  
 Trink mal, mein Sohn, trink aus den Wein;  
 Ich schenk' uns beiden wieder ein. —  
 Und auf dem Markte standen wir,  
 Zur Hand ein jeder sein Rappier,  
 Und Terz und Quart und Quartrevers —  
 Gib mir Dein Glas nur wieder her —  
 Die flogen links und rechts hinüber!  
 Ja, ja, da ging es scharf, mein Lieber!“  
 Un nimmt en En'n von Bohnenschacht:  
 „Sieh so, mein Sohn, so wurd's gemacht,  
 So lag man aus, so kreuzte man die Klingen.“  
 Un stött en pormal krüz un quer  
 Un fängt dann düdlich an tau singen, —  
 Sin leiwe Fru stunn achtr 'e Dör —  
 „Stoßt an! Jena soll leben!  
     Hurra, hoch!  
 Stoßt an! Jena soll leben!  
     Hurra, hoch!  
 Die Philister sind uns gewogen meist,  
 Sie wissen den Teufel, was Freiheit heißt.“  
 So ging's, so ging's, mein lieber Schnut.“ —  
 Dunn kümmt sin leiwe Fru herut  
 Un schüdd't den Kopp un kickt em an:  
 „„Ich weiß nicht, Vater, wie Du bist,  
 Wie man so weltlich singen kann!

---

\*) Ziegenhain, Lichtenhain, der Fuchsturm, der Fürstenkeller sind allbekannte Ausflugsorte und Studentenkneipen bei und in Jena.

Wie kannst Du, so ein Beispiel geben?"" —  
 „Ja, so! Ja, so! Mein Kind, mir ist  
 Das heitre, junge Frühlingsleben,  
 Der Wein und die Erinnerungen  
 An Zeiten, wo dies Lied wir sungen,  
 Ein bißchen in den Kopf gestiegen.  
 Doch Du hast recht! — Mein lieber Sohn,  
 Laß Dich von Torheit nicht betrügen!  
 Es ist auf Erden alles eitel,  
 Das sagt schon König Salomon;  
 Und von der Sohle bis zum Scheitel  
 Sind wir der Torheit preisgegeben.  
 Nimm vor der Torheit Dich in acht!“ —  
 Un set't bi Sid den Bohnenschacht. —  
 „Die Kunst ist lang, kurz ist das Leben ...“ —  
 Un geht mit Hannern bet an 't Dur: —  
 „Sieh um Dich, Sohn! Die ganze Kreatur  
 Ist in die Sünde tief versunken  
 Und seit dem ersten Sündenfall  
 Hat sie zum Himmel 'rauf gestunken. —  
 Halt mal! War das die Nachtigall? —  
 Wahrhaftig, ja! — Bleib doch mal stehn!  
 Ja, ja, sie ist's. — Wie wunderschön! —  
 Ja, ja, verderbt ist die Natur  
 Und liegt in Höllen-Sündenbanden,  
 Und durch die Lust der Kreatur  
 Macht uns der Böse all' zuschanden,  
 Darum, mein Sohn ... — Ei, ei, da ist sie wieder! —  
 Wie legen sich die Nachtigallenlieder  
 So trostvoll doch ans Menschenherz!  
 Als wenn sie mit der Sehnsucht Klängen  
 Vom Himmel zu uns nieder drängen,  
 Zu ziehn die Seele himmelwärts,  
 So süß-gewaltig ist ihr Ton! —  
 Nun, nun, Du reisest morgen schon —  
 Wir sprachen eben von der Sünde —  
 Nun reis' mit Gott, mein lieber Sohn!  
 Ich sag' Dir später meine Gründe  
 Für die Verderbtheit der Natur.“ —  
 „„Na, denn adjüs ok, Herr Pastur!"" —  
 Un Hanne geht, doch as hei sick  
 Rechtsch in de Strat will 'rümmer wen'n,  
 Röppt em de Herr Pastur taurügg,  
 Leggt an den Mund de beiden Hän'n  
 Un röppt em tau: „Ein Wurd noch, Sähn! —  
 Ich würde doch nach Jena gehn!“

## Neue Anschriften

### 1. Caroliner und Angehörige

- Göbel, Ilse, geb. Hagemann, Neuenhaslau, Postfach  
Jacobs, Karl-E., Bildreporter, Berlin-Lichterfelde, Finkenstein-Allee 76  
Pelz, Walter, Verwaltungsrat, Oldenburg i. O. Melkbrink 71  
Köhler, Hans-Jürgen, Offizier der Handelsmarine, Hamburg-Altona, Langenfelderstraße 57, bei Meier  
Piotrowski, Marie-Luise, geb. Rochma, Berlin W. 30, Nürnberger Straße 29/30 I.  
Schröder, Franziska Christa, Lübeck, Königstr. 101—105  
Stein, Mes. Sophia, geb. Bachmann, London W. 2, 1 Orme Lane  
Wien, Beate, geb. Goedeckemeyer, Alt Weilnau bei Usingen/Taunus  
Aldag, Ilse, geb. Clodius, Hamburg 22, Blumenau 75  
Nehls, Ella, Essen-Ruhr, Oberschlesienstraße 60  
Sauter, Margarete, geb. Wentzel, Berlin-Wilmersdorf, Mainzer Straße 15 I  
(Witwe unseres Caroliners Dr. jur. Walter Sauter)  
Wienck, Gisela, Köln-Deutz, Gotenring 46 (Tochter unseres verstorbenen Caroliners Hans Wienck)  
Runge, Otto (Warbende), München 58, Heilwigstraße 17

### 2. Freunde des Carolinum

- Brandt, Oberstudiendirektor i. R., Dr. phil., Bayreuth, Nibelungenstraße 3  
Klatt, Detloff, Dr., Oberpfarrer i. R., Wiesbaden, Emserstraße 5  
Köberich, Oberbaurat, Kassel, Feerenstraße 6  
Krause, Hugo, Journalist, Hamburg-Ohlsdorf, Resskamp 2, Hochhaus VI  
Reincke, Erich, Studienrat i. R., Ratzeburg i. Lbg., Saarlandstraße 30  
Laeger, Alfred, Major a. D., Alfeld/Leine, Bahnhofstraße 7  
Weiher, Erich, Reg.-Direktor, Kiel, Feldstraße 72 II

### Aus dem Inhalt des nächsten Heftes

- Hinter der Toppilla (Hermann Brunswig-Argentinien)  
Albrecht von Maltzan, 1813—1851, der Begründer des Archivs der Freunde der Naturwissenschaft in Mecklenburg (A. Wagner)  
Chronik der Stadt Burg Stargard, Teil V (Dr. Paul Steinmann)  
David Chytraeus, der Historiker des Nordens (Dr. Detloff Klatt)  
Der mecklenburgische Satiriker Christian Ludwig Liscow 1701—1760 (Friedrich Griese)  
Auf der Suche — Eine Vorfrühlingswanderung am Sonntag Laetare, 11. 3. 1945 (Walter Karbe †)  
Mein berühmter Namensvetter (Hermann Roessler-Canada)  
Wilhelm Unger 1775—1855, Neffe von Wilhelm Tischbein, Hofmaler und Professor in Neustrelitz Teil I (Professor Dr. Eckhard Unger)

Redaktionsschluß für Heft 33 1. Februar 1961

Postscheckkonto: Walter Blank, Kiel 1  
Hamburg 21 80 06 für Altschülerschaft Carolinum.